


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Zweiundachtzigster Band.

Oktober bis Dezember 1895.



Berlin, 1895.

Verlag von Hermann Walther.

Inhaltsverzeichniß

des

82. Bandes der „Preußischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

Besprochene Werke.

Politische Korrespondenz.

Fachzeitschriften, aus denen entweder wörtlich oder mit größeren oder geringeren Umarbeitungen und Umformungen Aufsätze übernommen sind:

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Zweiundachtzigster Band.
Erstes Heft.
Oktober 1895.

Inhalt:

Auf die „Preußischen Jahrbücher" abonnirt man vierteljährlich für 5 Mark bei allen Buchhandlungen und Postämtern. — Einzelne Hefte sind für 2 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Berlin, 1895.
Verlag von Hermann Walther.

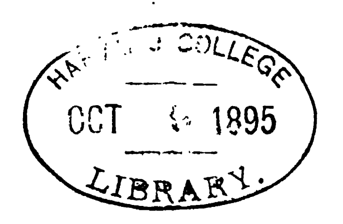
Notizen und Besprechungen.

Archäologie. Dr. Koepp, Privatdoz. a. d. Univ. Berlin: Gr. G. Tocilesco, Das Monument von Adamklissi — Tropaeum Traiani. —

Kunst und Literatur. Dr. Carl Neumann, Privatdoz. a. d. Univ. Heidelberg: Pan, Zeitschrift der Genossenschaft Pan. Joseph Sattler, die Wiedertäufer.

Politische Korrespondenz.

(D), Das wahre und das falsche Kartell.



Das Geheimniß der Napoleonischen Politik im Jahre 1870.

Von

Hans Delbrück.

Das Letzte, was uns Heinrich von Sybel hinterlassen hat, ist ein kleines Heft zur Ergänzung seiner großen Geschichte der Begründung des Deutschen Reiches. Es ist im Wesentlichen eine Streitschrift, um seine Auffassung gegen abweichende Ansichten zu vertheidigen, und auch mir sind einige seiner Ausführungen gewidmet. Ich war gerade dabei, mir die Bücher und Excerpte zusammenzulegen, um sie mit in die Sommerfrische zu nehmen und dort meine Vertheidigung auszuarbeiten, als mich die Trauerkunde von dem Ableben des Meisters erreichte. Im ersten Augenblick stellte ich alle Gedanken auf Kontroverse zurück. Ich bin Sybels Schüler gewesen und ohne ihm nahe zu stehen, habe ich ihm doch stets eine hohe Verehrung gezollt. Sein herrliches Talent, seine imponirende Persönlichkeit, sein liebenswürdig-vornehmes Wesen im Leben wie in der Wissenschaft erzwangen Zuneigung, selbst wo man nicht mit ihm übereinstimmte. Ich glaube nicht, daß es heute schon irgend ein Historiker übernehmen möchte, ihm seine Stellung in der deutschen Historiographie anzuweisen. Von den ältesten Zeiten deutscher Geschichte an, durch die Kreuzzüge und das römisch-deutsche Kaiserthum bis in die jüngste Vergangenheit und die aktive Gegenwart müßte man verständnißvoll seinen Spuren folgen, und dürfte alle seine Werke wieder nicht bloß für sich betrachten, sondern ebenso sehr die Epoche, in der sie geschrieben sind, um den Reflex darin zu beobachten. Mit einer Reihe er-

lauchter Namen, Ranke, Waitz, Giesebrecht, Häußer, Droysen, Treitschke, Mommsen, auch Gneist nenne ich in dieser Reihe, sind innere Verwandtschaft und Gegensatz herauszuarbeiten und festzustellen. Das ist Alles so umfassend und schwer, und es ist in dieser Richtung bisher so wenig geschehen, daß es einmal ein eigenes und großes Werk sein wird, diese Charakteristik zu schreiben. Heute ist es nichts als der Nachruf der Ehre und der Liebe, der dem Dahingeschiedenen gewidmet wird. Ich bringe sie ihm dar mit warmem Herzen, und würde den kleinen Krieg, in den ich eben mit ihm eingetreten war, wenn ich nur meiner Empfindung folgte, gerne mitbegraben. Aber ich habe bald gesehen, daß ich doch nicht davon loskomme. Es handelt sich nicht um Persönliches, sondern um das größte Problem unserer jüngsten Geschichte. Das kann nicht ruhen, ehe es nicht zu voller Klarheit durchkämpft ist. Soeben ist auch in Frankreich diejenige Publikation, sagen wir gleich Enthüllung erschienen, die, denke ich, in Verbindung mit derjenigen des Königs von Rumänien, die Streitfragen endgiltig entscheidet. Es bleibt uns also nichts übrig, als in die Kontroverse einzutreten. Wir werden am wenigsten in die Gefahr kommen, den Manen Sybels Unrecht zu thun, wenn wir uns seine eigene Art der Polemik mit nahen Freunden und Gesinnungsgenossen, die an Schneidigkeit darum nichts verlor, weil sie ohne jedes Gift war, zum Muster zu nehmen suchen.

Es handelt sich um den Ursprung des Krieges von 1870. Ich habe darüber im Jahre 1892 eine Untersuchung veröffentlicht, die Sybel in seinem Geschichtswerk ausdrücklich zurückgewiesen hat. Ich habe darauf noch nicht geantwortet, sondern die Besprechung der letzten Bände des Sybelschen Werkes zunächst einem anderen Mitarbeiter dieser „Jahrbücher“, Constantin Rößler, überlassen (Bd. 79) und meine Ansicht vorläufig zurückgestellt; auch die Enthüllungen des Königs von Rumänien habe ich zunächst wesentlich nur mitgetheilt, (Bd. 79, S. 341) und einige Erläuterungen hinzugefügt, mir die eigentliche Behandlung jedoch noch vorbehalten. Nicht ganz mit Recht hat Sybel also in seine jüngste Streitschrift*) auch meinen Namen hineingezogen, aber doch mit dem richtigen Vorgefühl, daß ich seiner Ansicht nicht beitreten würde. Umsomehr bin ich gezwungen, meine Auffassung nunmehr eingehend zu begründen.

*) Neue Mittheilungen und Erläuterungen zur Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I. Von Heinrich von Sybel. München und Leipzig 1895. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. 72 S.

Ich werde in der Art verfahren, daß ich statt fortwährend auf meine erste Arbeit Bezug zu nehmen, sie theilweise wiederhole, so zu sagen eine zweite Auflage davon herstelle, mit den Verbesserungen und Erweiterungen, die das seitdem veröffentlichte Material erforderlich macht und unter Einfügung der Vertheidigung gegen die Einwände und Angriffe Sybels.

Das Problem des Krieges von 1870 zerlegt sich in drei besondere Themata, die für sich zu behandeln sind und erst zuletzt in der Beurtheilung gegenseitig aufeinander einwirken: das französisch-österreichisch-italienische Bündniß; die Hohenzollernsche Thronkandidatur; die Vorgänge in Ems, die Emser Depesche und die französische Kriegserklärung.

Die ältere Annahme, auf die auch ich meine Auffassung aufgebaut hatte, war, daß ein großes Offensiv-Bündniß Frankreichs mit Oesterreich und Italien gegen Preußen und den norddeutschen Bund im Werden begriffen gewesen sei, und daß der Ausbruch im Juli 1870 nur die vorzeitige und wesentlich wegen dieser Verfrühung verunglückte Explosion eines lange vorbereiteten und vorbedachten Unternehmens bedeutete. Sybel verweist das ganze Bündniß in das Reich der Fabeln; es habe sich nur um allgemeine Besprechungen für den abstrakten Fall eines möglichen Krieges gehandelt. Der Krieg im Jahre 1870 sei wirklich aus Anlaß der spanischen Thron-Kandidatur so plötzlich entstanden, wie er ausgebrochen sei. — Man erkennt sofort, in welches ganz andere Licht damit die spanische Thronkandidatur und die Emser Vorgänge rücken. Man sieht auch, daß es die französische Politik und ihre Friedensliebe ist, der diese Auffassung zu gute kommt und wird sich freuen über die Unbefangenheit der deutschen Geschichtschreibung, die entgegen der nicht bloß bei uns, sondern allenthalben herrschenden Auffassung dem Gegner eine so ungeheure Konzession macht — aber ich hoffe zu zeigen, daß ich nicht weniger unbefangen bin, wenn ich diese negative Entdeckung verwerfe und die Wahrheit der bisherigen Auffassung vertheidige.

Als Bismarck nach dem Antritt des Ministeriums seine Idee, die deutsche Frage zu lösen, mit wohlberechneter Klugheit dem Kaiser Napoleon und aller Welt kundthat, da war der französische Herrscher dem Plane keineswegs entgegen. Er wünschte nur, bei der Neugestaltung der europäischen Karte das französische Prestige zu behaupten und für Frankreich eine passende Kompensation, etwa Belgien oder das linke Rheinufer zu erlangen. Im Voraus eine

solche Bedingung zu stellen, ging aber nicht an; Preußen, namentlich der König Wilhelm persönlich, hätte sich darauf nicht eingelassen und der ganze Plan wäre im Keime erstickt worden. Auf eine höchst listige Weise suchte Napoleon dennoch zum Ziel zu gelangen. Er vermittelte Preußen das Bündniß mit Italien, um ihm Muth zu machen. Gleichzeitig aber verhandelte er mit Oesterreich und ließ sich von ihm die Abtretung Venetiens durch einen feierlichen Vertrag im Voraus versprechen. War nun der Krieg erst ausgebrochen, so sollte Italien durch Venetien befriedigt und aus dem Kampf herausgezogen werden. Dann, rechnete Napoleon, werde Oesterreich Preußen allein überlegen sein; Preußen werde in Noth gerathen; in dieser Noth werde er ihm beispringen, den Frieden zwischen den beiden Mächten vermitteln und dabei nach Belieben seine Bedingungen stellen.

Dieser fein ausgeklügelte Plan scheiterte an der Schnelligkeit und Größe des preußischen Sieges und an der Mäßigung der Friedensbedingungen, die Preußen darauf an Oesterreich stellte. Um ja Preußen nicht zu beunruhigen und erst in den Krieg hineintreiben zu lassen, hatte Frankreich keinerlei Rüstungen im Voraus getroffen. Ehe nun die Franzosen im Felde erscheinen konnten, war der Friede schon wieder geschlossen und als jetzt (6. Aug.) der französische Gesandte in Berlin am Tage nach dem Einzuge der siegreichen Truppen die Forderung der Abtretung des linken Rheinufers bis Mainz stellte, da wurde er einfach abgewiesen.

Im nächsten Jahre machte Napoleon noch einen zweiten Anlauf, indem er Luxemburg zu erwerben suchte, was wiederum mißlang.

Darauf fand im Herbst 1867 die persönliche Zusammenkunft des österreichischen und französischen Kaisers in Salzburg statt. Bei Sybel erscheint sie im harmlosesten Lichte: es sei eigentlich ein Kondolenzbesuch wegen der Hinrichtung des Erzherzogs Maximilian in Mexico gewesen. Daraus sei dann erst durch das Erscheinen der österreichischen Minister ein politischer Kongreß geworden; „es kam vor, (als ob es ganz zufällig gewesen wäre), daß Beust mit Napoleon stundenlang unter vier Augen verhandelte". Aber beide Kaiser waren „weit entfernt von dem Gedanken eines förmlichen Bundesvertrages." Man that nichts weiter, als daß man mündlich feststellte, daß man auf allen Gebieten gleiche Gesinnungen und gleiche Interessen habe, und sich gegenseitig versprach, nicht mit einer dritten Macht ein Bündniß schließen zu wollen.

In der That ist in Salzburg auch nichts weiter geschehen; aber es fragt sich, ob dieses innige Einvernehmen aufgefaßt wurde als der fruchtbare Boden für eine positive Politik, oder ob man sich mit der wohlthätigen Empfindung freundschaftlicher Gesinnung begnügt hat. Nach den Memoiren des Grafen Beust*) hat bereits während des Luxemburger Handels Frankreich Oesterreich einen Bündnißantrag unter Anerbietung von Schlesien oder Süddeutschland gemacht. Danach ist es doch wohl etwas viel gesagt, daß man einige Monate später „weit entfernt“ von solchen Gedanken gewesen sei.

Napoleon versuchte zunächst im Jahre 1868 noch allerhand Experimente, durch Ankauf der Eisenbahnen, Zollverein und Militär-Konvention Belgien mittelbar für Frankreich zu gewinnen, als aber auch das fehlschlug, da machte er Oesterreich von neuem den Antrag eines Offensiv-Bündnisses mit ihm und Italien gegen Preußen. Als die Verhandlungen, wie natürlich, Schwierigkeiten zeigten, soll nun Napoleon plötzlich seine Auffassung, seine Politik, seine Bestrebungen von Grund aus geändert und in das Gegentheil verkehrt haben. Er habe, sagt Sybel, sich in den Gedanken gefunden: „Kommt die deutsche Einheit im Laufe der Zeiten allmählich zu Stande, so wird das französische Volk sich gewöhnt haben, sie als unausbleibliches Naturereigniß zu betrachten und sich deshalb nicht zu kriegerischer Aufwallung erhitzen“.

Napoleon dachte von jetzt an nichts als an die Erhaltung des Friedens und des status quo. Das große Offensiv-Bündniß schrumpfte zusammen zu einem bloßen schriftlichen Versprechen der drei Souveräne, daß keiner von ihnen ein Bündniß mit einer fremden Macht ohne Vorwissen der beiden anderen eingehen werde.

Ist es schon sehr auffällig, daß ein Staatsmann wie Napoleon so schwere Mißerfolge einfach zu den Akten genommen und auf jede weitere positive Politik verzichtet, daß er gar die Zustimmung des französischen Volkes zu solcher Haltung erwartet haben soll, so wächst die Unwahrscheinlichkeit noch, wenn man hört, wie reizbar sowohl die französische wie die österreichische Politik in der Frage des Eintritts der Süddeutschen in den norddeutschen Bund war. Bismarck that bekanntlich nichts, diesen Eintritt herbeizuführen; es war aber doch völlig klar, daß in dieser Richtung früher oder später etwas geschehen werde und Niemand hat das besser gewußt als

*) Aus Dreiviertel-Jahrhunderten. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Friedrich Ferdinand Graf von Beust. Zwei Bände, 1882. Bd. II. S. 117.

des Krieges auf die deutsche Seite, deren Sieg Italien denn ja auch Rom verschafft hat.

Von den beiden anderen Genossen betrachten wir zunächst Oesterreich. Ueber dessen Tendenzen besitzen wir seit Langem ein fundamentales Zeugniß in einem Brief, den der österreichisch-ungarische Reichskanzler Graf Beust am Tage nach der französischen Kriegserklärung an den Botschafter in Paris, Fürsten Metternich schrieb, und aus dem wir eben schon jene Phrase „Eure Sache die unsere“ entnommen haben. Wir wollen ihn ausführlich hersetzen. —

Wien, den 20. Juli 1870.

„Graf Vitzthum hat unserm erhabenen Herrn von dem mündlichen Auftrage Kenntniß gegeben, welchen der Kaiser Napoleon ihm ertheilt hat. Diese kaiserlichen Worte, ebenso wie die Aufklärungen, die der Herzog von Gramont die Güte hatte hinzuzufügen, haben jede Möglichkeit eines Mißverständnisses beseitigt, das das Unvorhergesehene dieses plötzlichen Krieges entstehen lassen konnte. Sie wollen daher Sr. Majestät dem Kaiser und seinen Ministern wiederholen, daß wir getreu den Verpflichtungen, wie sie in den zu Ende des vorigen Jahres zwischen den beiden Souveränen ausgetauschten Schreiben festgestellt sind, die Sache Frankreichs wie die unsere betrachten und in den Grenzen des Möglichen zum Erfolge seiner Waffen mitwirken werden. Diese Grenzen sind einerseits durch unsere inneren Verhältnisse, andrerseits durch politische Erwägungen von der höchsten Wichtigkeit bestimmt. Ich will besonders von den letzteren sprechen.

„Wir glauben, trotz der Versicherungen des General Fleury zu wissen, daß Rußland bei seiner Verbindung mit Preußen verharrt, der Art, daß unter gewissen Eventualitäten die Einmischung russischer Armeen nicht als wahrscheinlich, sondern als gewiß anzusehen ist. Unter diesen Möglichkeiten beschäftigt uns diejenige, welche uns selbst betrifft, nothwendigerweise am meisten. Wenn wir nun diese Besorgniß mit aller Offenheit, welche man sich unter Freunden schuldet, aussprechen, so wird, wie wir glauben, der Kaiser Napoleon uns die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, es nicht als engherzigen Egoismus anzusehen; wir denken dabei an ihn ebenso wie an uns. Erfordert nicht das Interesse Frankreichs ebenso wie das unsrige, daß das zwischen zwei Mächten begonnene Spiel nicht allzubald weitere Verwicklungen erfahre?

„Wir glauben aber zu wissen, daß unser Eintritt in die Handlung sofort den von Rußland nach sich ziehen würde, das uns nicht blos in Galizien, sondern auch am Pruth und an der untern Donau bedroht. Rußland neutral zu erhalten, und zu beschäftigen bis zu dem Zeitpunkt, wo die vorgerückte Jahreszeit ihm nicht mehr gestattet, an die Konzentration von Truppen zu denken, Alles zu vermeiden, was es verletzen oder ihm einen Vorwand zur Einmischung geben könnte, das muß für den Augenblick das ostensible Ziel unserer Politik sein. Man möge sich darüber in Paris nicht täuschen: Die Neutralität Rußlands hängt von der unsrigen ab. Je wohlwollender diese für Preußen wird, desto sympatischer wird unsere Neutralität sich Frankreich zeigen. Wie ich in den Besprechungen des letzten Jahres stets bemerkt habe, wir dürfen nicht vergessen, daß unsere 10 Millionen Deutsche im gegenwärtigen Kriege nicht ein Duell zwischen Frankreich und Preußen, sondern den Anfang eines nationalen Kampfes erblicken. Wir können uns auch nicht verhehlen, daß die Ungarn, so geneigt sie auch sind, sich die größten Opfer aufzuerlegen, wenn es sich darum handelt, das Reich gegen Rußland zu vertheidigen, sich sehr zurückhaltend erweisen werden, wenn es gilt, ihr Blut und ihr Geld für die Wiedergewinnung unsrer Stellung in Deutschland zu opfern.

„Unter diesen Umständen ist das Wort Neutralität, welches wir nicht ohne Bedauern aussprechen, eine gebieterische Nothwendigkeit für uns. Aber diese Neutralität ist nur ein Mittel, nämlich das Mittel, uns dem wirklichen Ziel unserer Politik zu nähern, das einzige Mittel, unsere Rüstungen zu vollenden, ohne uns einem vorzeitigen Angriffe Preußens oder Rußlands auszusetzen.

„Während wir aber unsre Neutralität verkünden, haben wir keinen Augenblick verloren, uns mit Italien wegen der vom Kaiser Napoleon uns überlassenen Vermittlung in Verbindung zu setzen; werden die neuen Grundlagen, die Sie uns soeben übermittelt haben, das Ziel erreichen, das die französische Regierung beabsichtigt hat?

„Mit andern Worten, werden sie von Preußen für unannehmbar gehalten werden? Nun, wir wollen darüber nicht weiter besorgt sein, und ich habe es Ihnen schon telegraphiert, wir nehmen diese Grundlagen an, wenn Italien sie annimmt als Ausgangspunkt für eine kombinierte Aktion.“ — Ich habe bereits telegraphisch von der Nothwendigkeit der Räumung Roms gesprochen,

eine Angelegenheit, die nach unserer Ansicht keinen Aufschub leidet, sondern sofort entschieden werden muß. Die September-Konvention, man möge sich über diesen Punkt keine Illusion machen, paßt nicht mehr in die Situation.

Wir können den Heiligen Vater nicht dem unwirksamen Schutze seiner eigenen Truppen aussetzen. — An demselben Tage, wo die Franzosen den Kirchenstaat verlassen, müßten die Italiener mit Zustimmung Frankreichs und Oesterreichs einrücken. Niemals werden wir die Italiener von Herzen für uns haben, wenn wir ihnen nicht den römischen Stachel ausziehen. Und frei heraus, ist es nicht besser, den Heiligen Vater unter dem Schutze der italienischen Armee zu wissen, als ihn den Garibaldischen Unternehmungen ausgesetzt zu sehen? Wenn Frankreich uns die Ehre läßt, die römische Frage zu entscheiden, würde es uns sehr die Aufgabe erleichtern, für die man uns die Initiative in Florenz hat lassen wollen. Noch mehr: mit einem Akt unzweifelhaft liberaler Politik würde Frankreich seinem Feinde eine Waffe entreißen und einen Damm gegen jenes Ueberfluthen des Teutonismus aufwerfen, welchen Preußen, eine vor Allem protestantische Macht, in Deutschland aufzunehmen gewußt hat, und welchen wir wegen seiner ansteckenden Kraft doppelt zu fürchten haben."

Dieser Brief, in den wesentlichen Sätzen von Gramont schon im Jahre 1873 veröffentlicht, hat von je als ein Beweis gegolten, daß Oesterreich wirklich mit Frankreich und Italien in dem Krieg gegen Preußen hat eintreten wollen. Sybel sucht das sowohl im Text, wie in einem besonderen Exkurs, wie endlich noch in einem eigenen kleinen Aufsatz in der „Zukunft" (1895 Nr. 27), die „Phantasien des Herzogs von Gramont" zu wiederlegen. Er hat sich die Wiederlegung aber zu leicht gemacht, indem er nämlich den entscheidenden Satz „Rußland neutral zu erhalten, und zu beschäftigen bis zu dem Zeitpunkt, wo die vorgerückte Jahreszeit ihm nicht mehr gestattet, an die Konzentration von Truppen zu denken", einfach wegläßt und ferner, das was Beust bloß als einen dringenden Wunsch und Rath ausspricht, nämlich die Räumung Roms als eine „Bedingung", und zwar als eine unerfüllbare hinstellt, wodurch die ganze Aussicht, die der Brief sonst erweckte, hinfällig geworden sei.*) Mit so offensichtlichen Ent-

*) In den „N. Mitth.", S. 16, sagt Sybel von „berufenster Seite" sei er belehrt worden, daß „Beust den Italienern zwar die Besetzung des Patrimoniums Petri gestattet, die Stadt Rom aber der Herrschaft des Papstes vorbehalten zu sehen wünschte". Diese Behauptung ist nicht neu; sie findet sich bereits in



stellungen ist der Brief nicht aus der Welt zu schaffen. Er läßt nur zwei Auslegungen zu: entweder hat der Briesteller wirklich den Franzosen die Aussicht eröffnen wollen, daß Oesterreich im Herbst an ihre Seite treten werde, ohne vorsichtiger Weise ein formell bindendes Versprechen zu geben, oder der Briefsteller hat die Franzosen absichtlich täuschen wollen und deshalb die Worte so gewählt, daß sie nur den Schein eines Versprechens enthielten. Welchen Grund sollte Beust zu einem solchen Verfahren gehabt haben? Sybel meint, Beust habe erwartet, daß binnen Kurzem 300 000 Franzosen an der böhmischen Grenze stehen würden; er habe „entsetzliche Furcht vor Napoleons Heeren" gehabt („Zukunft") und um ihn bei günstiger Stimmung zu erhalten, ihm erfreuliche Aussichten zeigen wollen (S. 386), in Wirklichkeit jedoch gewünscht, durch friedliches Einschreiten den heillosen Krieg so schnell als möglich zu beendigen. (S. 384). Immer wieder betont er, daß Oesterreich naturgemäß auf Erhaltung des Friedens angewiesen gewesen sei, um seine innere Wiederherstellung nach den Niederlagen von 1859 und 1866 zu vollenden. Der österreichische Staatsmann hätte „blödsinnig" sein müssen, der etwas anderes als Frieden, dauernden Frieden für Oesterreich nicht nur, sondern für Europa gewünscht hätte. Alle seine Bündnißverhandlungen und Verträge, selbst wo sie anscheinend das Gegentheil enthalten, soll Beust immer nur machen, um auch die Anderen zurückzuhalten, zu mäßigen und das kostbarste aller Güter, den Frieden zu bewahren. (VII. S. 88. S. 399).

Von allen diesen Beust untergelegten Ansichten und Absichten finde ich nun in den authentischen Zeugnissen durchaus garnichts, vielfach aber das Gegentheil. Daß Beust geglaubt habe, die Franzosen würden den Preußen weit überlegen sein, das hat er zwar später in seinen Memoiren behauptet, aber in einer Art, die sehr nach Ausrede klingt; in den gleichzeitigen Briefen und Aeußerungen habe ich nichts davon gelesen.

Beust's Memoiren II, 366. Danach würde also die „Bedingung", durch die Beust das Bündniß künstlich zu Falle gebracht haben soll, noch mehr zusammenschwinden. In Beusts Depesche, so wie Sybel sie wiedergiebt, steht aber ausdrücklich, „An demselben Tage, an dem die Franzosen Rom verlassen, müßten unter Zustimmung Frankreichs und Oesterreichs die Italiener dort einrücken". Ebenso ist die Depesche bei Hahn, Fürst Bismarck II, 69, wiedergegeben, wo ich sie entnommen habe. Bei Sorel, Hist. diplom. steht jedoch „états pontificaux", was dem Wortlaut nach die neue Auslegung zuläßt, dem Geiste nach allerdings nicht. Durch diese Verschiedenheit aufmerksam gemacht, habe ich die Hahnsche Uebersetzung auch sonst revidirt und die vielfachen Lücken vervollständigt.

Nach der Ansicht der ersten militärischen Autorität in Oesterreich, des Erzherzogs Albrecht, die wir noch kennen lernen werden und die auch Beust nicht unbekannt geblieben sein kann, bezog sich die präsumirte Ueberlegenheit der Franzosen durchaus nur auf die ersten Wochen wegen schnellerer Mobilmachung, und setzt noch eine indirekte Unterstützung durch Oesterreich voraus. Auch der österreichische Militär-Bevollmächtigte in Paris, Uexkull, soll in diesem Sinne berichtet haben. Es ist daher kaum glaublich, daß Beust aus lauter Furcht vor ihrer Heeresmacht den Franzosen so geschmeichelt und noch die Hülfe Oesterreichs dazu in Aussicht gestellt haben soll.

Was aber seine damaligen politischen Ansichten betrifft, so geht er zwar in seinen Memoiren einigermaßen vorsichtig um diesen Punkt herum, druckt aber einige Aktenstücke ab, die gar keinen Zweifel darüber lassen. Von seinem Gesandten in Berlin, dem Grafen Wimpfen, ließ er sich berichten:

(20. Dezember 1868.) „Ich habe die Ueberzeugung, daß wir es hier mit derselben Gehässigkeit und Feindseligkeit kurz mit derselben Gegnerschaft zu thun haben, welche uns im Jahre 1866 den Krieg machte, und welche vielleicht in dem Maße, als sich die Zeichen unserer Vitalität mehren, heute die Grenzen bereut, welche sie sich in Nicolsburg setzen ließ. Das Gefühl, uns nicht zu den Todten von 1866 zählen und werfen zu können, läßt den Grafen Bismarck nicht schlafen, und er scheut kein Mittel und wird keines unversucht lassen, von dem er noch einen Erfolg gegen unsere weitere Kräftigung im Innern und nach außen erwarten zu können glaubt.“

Diese Auffassung seines Gesandten, so unsinnig sie uns heute erscheint, hat Beust getheilt. Er reproduzirt einen Artikel der „Neuen freien Presse“ vom 17. April 1868, der ganz denselben Gedankengang hat. Der Artikel knüpft an an die Publikation der bekannten Depesche Bismarcks an Goltz vom 20. Juni 1866 im Oesterr. General-Stabs-Werk, sucht dann zu beweisen, daß Preußen und zwar der König, nicht bloß Bismarck, nur auf ein Großpreußen, nicht ein Deutschland gearbeitet hätte, daß nur Napoleon Oesterreich gerettet hätte und daß die „Stoß-in's-Herz-“Politik und die Auflösung Oesterreichs der eigentliche preußische Gedanke sei.

Endlich ist noch ein Memorandum wiedergegeben, das er während des Krieges selbst, am 25. Dezember 1870, seinem

Souverän einreichte, um zu erwägen, ob es noch räthlich sei, in den Krieg einzutreten, und auch hier, also unbedingt authentisch, spricht er die Ansicht aus, daß Preußen kein aufrichtiger Freund Oesterreichs gewesen sei und kein aufrichtiger Freund sein werde; von der Kriegserklärung räth er nur ab, weil Oesterreich keine Chancen für den Sieg habe. Alle diese Dokumente sind längst gedruckt und hätten Sybel bekannt sein müssen.

Jetzt eben aber ist nun in Frankreich die Enthüllung erschienen, die allem und jedem Zweifel ein Ende macht und, geradeheraus gesagt, den siebenten Band des Sybelschen Werkes einfach umwirft. Schon in den 70er Jahren hat Prinz Napoleon einmal gesagt, die entscheidende Urkunde über den Krieg von 1870 besitze der General Lebrun; auf diese Veröffentlichung sollte man warten. Sie ist jetzt da. Es ist der Bericht des Generals an den Kaiser über seine Mission nach Wien im Juni 1870 und die Verhandlungen, die er dort über den Feldzugsplan für den gemeinsamen Krieg geführt hat. Diese Mission und diese Verhandlungen waren bereits dem Inhalte nach zum Theil bekannt, wesentlich aus dem Bericht des Generals Jarras, Abtheilungschefs im Kriegsministerium und zweiten Generalstabsoffiziers 1870, auf dessen im Jahre 1892 erschienene Aussage ich meine erste Untersuchung zum großen Theil aufgebaut hatte.

Sybel hat mit ähnlichen kleinen Ausflüchten, wie oben bei den diplomatischen Verhandlungen um die schon hier mitgetheilten unbequemen Thatsachen herumzukommen gesucht. Es ist nicht nöthig, das im Einzelnen nachzuweisen, da wir jetzt das authentische Aktenstück vor uns haben. General Lebrun war Generaladjutant und besonderer Vertrauensmann Napoleons. 1870 war er anfangs erster Generalstabsoffizier, nachher, bei Sedan, kommandirender General des XII. Armeekorps. Den Theil seiner Memoiren, der diese späteren Ereignisse behandelt, hat er bereits früher veröffentlicht; den ersteren, weit wichtigeren, hat er aus Rücksicht auf den Erzherzog Albrecht zurückgestellt und erst jetzt nach dem Ableben des Erzherzogs publizirt.

Seine Verhandlungen über den Feldzugsplan werden wir unten behandeln; hier zunächst der entscheidende politische Punkt. Erzherzog Albrecht führte den General, obgleich dieser dazu nicht einmal einen Auftrag hatte, auch persönlich zum Kaiser Franz Joseph. Ueber diese Audienz schreibt Lebrun in seinem dem Kaiser Napoleon erstatteten amtlichen Bericht:

„Den Instruktionen gemäß, die er vom Kaiser Franz Joseph erhalten hatte, führte mich der Erzherzog Albert am 14. Juni am Abend in das Schloß Laxemburg, wo ich Seiner Majestät vorgestellt werden sollte.

Der Kaiser empfing Seine Kaiserliche Hoheit, während er in den Alleen des Parkes spazieren ging. Nach der Vorstellung und nach einigen liebenswürdigen Worten für den Kaiser, die Kaiserin und den kaiserlichen Prinzen, brachte S. Majestät alsbald die Unterhaltung auf den Gegenstand meiner Mission bei dem Erzherzog.

Der Kaiser drückte sich wörtlich folgendermaßen aus:

„Der Erzherzog hat mich von den Fragen unterrichtet, über die zwischen ihm und Ihnen verhandelt worden ist. Ich kann vom militärischen Standpunkt aus nur die vorgeschlagenen Mittel zur Ausführung des Planes, von dem er mir gesprochen hat, billigen. Aber ich muß Ihnen sagen, daß ich vor Allem den Frieden will; wenn ich Krieg führe, muß ich dazu gezwungen sein. Ich glaube hoffen zu dürfen, daß der Kaiser Napoleon meiner persönlichen politischen Stellung sowohl im Innern als nach außen Rechnung tragen wird. Wenn ich den Krieg zur selben Zeit wie er erklärte, so wäre es nicht zweifelhaft, daß Preußen, die neue deutsche Idee ausnutzend, zu seinen Gunsten die deutschen Völkerschaften aufreizen und zur Erhebung bringen würde, nicht allein bei sich und in Süddeutschland, sondern auch im österreichisch-ungarischen Kaiserthum, was für meine Regierung sehr bedenklich sein würde.

„Aber wenn der Kaiser Napoleon, gezwungen den Krieg anzunehmen oder zu erklären, mit seinen Armeen in Süddeutschland erschiene nicht als Feind, sondern als Befreier, würde ich mich meinerseits genöthigt sehen zu erklären, daß ich gemeinsame Sache mit ihm mache. In den Augen meines Volkes könnte ich garnicht anders handeln, als meine Armeen mit den französischen Armeen zu vereinigen. Dies bitte ich Sie, dem Kaiser Napoleon zu sagen, ich hoffe, daß er meine innere und äußere politische Lage ansehen wird wie ich."

Ich antwortete dem Kaiser Franz Joseph, daß, bei meiner Abreise von Paris, ich in keiner Hinsicht, ermächtigt worden wäre, in Wien von der politischen Angelegenheit zu sprechen, die S. Majestät soeben berührt hätte, aber daß ich dennoch glaubte sagen zu dürfen, daß, wenn der Kaiser mich zu dem Erzherzog geschickt hätte, nach dem Einvernehmen, das zwischen ihm und S. Kaiserl. Hoheit getroffen wäre, so wäre es, weil S. Majestät es für klug

gehalten, im Hinblick auf die politische Lage Europas, von diesem Augenblick an zwischen den beiden Souveränen Frankreichs und Oesterreich-Ungarns ein Einvernehmen herzustellen, welches dazu diente, daß, von der einen wie von der andern Seite, man nicht fürchten müßte, im Zustande des Unvorbereitetseins überrascht zu werden, wenn, ohne den Krieg zu wollen oder zu wünschen, man plötzlich gezwungen wäre, ihn anzunehmen oder selbst zu erklären.

Der Kaiser Franz Joseph sagte, daß er ein derartiges Motiv der Vorsicht durchaus billige; hierauf setzte er die Unterhaltung fort über auswärtige Angelegenheiten, die bisher die Tagesfragen gebildet hatten. Als er mich verabschiedete, trug er mir auf, dem Kaiser und der Kaiserin in Paris seine Gefühle guten Gedenkens in aufrichtiger Freundschaft mitzutheilen.

Der Ton des Kaisers Franz Josephs, einige seiner Worte, die den Wünschen folgten: „Vor allem will ich den Frieden; um Krieg zu führen, muß ich dazu gezwungen sein,“ haben mir keinen Zweifel gelassen über den Sinn, den ich dieser Erklärung Sr. Majestät geben mußte. Der Kaiser hat gewollt, daß ich wohl verstände, um es nach Paris zu berichten, daß, wenn er den Krieg für möglich, wahrscheinlich, ja selbst für wünschenswerth hielte, man nichtsdestoweniger im österreichisch-ungarischen Volke sowohl als im Auslande überzeugt sein müsse oder daß man sagen könnte, er wünschte den Frieden. Er hat zu verstehen geben wollen, daß es wünschenswerth wäre, daß, wenn er eines Tages Preußen den Krieg erklärte, die österreichisch-ungarische Nation glauben oder sagen könnte, daß, indem er es thäte, er einer gebieterischen Pflicht ihr gegenüber und gegenüber Süddeutschland gehorche.

Der Kaiser Franz Joseph hat zweimal unglücklich Krieg geführt 1859 und 1866. Er weiß sehr wohl, sagte mir der Erzherzog, daß seine Unterthanen sich dessen erinnern, und er muß annehmen, daß diese nur in dem Falle gern die Kosten eines dritten Krieges auf sich laden würden, wenn dieser Krieg durch eine gebieterische Notwendigkeit gefordert wäre.“

Die äußere Glaubwürdigkeit des Lebrun'schen Berichts als eines amtlichen und zugleich höchst vertraulichen direkt für seinen Souverän bestimmten Aktenstückes haben wir bereits hervorgehoben. Auch jede Erwägung aus inneren Gründen führt dazu, daß der General vollkommen richtig gehört und richtig geurtheilt hat.

Wir haben durchaus keinen Grund, etwa aus Rücksicht auf die heutige politische Freundschaft mit Oesterreich um diese Dinge

scheu herumzugehen. Im Gegentheil: je offner wir sie behandeln, um so mehr zeigen wir, wie vollkommen abgethan, der Geschichte angehörig, diese Periode für uns ist. Die österreichische Politik von 1870 gehört noch zu dem Ereigniß von 1866, das weder uns, noch den Oesterreichern einfällt, nunmehr um der wiedergewonnenen Freundschaft willen, aus der Geschichte streichen oder mit Stillschweigen zudecken zu wollen. Thäte man das, so würde man damit nur den Schein erwecken, als ob auch heute noch irgend ein Restchen der damaligen Gesinnungen hüben oder drüben verborgen wäre.

Aber nein: gerade in dem sicheren Gefühl der heutigen unangreifbaren Freundschaft bekennen wir: es gab eine Zeit, wo wir uns gegenseitig gründlich gehaßt haben. Diese Zeit wollen wir jetzt zu verstehen suchen und suchen uns deshalb ohne jedes Vorurtheil in den Standpunkt der österreichischen Politik nach der Niederlage von 1866 hineinzuversetzen.

Es war keineswegs ein bloßes Gefühl blinder Rachsucht, welches den Kaiser Franz Joseph veranlaßte, an der preußen-feindlichen Politik festzuhalten und einen so berufenen Preußenhasser wie Beust zur Leitung der österreichischen Politik zu machen. Freilich hat Bismarck, und von Allem was er gethan, bleibt das vielleicht das Größte, vom Schlachtfeld von Königgrätz an, die Politik der Aussöhnung mit Oesterreich betrieben, aber das ist für den Sieger leichter als für den Besiegten, und es ist doch nicht so ganz unnatürlich, daß man in Wien nicht sofort an die Ehrlichkeit dieser Bestrebungen glaubte. Preußen war damals noch der intimste Freund Rußlands und Rußland war mit Oesterreich bezüglich der orientalischen Frage auf sehr gespanntem Fuße. Es bedurfte des Durchgangs durch das „Drei-Kaiser-Bündniß“, um die neue preußisch-österreichische Freundschaft zu schaffen. Beust entwickelt in seinen Memoiren recht einleuchtend, daß damals für die Orientfrage Frankreich die einzig mögliche Anlehnung für Oesterreich geboten habe. Noch war auch die Lösung der deutschen Frage im preußischen Sinne nicht endgültig entschieden; noch schwebte Süddeutschland sozusagen in der Luft, und Frankreich und Oesterreich waren darin einig, den Eintritt in den norddeutschen Bund nicht zu dulden. Niemand konnte sich verhehlen, daß diese Frage in nicht zu langer Zeit brennend werden werde und dann war der Krieg gewiß. Eine energische Politik läßt sich aber einem solchen Ereigniß nicht bloß zutreiben, sondern sucht es von weitem her in ihrem Sinne

zu gestalten. Kein Wunder also, daß Kaiser Franz Joseph und Beust, da sie einmal in dem Gedanken befangen waren, daß Süddeutschland nicht unter preußische Herrschaft gerathen dürfe, und Preußen sogar im letzten Grunde die Zerstörung Oesterreichs beabsichtige, den Gegenschlag nicht Napoleon allein überlassen wollten, — ganz abgesehen davon, ob dieser stark genug dazu war, — sondern sich an dem Kriege betheiligen und die Neugestaltung Mitteleuropas gemeinsam mit den Franzosen durchführen wollten.

Man denkt vielleicht, daß der Widerwille der österreichischen Bevölkerung den Krieg unmöglich gemacht hätte, aber dem ist nicht so. Beust weist in seinen Memoiren einleuchtend nach, daß er diesen Widerwillen überwunden haben würde. Die Slaven, also die Hälfte der Bevölkerung hatte man ohnehin. Ungarn war von widerstreitenden Empfindungen durchwogt. Die Magyaren hatten allerdings kein Interesse an einem Wiedereintritt Oesterreichs in einen deutschen Bund, aber sie haßten in Preußen den Bundesgenossen Rußlands nnd waren erfüllt von einer enthusiastischen Franzosenfreundschaft. Schwierigkeiten hätte nur ein Theil der Deutschen gemacht. Aber noch jetzt in den Jubiläums-Artikeln hat die Wiener „Presse" bezeugt, daß im Beginn des Krieges 1870 die Majorität der Bevölkerung sogar in Wien auf der Seite der Franzosen gestanden habe. Es kam also nur auf eine passende Inszenirung des Krieges an, um ihn der großen Masse der österreichischen Bevölkerung genehm zu machen.

Auch den Zutritt Rußlands scheute man nicht. Die militärische Kraft der Russen wurde damals sehr gering, sicherlich unterschätzt. In seinem schon erwähnten Memorandum vom 25. Dezember 1870 erwartete Beust von den Russen nur, daß „dort noch immer genug Kräfte vorhanden sein würden, um trotz der nothwendigen Erdrückung des Königreichs Polen uns eine starke Diversion zu machen".

Kaiser Franz Joseph wünschte, ganz wie es General Lebrun schildert, an sich, seinen persönlichen Neigungen nach, den Frieden; aber er hielt den Krieg für nothwendig und erklärte sich bereit, nachdem der gemeinsame Feldzugsplan bereits verabredet war, sich mit den Franzosen zu verbünden, unter der Bedingung, daß diese durch die Art ihres Vorgehens ihn in eine Situation versetzten, in der der Krieg auch nach außen als eine Nothwendigkeit für Oesterreich erschien.

An diesen Punkt greifen Politik und Strategie zusammen: wie sah der Feldzugsplan aus, den Erzherzog Albrecht im März persönlich dem Kaiser Napoleon in Paris vorgelegt und jetzt mit Lebrun im Einzelnen festgestellt hatte?

Der Erzherzog ging davon aus, daß Oesterreich bei seinem Militär-System und seinem unentwickelten Eisenbahnnetz wenigstens sechs Wochen Zeit zur Mobilmachung gebrauche, während Frankreich ebensowohl wie Preußen in viel kürzerer Zeit auf dem Kriegsschauplatz erscheinen könnten. Um nun nicht die österreichischen Lande einem vorzeitigen Angriff überlegener preußischer Kräfte auszusetzen, sollte Oesterreich nicht gleichzeitig mit Frankreich den Krieg erklären, sondern zunächst unter dem Scheine einer bewaffneten Neutralität mobil machen; die französische Armee aber, die wiederum vor der preußischen in der Mobilmachung einen großen Vorsprung haben werde, sollte sofort in Süddeutschland einbrechen und durch diesen ersten Stoß die Süddeutschen von den Norddeutschen trennen. Wenn sie bis in die Gegend von Nürnberg und Würzburg gekommen wären, würden die Oesterreicher ihnen entgegenkommen, sich hier mit ihnen vereinigen und dann gemeinschaftlich mit ihnen und den Italienern, die über den Brenner heraneilend sich anschlößen, nach Norden in der Richtung auf Berlin vorrücken; die erste Schlacht werde voraussichtlich in der Ebene von Leipzig stattfinden.

Wir werden diesen Feldzugsplan noch genauer betrachten; hier bemerken wir zunächst die völlige Uebereinstimmung mit der österreichischen Politik: der Vorsprung, der bei den Franzosen in der Kriegsbereitschaft angenommen wird, soll nicht ausgenutzt werden, um etwa den nächststehenden preußischen Streitkräften am Rhein eine Niederlage beizubringen, sondern so, daß gleichzeitig ein späteres Zusammenwirken mit der österreichischen Armee ermöglicht und Oesterreich politisch in eine Situation gebracht wird, die ihm die Theilnahme am Kriege mit einer Art von Zwang auferlegt. Den Franzosen war keineswegs sehr wohl bei der Zumuthung des weiten isolirten Vorstoßes nach Süddeutschland bis Nürnberg, und Lebrun (S. 79) meint, daß bei diesen Ideen das politische Motiv doch wohl mehr Gewicht habe als das militärische, aber in den Ernst und die Ehrlichkeit des Erzherzogs wie des Kaisers setzte er nicht den geringsten Zweifel und darin wird ihm Niemand widersprechen.

Sybel hat sich von diesen Verhandlungen das Bild gemacht, „das eigentliche Thema“ der Erörterungen des „sogenannten“ Kriegsplanes sei gewesen, daß der Erzherzog den Kaiser Napoleon vor einem Krieg mit der deutschen Uebermacht habe „nachdrücklich warnen“ wollen (N. Mitth. und Erläuterungen S. 13 und 14); und Kaiser Franz Joseph habe Lebrun erklärt, „daß Napoleon im Kriegsfalle auf eine bewaffnete Theilnahme Oesterreichs nicht rechnen dürfe“.

Wie ist es möglich, daß ein Sybel sich in einer so gradezu ungeheuerlichen Weise getäuscht hat, da doch auch ohne die Lebrunschen Memoiren immer schon so viel bekannt war, daß ich selbst und andere z. B. Oncken den Zusammenhang bereits vor Jahren richtig haben darstellen können? Das Neue des Sybelschen Buches in den beiden letzten Bänden beruht wesentlich auf den ungedruckten Memoiren des Grafen Vitzthum, eines sächsischen Diplomaten, den Beust mit in den österreichischen Dienst hinübernahm. Auf diese Memoiren ist, man verzeihe den Ausdruck, Sybel „hereingefallen“. Graf Vitzthum hat entweder den Zusammenhang wirklich nicht gekannt oder das was er wußte, mit irgend welcher Absicht frei ausgestaltet und Sybel ist der bekannten Versuchung der Historiker, das neue unbekannte Material für das bessere und zuverlässigere zu halten, erlegen. Aber damit ist die Sache doch noch nicht erschöpft. Die Ansicht eines Mannes wie Sybel, selbst wo er irrt, ist doch nicht leicht ohne irgend etwas Lehrreiches und so werden wir auch hier erst durch den Irrthum hindurch zur vollen Wahrheit gelangen. In der früheren Ansicht war ein dunkler Punkt, der bisher übersehen worden war, den Sybel aber entdeckt und um dessentwillen er wohl nicht am wenigsten geglaubt hat, das ganze frühere Bild verwerfen zu müssen. Hier müssen wir ihm folgen und können nicht eher behaupten, die Aufgabe vollendet zu haben, ehe diese Frage aufgeklärt ist.

General Lebrun schließt die Erzählung von seiner Mission nach Wien, er habe, als er seinen Bericht dem Kaiser vorgelegt, die Ueberzeugung mitgenommen, daß auf diplomatischem Wege sein Werk vollendet und das Schutz- und Trutz-Bündniß der drei Mächte gegen Preußen zum Abschluß gebracht werden würde. Wir fragen mit ihm, weshalb wenn denn wirklich nicht bloß Italien, sondern auch Oesterreich bereit waren, das Bündniß zu schließen, weshalb ist es nicht abgeschlossen worden?

Es scheint auf den ersten Blick doch geradezu undenkbar, daß

die Franzosen, die nachher den Krieg erklärten, den Abschluß des Bündnisses ihrerseits verschmäht haben: dies ist offenbar der innere Grund weshalb Sybel alle die Bündnißverhandlungen in das Reich der Fabeln verweisen zu müssen geglaubt hat.

Die Urkunden haben diesen Ausweg verlegt und es bleibt dabei, daß bei der Bereitwilligkeit der beiden Anderen der Fehler an den Franzosen gelegen hat. „Il n'y a pas de notre faute" schrieb Beust am 11. Juli 1870 an Metternich, den österreichischen Botschafter in Paris, daß ein Vertrag blos Projekt geblieben sei (Memoiren II. 354). Am 23. Juni hat Lebrun dem Kaiser Bericht erstattet, von da bis zur Kriegserklärung sind mehrere Wochen vergangen, in denen die Sache wohl hätte vollendet sein können, aber thatsächlich nichts geschehen ist. Bei Sybel ist Alles ganz klar. Nach ihm war Napoleon der friedlichste Mann der Welt; nachdem alle seine Pläne auf Gewinn gescheitert waren, strebte er nichts weiter an, als die Erhaltung des Friedens; obgleich er 1867 und 1868 Oesterreich und Italien ein Offensivbündniß vorgeschlagen, dachte er seitdem, über Preußens Absichten beruhigt, nicht mehr an Krieg. Er war krank und unentschlossen. Die plötzliche Entfesselung der Kriegsfurie ist das Werk einer Rotte klerikal-bonapartistischer Fanatiker und Thoren, die getrieben von dem erhitzten Nationalgefühl der Franzosen anläßlich der spanischen Thronkandidatur dem Kaiser den Entschluß über den Kopf weggenommen haben.

Nie wäre ein ungeheures welthistorisches Ereigniß auf eine thörichtere, sinnlose Weise verursacht worden.

Richtig ist, daß Napoleon schwer leidend und vielleicht nicht ganz Herr seines eigenen Willens war; richtig ist, daß die Männer, die ihn vornehmlich beriethen, Gramont, Ollivier, Leboeuf weder die genügende Kraft des Verstandes, noch das rechte Gefühl der Verantwortlichkeit hatten. Aber so vollkommen von allen guten Göttern und vernünftigen Erwägungen verlassen, war Napoleon darum doch mit nichten. In vielstündiger, immer wiederholter Erwägung mit den verschiedensten Personen ist der furchtbare Entschluß zum Kriege hin- und hergewälzt und geprüft worden, ehe er endgültig angenommen wurde, und als nächste Beratherin stand dem Kaiser zur Seite seine höchst kluge, um das Schicksal der Dynastie und ihres Sohnes vorsichtig besorgte Gemahlin. Es ist ein besonders wohlthuender Abschnitt der Sybelschen Untersuchung, in dem er die Kaiserin Eugenie von dem traditionellen Vorwurf

einer frivolen Kriegslust mit überzeugenden Zeugnissen und Gründen entlastet. Aber es ist etwas Anderes, ob man einen Krieg in frivolem Leichtsinn oder nach sorgfältiger Vorbereitung in der Erkenntniß oder wenigstens der Vorstellung einer unausweichlichen politischen Nothwendigkeit herbeiführt. Bei dem kranken Kaiser mag man zweifeln, da aber die Kaiserin dem Kriegsbeschluß zugestimmt, ihn vielleicht sogar durch das Gewicht ihrer Stimme entschieden hat, so ist es sicher, daß dieser Beschluß nicht bloß in gedankenlosem Leichtsinn, sondern mit, nach der Einsicht der Betheiligten, wohlerwogenen Gründen gefaßt worden ist.

Wenn also vielleicht aus bloßer Friedensliebe und Scheu vor der Entscheidung Napoleon den Abschluß der großen Triple-Alliance so hingezogen hat — warum hat man nicht wenigstens bei dem ersten Anzeichen einer heraufziehenden Krisis, der Meldung von der spanischen Kandidatur am 3. Juli sofort die Verhandlungen mit Oesterreich und Italien begonnen?

An demselben Tage, an dem Beust an Metternich schrieb, es sei nicht Oesterreichs Fehler, daß der frühere Vertrag nicht zu Stande gekommen, spricht er auch den Argwohn aus, den er gegen den französischen Kaiser hegt*): er fürchtet, Napoleon könne beabsichtigen plötzlich mit Preußen auf Kosten Oesterreichs, nämlich unter Auslieferung Süddeutschlands, Frieden zu schließen. Und ganz ebenso schrieb Graf Bismarck in seinem großen Rundschreiben vom 29. Juli 1870: „Ich habe Grund zu glauben, daß wenn die fragliche Veröffentlichung (die Benedettischen Vorschläge über Süddeutschland und Belgien) unterblieben wäre, nach Vollendung der französischen und unserer Rüstungen, uns von Frankreich das Anerbieten gemacht sein würde, gemeinsam an der Spitze einer Million gerüsteter Streiter dem bisher unbewaffneten Europa gegenüber die uns früher gemachten Vorschläge durchzuführen, d. h. vor oder nach der ersten Schlacht Frieden zu schließen, auf Grund der Benedettischen Vorschläge, auf Kosten Belgiens“.

Dies ist das Geheimniß der Napoleonischen Politik. Hier löst sich der Widerspruch, daß Napoleon den Krieg gewollt, vorbereitet, das Bündniß mit Oesterreich und Italien in völlig sicherer Aussicht gehabt und doch nicht abgeschlossen hat. Es ist vollständig wahr, daß Napoleon im Grunde seines Herzens keinen Krieg mit Preußen hat führen wollen, ebenso wahr aber ist es,

*) Beust, Bd. II, S. 352. 11. Juli 1870. Vgl. Beust an Andrassy, S. 342.

daß er nicht gezwungen oder übertölpelt den Krieg erklärt hat, sondern mit vollem bewußten und freien Willen. Denn er hoffte, daß er im Stande sein werde, diesem Kriege sofort wieder ein Ende zu machen, und die Verhandlungen mit Oesterreich und Italien waren ihm nur die zweite Sehne am Bogen, die ihn sichern sollte für den Fall, daß die erste versagte. Aus diesem Grunde hat er das Kriegsbündniß nicht im Voraus abgeschlossen, sondern mit höchst feiner Berechnung nur bis zu dem Punkte geführt, wo er die volle moralische Gewißheit zu haben glaubte, es in jedem Augenblick zum Abschluß bringen zu können. Er hoffte, daß die Schnelligkeit der französischen Mobilmachung ihm im ersten Moment des Krieges einen Vorsprung geben werde, während dessen er mit beiden Parteien gleichzeitig verhandeln könne. Die Lage, in der ihm diese doppelte Wendung erreichbar gewesen wäre, ist aber niemals eingetreten: die deutsche Mobilmachung überholte die französische und gleich die ersten kriegerischen Schläge benahmen den Verbündeten die Lust zum Mitthun. Naturgemäß hat weder der Kaiser noch irgend einer seiner Rathgeber den Plan nachher offen eingestehen wollen, um der Niederlage nicht auch noch den Hohn und den Vorwurf der Doppelzüngigkeit hinzuzufügen.

Trotzdem dürfen wir mit aller Sicherheit, die eine Kombination überhaupt zu geben vermag, behaupten, daß der räthselhafte Kontrast zwischen der zweifellosen Vorbereitung auf den Krieg und der lässigen Betreibung des großen Bündnisses allein auf diese Weise gehoben wird.

Das Verhältniß Frankreichs zu Preußen ist, man darf beinah sagen, so lange eine preußische Politik existirt, keineswegs, wie es sich bei uns die öffentliche Meinung wohl vorstellt, das einer dauernden innersten Abneigung, sondern was die Franzosen amour rentré nennen, der Haß, der entspringt aus der verschmähten Liebe. Immer wieder von Ludwig XIV an sind die französischen Staatsmänner auf den Gedanken zurückgekommen, daß ihr bester und natürlichster Verbündeter Preußen sei. Mit Hülfe Frankreichs hat Friedrich der Große Schlesien erobert und nur mit dem größten Widerstreben ist Frankreich im Siebenjährigen Kriege in die Reihe der Gegner Preußens eingetreten. Die Männer der französischen Revolution hätten von allen legitimen Mächten am liebsten bei Preußen Anlehnung gesucht und Preußen war es, das sich ihnen versagte. Am allerstärksten aber war gerade Napoleon III von diesem Gedanken erfüllt und hat von seinem Regierungsantritte an

wiederholt Versuche gemacht sich Preußen zu nähern. Von Oesterreich aber dachte er äußerst geringschätzig; er glaubte nicht, daß dieser aus zehn Nationalitäten komponirte Staat zusammenhalten könne und sprach das schnöde Wort, man verbinde sich nicht mit einem Leichnam. Ihm war es ganz klar, sowohl daß die deutsche Frage zu einer Lösung dränge, als daß Preußen eine Zukunft habe. Wenn Preußen nur eine einigermaßen genügende „Kompensation“ gewährt hätte, so hätte er nichts lieber gethan, als ihm Deutschland zu überlassen. Aber Preußen wollte nicht. Napoleon ließ darum nicht ab von seinem Gedanken. Das große Bündniß mit Oesterreich und Italien war weniger verlockend, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte. Wahrscheinlich hätte sich Rußland, das im eigensten Interesse eine völlige Niederwerfung Preußens nicht wünschen konnte, eingemischt, und was eigentlich für Gestaltungen aus dem Kriege hervorgehen sollten, war ganz unabsehbar. Klar und deutlich begrenzt aber lag das Ziel vor Augen: die deutschen Kleinstaaten an Preußen angegliedert, Belgien und Luxemburg von Frankreich annektirt. Zu dem Allen barg der große Dreibund ein schweres, inneres Leiden: obgleich Viktor Emanuel nicht die direkte Bedingung stellte, so war es doch ganz deutlich, daß er im Lauf der Krisis für sich Rom fordern werde, und Rom konnte ihm Napoleon aus Rücksicht auf die klerikale Partei in Frankreich unter keinen Umständen zugestehen. Lieber die Preußen in Paris, als die Italiener in Rom, soll damals eine an seinem Hof umlaufende Sentenz gewesen sein.*) Immer wieder also das Ergebniß: am liebsten, am besten ein Ausgleich mit Preußen.

Nun erinnere man sich an das Verhalten Napoleons in der Krisis von 1866. Schlau wie ein Fuchs hatte er die beiden Gegner in den Kampf gehetzt in der Hoffnung, zuletzt als Schiedsrichter seine Sporteln zu verdienen. Fortwährend hatte er mit beiden Parteien gleichzeitig verhandelt, den Preußen das Bündniß

*) Prinz Napoleon hat ausschließlich die Rücksicht auf die Klerikalen und den Papst für das Nichtzustandekommen der Triple-Alliance verantwortlich machen wollen. Gramont (Revue de France vom 15. April 1878) hat darauf mit Recht erwidert, daß die eine französische Brigade Rom nur insofern habe schützen können, als sie die Vorhut der französischen Armee war, daß also bei Ausbruch eines großen Krieges die Franzosen auf keinen Fall Rom schützten. Das habe auch die Curie eingesehen. Deshalb sei ein Abkommen mit den Italienern unvermeidlich gewesen und man würde es auch zu Stande gebracht haben, wenn nicht die deutschen Siege Alles zerrissen hätten. Das ist Alles unangreifbar. Aber es erklärt nicht, weshalb man (da wir doch jetzt an der Absicht den Krieg nächstens zu führen nicht mehr zweifeln dürfen) das Abkommen nicht vor Ausbruch des Krieges schloß.

mit Italien gefördert, mit den Oesterreichern abgemacht, wie er ihnen, wenn es nur erst Krieg gäbe, die Italiener vom Hals schaffen werde. Ganz ebenso beim Friedensschluß: da hatte er gleichzeitig den Beschützer der Süddeutschen gespielt und den Preußen angeboten sie zu opfern, wenn er dafür die Pfalz und Mainz bekäme. Es ist eine alte Erfahrung, die nicht blos die Kriminalisten bei den Verbrechern, sondern auch die Historiker bei den Politikern machen, daß sie eine bestimmte Methode haben, nach der sie immer wieder ihre Unternehmungen angreifen. Man kann es bei Friedrich dem Großen, bei Napoleon I. und bei Bismarck, man kann es auch bei Napoleon III. verfolgen. Er war nichts weniger als ein blutdürstiger Kriegsheld, der in der Größe der Kriegsthaten selbst seine Befriedigung gefunden hätte, sondern der Krieg war ihm immer nur ein Mittel die Dinge bis auf einen gewissen Punkt zu bringen, wo dann eine kluge, vorsichtig vermittelnde Diplomatie einsetzen sollte. So im Krimkrieg. So 1859. Um so mehr muß er 1870 zu einem solchen Verfahren geneigt gewesen sein, als schweres körperliches Leiden ihm die Durchführung eines großen und langwierigen Krieges schlechterdings unmöglich machte.

Der Kaiser und seine Rathgeber — wer weiß aber, ob außer seiner Gemahlin irgend Jemand völlig in seine Ideen eingeweiht gewesen ist? — haben lieber den Vorwurf ungenügender und leichtsinniger Kriegsvorbereitungen auf sich genommen, als ihre eigentliche Absicht hinterher einzugestehen. Gramont selbst hat die Frage: warum habt Ihr die Bündnisse nicht vorher geschlossen, zu eludiren gesucht, in einem Brief, der erst kürzlich veröffentlicht worden ist.*)

---

*) Der Brief, veröffentlicht im „Figaro" vom 17. April 1895, lautet:

Folkestone, le 21 avril 1878.

Mon cher H . . ,

Je réponds à la question que vous me posez de la part de M. de Chaudordy, savoir: „Est-il vrai qu'avant et pendant les premiers temps de la guerre de 1870 l'Autriche et l'Italie avaient, de concert avec l'empereur Napoléon, préparé entre elles un traité de neutralité armée destinée d'après les circonstances à se changer en alliance contre l'Allemagne?" — Réponse: „Oui, c'est vrai."

Maintenant la question est posée de telle façon que ce oui ne dit pas tout ce qu'il pourrait dire, et comme ces lignes ne vous parviendront pas par la poste, je vais ajouter quelques informations.

D'abord la neutralité armée convenue, d'accord avec l'empereur Napoléon, entre l'Autriche et l'Italie, n'était pas destinée à se changer en alliance contre l'Allemagne d'après les circonstances, ce qui aurait impliqué qu'il pourrait y avoir des circonstances où la neutralité armée resterait à l'état de neutralité armée. Ensuite ce n'était pas en alliance contre l'Allemagne, mais en coopération effec-

Die Verhandlungen mit Oesterreich und Italien, sagt er, waren so weit, daß man sich geeinigt, aber den Vertrag noch nicht unterzeichnet hatte. Da traten die französischen Niederlagen ein. Wäre in diesem Augenblick auch der Vertrag bereits perfekt gewesen, so hätte das doch keine Folgen weiter gehabt; der ganze Unterschied wäre gewesen, daß die Alliirten, statt einen vereinbarten Vertrag abzulehnen, einen geschlossenen zerrissen hätten. Vergleicht man, daß nach der Vereinbarung die Oesterreicher und Italiener um die Mitte September in Aktion treten sollten und vergleicht, wie um diese Zeit die militärische und politische Situation Frankreichs thatsächlich sich gestaltet hatte — der Kaiser und die eine Armee gefangen, die zweite eingeschlossen, die Deutschen dicht vor Paris — so wird man Gramont zustimmen müssen. Durch keinen Vertrag der Welt hätten Oesterreich und Italien sich binden lassen,

---

tive avec la France contre la Prusse que devait se changer la neutralité armée. Le traité fut négocié par le prince de Metternich et le comte de Vitzthûm pour l'Autriche, par le chevalier Nigra et le comte Vimercati pour l'Italie, par moi pour la France.

Nous étions précisément à discuter ce traité avec ces messieurs au ministère des affaires étrangères, quand on vint m'y chercher pour aller à la commission de la Chambre des députés, et c'est pour ne pas interrompre cette conférence que je fus obligé de me faire attendre quelque temps par la Commission, ce dont je m'excusai en lui disant la raison qui m'avait retenu, d'une manière vague et sans rien préciser. M. de Talhouet a parlé de ces explications dans sa déposition devant la Commission d'enquête.

Il serait trop long et encore prématuré d'entrer dans de plus grands détails sur ces négociations, mais je dirai sommairement qu'elles aboutirent à un traité en trois articles qui fut, après avoir été approuvé à Vienne et à Florence, porté à l'Empereur à Metz par le comte Vimercati, lequel en revint avec l'approbation de l'Empereur, sauf une légère modification qui fut d'ailleurs consentie par les deux autres puissances; en sorte que ce traité sur lequel on était tombé d'accord n'attendait plus pour être parfait que les signatures des contractants, lorsque survinrent nos premières défaites. C'est là un fait positif. Si nous avions tenu campagne quelques jours de plus sans être battus, le traité était signé. Cela n'eût pas changé grand'chose à la situation, mais cela eût obligé les alliés à déchirer un traité conclu au lieu de n'avoir qu'à répudier un traité convenu.

Or, un des articles de ce traité disait que la neutralité armée que l'Autriche et l'Italie déclaraient d'un commun accord était destinée à être transformée en une coopération effective de leurs forces militaires avec celles de l'empereur Napoléon contre la Prusse. L'époque de cette coopération était fixée d'autre part au moment qui avait été déjà indiqué pour l'entrée en campagne de l'Autriche, c'est-à-dire la première quinzaine de septembre.

Voilà, mon cher, la vérité pure.

Sur cela, je vous envoie mes amitiés.

Votre affectionné,

Gramont.

unter solchen Umständen der Republik zu halten, was dem französischen Kaiser versprochen. Aber die Frage: weshalb wurden die Verträge nicht vor der Kriegserklärung beschlossen, bleibt darum bestehen.

Daß Frankreich nicht im Stande war, auch nur einige Wochen allein gegen Deutschland das Feld zu halten, geschweige denn Süddeutschland zu überrennen und von Norddeutschland zu trennen, das ist der Grund, weshalb nicht noch im Kriege selbst das große antipreußische Bündniß abgeschlossen worden ist — wie konnte die französische Kriegsleitung sich über dieses Kräfteverhältniß so vollständig täuschen?

Auch über diese Frage geben uns die Aufzeichnungen des Generals Lebrun und der Bericht über seine Wiener Mission die erstaunlichsten Aufschlüsse.

Erzherzog Albrecht hat den Franzosen ausgerechnet, daß sie ihre große Flankenbewegung durch Süddeutschland bis nach Nürnberg ganz ohne Gefahr machen könnten, denn sie selbst gebrauchten nur vierzehn Tage zu ihrer Mobilmachung und könnten am 16. Tage die Grenze überschreiten, die Preußen aber gebrauchten vierzehn Tage — an anderer Stelle (S. 116) ist sogar gesagt drei Wochen — bloß um die Truppen in ihrem Bezirk mobil zu machen, und dann für jedes Armeekorps eine Woche, um es an einen Punkt der Grenze zu bringen. An der Saar z. B., falls es in Frankreich einfallen wolle, könne es nach drei Wochen ein Armeekorps, nach vier Wochen drei und erst nach fünf Wochen fünf Armeekorps vereinigen (S. 117). Um fünf Armeekorps am oberen Main zu vereinigen, gebrauche es sechs Wochen, für sieben Korps acht Wochen vom Tage des Mobilmachungsbefehls an (S. 129). In dieser Zeit hätten die Franzosen ohne jede Störung und Gefahr, wie von Etappe zu Etappe (mit den wunderlichsten Verstümmlungen der deutschen Ortsnamen in Lebruns Abdruck) berechnet ist, ganz Süddeutschland durchziehen können, und wenn sie sechs Wochen nach der Kriegserklärung bei Nürnberg ankamen, so hatten mittlerweile die Oesterreicher ihre Mobilmachung vollendet und kamen ihnen dort entgegen oder vereinigten sich mit ihnen in konvergirendem Vormarsch in den sächsischen Ebenen. Sollte in dieser Rechnung etwas zu günstig angesetzt sein, meint der Erzherzog, so mache auch das noch nichts aus. Er rechnet drei Wochen für die französische Mobilmachung und nimmt an, die Preußen schneller mobilisirt, stießen gegen die

Flanke des französischen Vormarsches vor. In diesem Fall hätten die Franzosen nichts zu thun, als sich hinter die Donau zurückzuziehen und dort das Erscheinen der Oesterreicher abzuwarten. Die Preußen würden aber einen solchen Vorstoß garnicht wagen. Oesterreich und Italien würden zwar nicht sofort den Krieg erklären, aber ihrer bewaffneten Neutralität von Anfang an einen so drohenden Charakter geben, daß Preußen nicht wagen könne, den Weg von Böhmen über Sachsen auf Berlin zu entblößen oder gar, die österreichische Armee in der Flanke, an die Donau vorzugehen. Vermuthlich auf diese Informationen des Erzherzogs Albrecht gestützt, hat später der französische Kriegsminister vor der Kammer-Kommission, die die Kriegserklärung guthieß, erklärt, die französische Armee habe vor der preußischen in der Mobilmachung einen Vorsprung von 21 Tagen.

Der Erzherzog Albrecht ist ferner der Ansicht, daß Preußen höchst wahrscheinlich die dreizehn norddeutschen Armeekorps so vertheilen werde, daß zwei am Rhein, vier am Main, vier in Sachsen, zwei in Schlesien und eins in Schleswig gegen die Dänen aufgestellt werde, also eine Offensive an keiner Stelle möglich sei. Wenn die vereinigten Armeen der Triple-Alliance aus Franken in die sächsische Ebene hinabstiegen, rechnet er, daß sie 739000 Bajonette gegen 474000 vereinigten und daß ihnen der Sieg daher nicht fehlen könne. Er führt weiter aus, daß Preußen geographisch eine Wespentaille habe, (S. 121) und daß man suchen müsse, diese sofort zu durchschneiden; über Berlin müsse man nämlich auf Stettin vorstoßen (S. 104, 122), was von Böhmen (Eger, Schlackenwerth und Prag) in 28 Etappen-Tagen zu erreichen sei. Dann habe man die neuen, weniger anhänglichen Provinzen von den alten getrennt.

Wunderbare Verflechtung der Ereignisse! Der Alles entscheidende Fehler in der strategischen Idee des Erzherzogs ist die Schnelligkeit der Mobilmachung. Die Stärke der preußischen Truppen und ihrer Verbündeten hat er durchaus richtig berechnet und angegeben (rund 560 000 Mann). Das war gegenüber den 400 000 Franzosen, mit denen nach dem von Lebrun ihm überreichten Etat diese ins Feld zu rücken versprachen, eine erhebliche Ueberlegenheit. Aber diese Ueberlegenheit sollte ausgeglichen werden durch die französische Offensive, die von vorn herein die Süddeutschen von den Norddeutschen, vielleicht auch politisch, losriß und durch die Langsamkeit der Preußen, die den Gegenstoß nicht eher gestattete, als

bis die drohende Haltung der Oesterreicher schon wieder einen Theil ihrer Kräfte abzog und lahmlegte. Diese Berechnung der Mobilmachungs- und Aufmarschzeit begründet der Erzherzog eingehend mit den Erfahrungen von 1866. Anfang Mai haben damals die Preußen mobil gemacht und sind doch erst am 16. Juni in Sachsen, von dem sie wußten, daß kein österreichischer Soldat es vertheidigte, eingerückt. Der österreichische Erzherzog weiß dafür keine andere Erklärung, als daß der Aufmarsch nicht schneller habe bewerkstelligt werden können. Wir aber wissen, daß es nichts als Gewissensbedenken und Friedensliebe König Wilhelms gewesen ist, die das Schwert so lange in der Scheide zurückhielt, und indem wir dem Erzherzog seinen Irrthum verzeihen, freuen wir uns des Andenkens an den siegreichen Monarchen, dessen Friedensliebe ihren Segen so in sich selber trug.

Erzherzog Albrecht hat im Uebrigen dem Kaiser Napoleon bei den mündlichen Verhandlungen in Paris noch gesagt, daß die österreichische Armee ihre neue Organisation erst im nächsten Jahre (1871) vollendet haben werde, und dem General Lebrun gegenüber mit starker Betonung gerathen, den Krieg nicht im Herbst, sondern im Frühjahr zu beginnen. Freilich wenn er das damit begründet, daß in Preußen bereits im Oktober 17—18 Stunden Nacht seien, so mögen wir dazu mehr den Kopf schütteln, als die Franzosen, deren zweiter Generalstabsoffizier, der General Jarras noch in seinen „Erinnerungen“ seine geographische Wissenschaft dadurch kundthut, daß er österreichische Armeen an der „österreichisch-württembergischen Grenze“ aufmarschieren lassen will.

In demselben Maße, wie Erzherzog Albrecht die deutschen Leistungen unterschätzte, überschätzte er die französischen, oder vielmehr haben die Franzosen selbst ihre Leistungskraft überschätzt und dem Erzherzog unrichtige Angaben gemacht. Lebrun erzählt, daß der Marschall Niel ursprünglich dem Kaiser die Versicherung gegeben habe, daß die französische Armee, 400000 Mann nach Abzug aller Ausfälle stark*), stets in neun Tagen mobilisirt und

*) In den von Lebrun gegebenen Zahlen findet sich ein Widerspruch, den ich nicht aufzulösen vermag. Er selbst sagt (S. 76), er habe dem Erzherzog 400 000 Mann als die Stärke der französischen Operations-Armee angegeben und so ist sie auch in dem Bericht (S. 113) ungefähr vorausgesetzt (323 640 Mann Inf., 37 080 Kav. 984 Geschütze.) Dabei ist das Bataillon Infanterie zu 870 Mann gerechnet. In der Note jedoch, die Lebrun dem Erzherzog überreicht haben will, (S. 142) sind 202 Bataillone gleich 155 540 und 117 Bat. gleich 90 090 Mann gerechnet, das Bataillon also nur zu 770 Mann und dem entsprechend die ganze Armee schwächer. S. 166 ist das Bataillon wieder zu 900 Mann gerechnet.

an den Grenzen konzentrirt sein könne; später habe er eingesehen, daß diese neun Tage zu wenig seien und daß man auf 14 bis 15 Tage rechnen müsse. Wäre es hiernach gegangen, so hätten, da am 14. der Krieg beschlossen wurde und die Vorbereitungen schon einige Tage vorher begonnen wurden, die Franzosen spätestens am 27. oder 28. Juli mit 240000 Mann den Rhein überschreiten müssen, während 120000 andere an der Saar die Grenze hüteten und durch einen falschen Angriff den Feind irre führten. Statt dessen hatten, als eine volle Woche später die Kriegshandlung begann, die Franzosen nicht mehr als 230000 Mann an der Grenze und einige 30000 im Lager von Chalons, während die Deutschen in diesen drei Wochen nicht, wie Erzherzog Albrecht gemeint hatte, ein Armeekorps sondern 13 an der Grenze und drei andere schon dicht dahinter in der zweiten Staffel stehen hatten.

Unter dem Gesichtspunkt dieser thatsächlichen Entwickelung sind wir gewohnt, die französische Kriegserklärung zu betrachten; stellen wir uns aber vor, wie es zweifellos gewesen ist, daß in dem französischen Ministerrath oder den noch intimeren Besprechungen der Bericht des Generals Lebrun über seine Mission nach Wien wörtlich oder dem Sinne nach vorgetragen worden ist, so gewinnen diese Beschlüsse doch wohl eine ganz andere Färbung.

Auf dem Hintergrund der in der Bildung begriffenen großen antipreußischen Alliance muß die Hohenzollersche Thronkandidatur in Spanien betrachtet werden.

Die Franzosen haben von je die Ueberzeugung gehabt, sie sei ein Werk Bismarcks gewesen; in Deutschland hat man das nicht glauben wollen, auch ich selbst, auch noch Sybel hat diesen Vorwurf scharf zurückgewiesen. Es hat sich aber gezeigt, daß in diesem Fall der Argwohn der Franzosen doch im Recht gewesen ist. Der König von Rumänien hat aus schwer verständlichen Gründen — wie ich höre, hat er geglaubt, sein Haus von der Verantwortung für diese That entlasten zu müssen — das Geheimniß, das das Auswärtige Amt in Berlin mit der höchsten Sorgfalt hütete, herausgelassen und es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß, mag auch der Gedanke ursprünglich von den Spaniern ausgegangen sein, diese Kandidatur doch ein Werk Bismarcks gewesen ist.

Was hat er sich dabei gedacht? Nun, sagen jene Weisen, die das Wesen der Politik in der politischen Intrigue sehen und immer noch in eine mehr eingeweiht sind, als alle anderen Menschen: natürlich hat er damit die Franzosen zum Kriege reizen wollen.

Wie soll das aber möglich sein? Wenn Bismarck den Krieg wünschte, so war sein höchstes Interesse, ihn nicht um eine dem deutschen Volke völlig gleichgültige, ferne Sache, sondern um eines hohen nationalen Interesses willen zu entzünden, z. B. um der Vereinigung von Süd- und Norddeutschland willen. Um einen hohenzollerschen Prinzen auf dem spanischen Thron, das war ja gerade ein solcher Grund, wie ihn die Franzosen suchten und wir ihn vermeiden mußten. Und wie konnte ein verständiger Mann überhaupt erwarten, daß es deshalb zum Kriege kommen würde? Der natürliche Lauf der Dinge war doch nur der, daß auf den Protest der Franzosen die Kandidatur zurückgezogen wurde und die Sache damit, also mit einem Erfolg der Franzosen, einem Echec der preußischen Diplomatie zu Ende war? Konnte Bismarck denn vorhersehen, daß die Franzosen nach der Zurückziehung der Kandidatur auch noch die verrückte Forderung des Versprechens für die Zukunft und des Entschuldigungsbriefes stellen würden? Aber Bismarck griff vielleicht nach allen Gelegenheiten, die Franzosen zu ärgern und zu provoziren? Irgend eine andere ist bisher nicht nachgewiesen, und in diesem Falle war ja durchaus nichts anderes als ein französischer Erfolg zu erwarten. Hätten die Franzosen sich mit der Zurückziehung begnügt, so hätten sie ein Spottlied über den preußischen Fuchs, der vom Hühnerstall abziehen mußte, singen und sich im Glanze des französischen Prestige noch einmal sonnen können. Welcher Staatsmann bereitet freiwillig dem Gegner solche Triumphe?

Sehen wir zunächst, wie Bismarck um die Klippe, daß die Sache mit einer Niederlage Preußens endigen könne, herumzukommen suchte. Er stellte fest, daß nach dem Familienpakt und dem fürstlich hohenzollerschen Hausgesetz der König nicht das Recht habe einem Prinzen dieses Hauses die Annahme einer Krone zu verbieten. Deshalb sei die Sache eine reine Privatangelegenheit des hohenzollerschen Fürstenhauses, mit der die preußische Regierung nichts zu thun habe. Wenn er trotzdem seinen Rath in der Sache gab, so that er das nur privatim; das Auswärtige Amt, das preußische Staatsministerium, die beiderseitigen Gesandtschaften blieben völlig außer Spiel.

Mißglückte das Abenteuer also, mußte man sich vor französischem Widerspruch noch von den Stufen des begehrten Thrones wieder zurückziehen, so sagte man: das geht uns garnichts an; wenn die Spanier gegen den Willen Napoleons den hohenzoller-

schen Prinzen nicht zu ihrem König machen können und wollen, so ist das ihre Sache und des Prinzen. Diese Darlegung hätte ohne Zweifel im ganzen deutschen Volk einhelligen Beifall gefunden. Was kümmerte die deutsche Nation oder den Staat Preußen der dynastische Ehrgeiz des hohenzollerschen Fürstenhauses, das vor mehr als 600 Jahren zur Zeit der Hohenstaufenkaiser mit der in Preußen regierenden Familie einmal einen Stamm gebildet hatte?

Unter dem Schutz dieser so klug genommenen Deckung betrieb nun Bismarck im größten Geheimniß aber mit aller Energie die Kandidatur. Nachdem der Hohenzoller bereits ein oder gar zwei Mal abgelehnt hatte, erschienen die Spanier zum dritten Mal im März 1870 mit ihrem Antrag. Fürst Anton von Hohenzollern reiste mit seinem Sohn, dem Erbprinzen Leopold, nach Berlin und schrieb über die dort gepflogenen Verhandlungen ausführlich an seinen zweiten Sohn, den König von Rumänien, der darüber in seinem Tagebuch folgendes berichtet.

„Graf Bismarck plaidiert mit großer Wärme für die Annahme der Krone durch den Erbprinzen; er hebt in einer Denkschrift an König Wilhelm die große Bedeutung hervor, welche die Berufung eines Hohenzollernprinzen auf den spanischen Thron für Deutschland haben würde: politisch unschätzbar würde es sein, im Rücken Frankreichs ein freundlich gesinntes Land zu haben, und auch wirthschaftlich würde es für Deutschland wie für Spanien selbst die größten Vortheile nach sich ziehen, wenn dieses entschieden monarchisch gesinnte Land unter einem König aus deutschem Stamme seine Hilfsquellen zur Entwickelung brächte, und sein Handel sich auf die Höhe höbe, die der Ausdehnung seiner hafenreichen Küsten entspräche.

„Erbprinz Leopold vermag sich aber nicht über das Bedenken hinwegzusetzen, daß so viele Zweige der entthronten Königsfamilie ihre Ansprüche auf die ihm angetragene Krone noch geltend machen.

„Auch König Wilhelm theilt die Auffassung seines Ministers nicht, und spricht die schwersten Bedenken gegen die Annahme aus; die Entscheidung selbst überläßt er aber einzig und allein dem Erbprinzen, den er in keiner Richtung zu beeinflussen wünscht."

Brief des Fürsten Karl Anton.

Berlin, 20. März.

„Ich bin seit vierzehn Tagen in höchst wichtigen Familienangelegenheiten hier; es handelt sich um nichts Geringeres, als um

Annahme oder Ablehnung der spanischen Krone für Leopold, welche, allerdings unter dem Siegel eines europäischen Staatsgeheimnisses, von der spanischen Regierung offiziell angeboten worden ist.

„Diese Frage präoccupirt hier sehr. Bismarck wünscht die Annahme aus dynastischen und politischen Gründen, der König aber nur dann, wenn Leopold dem Rufe gern folgt. Am 15. war hier eine sehr interessante und wichtige Berathung unter Vorsitz des Königs, bei welcher der Kronprinz, wir beide, Bismarck, Roon, Moltke, Schleinitz, Thile und Delbrück zugegen waren. Der einstimmige Beschluß der Rathgeber lautet auf Annahme, weil dieselbe eine preußische, patriotische Pflichterfüllung sei. Aus vielen Gründen, nach schweren Kämpfen, hat Leopold abgelehnt.“

(3. April.) „Aus Berlin erfährt der Fürst, daß Graf Bismarck die Annahme der spanischen Krone durch einen der Prinzen von Hohenzollern wiederholt und mit größter Entschiedenheit für eine politische Nothwendigkeit erklärt hat.

„Lothar Bucher und Major v. Versen, vom preußischen Generalstabe, werden nach Spanien geschickt, um dort die Lage zu studiren.

Brief des Fürsten Karl Anton v. 22. April.

„Es war abermals die einer nahen Entscheidung zutreibende spanische Frage, die mich hierhergeführt hatte. — Nachdem Leopold aus gewichtigen Gründen hatte ablehnen müssen, war die Kandidatur von Fritz in ernstliche Aussicht genommen. Die Entscheidung stand bevor, denn aus Madrid drängte man; da erklärt Dein Bruder auf das Entschiedenste, daß er die Aufgabe nicht übernehmen könne! Man muß die Sache also fallen lassen, ein großer historischer Moment für das Haus Hohenzollern ist verloren gegangen, ein Moment, wie er noch niemals dagewesen, wohl niemals mehr wiederkehren wird! Hätte der König in der letzten Stunde befohlen, so würde Fritz gehorcht haben; da er ihm aber freie Entschließung anheimgestellt hat, so lautet seine Entscheidung auf Nichtannahme!

„Hiermit wäre diese Sache abgethan, und die interessanten Verhandlungen können bei den Akten ruhig schlafen, bis in ferner Zukunft einmal ein Historiker die Geschichte unseres Hauses schreiben wird.“ —

Brief des Fürsten Karl Anton v. 26. Mai.

„Neues, das Dir nicht aus den Zeitungen bekannt wäre, giebt es wenig. Bismarck ist sehr unzufrieden mit dem Fehlschlagen der

spanischen Kombination. Er hat nicht Unrecht! Doch ist die Sache noch nicht vollständig aufgehoben! Sie hängt noch an einigen schwachen Fäden, die aber wie Spinnweben sind!"

(Anfang Juni). „Fürst Karl erfährt, daß sein Bruder, der Erbprinz Leopold, neuerdings nicht mehr auf dem früheren rein ablehnenden Standpunkte zur spanischen Thronfolge steht, sondern sich mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, unter ganz bestimmten Bedingungen die Krone anzunehmen. Die seit dem ersten Auftauchen der Frage verflossene Zeit hat den Erbprinzen gelehrt, die schwierige, kaum einen Ausweg freilassende Lage richtiger zu würdigen, in welche das spanische Volk durch die endgiltige Beseitigung der Kandidatur Hohenzollern versetzt werden würde; er scheut vor der ungeheuren Verantwortnng zurück, seine Mitwirknng einem großen Volke zu versagen, das nach langem Siechthum eine mannhafte Anstrengung gemacht hat, um seine nationale Kultur auf eine höhere Stufe zu heben! — Von dieser Sinnesänderung hat Fürst Karl Anton den preußischen Kronprinzen brieflich in Kenntniß gesetzt und ihm anheimgestellt, auch den Grafen Bismarck davon zu benachrichtigen.

„Graf Bismarck hat in Folge dessen an den Fürsten von Hohenzollern ein Schreiben gerichtet, worin er darauf dringt, daß die spanische Frage wieder aufgenommen werde. Er räth dem Fürsten Karl Anton, ungesäumt auf den Erbprinzen einzuwirken, daß dieser sich aller Bedenken entschlage und im Interesse Deutschlands sich für die Annahme der spanischen Krone entscheide.

„Uebrigens hat General Prim die vom Fürsten Karl Anton telegraphisch an Geheimrath Bucher übersandte Ablehnung nicht angenommen, sondern seine Hoffnungen aufrecht erhalten.

„Geheimrath Bucher und Major v. Versen haben sehr zufriedenstellende Berichte über die Aussichten der Kandidatur Hohenzollern in den Cortes und im Lande zurückgebracht; man hat sie in Spanien außerordentlich herzlich aufgenommen. — König Wilhelm meint, daß sie ihre Berichte durch die ihnen erwiesenen großen Aufmerksamkeiten unwillkürlich hätten rosiger färben lassen, als es sonst der Fall gewesen sein würde!

(4. Juni.) „Der Erbprinz von Hohenzollern hat sich bereit erklärt, die spanische Krone anzunehmen, da ihm von der berufensten Seite vorgestellt worden ist, daß das Staatsinteresse dies erheische! — Er hat sich entschlossen, alle persönlichen Bedenken fallen zu lassen und sich der höheren Nothwendigkeit zu fügen; in diesem

Sinne hat er dem König von Preußen geschrieben: er nehme die ihm angetragene Krone an, da er hoffen dürfe, seinem Vaterlande hierdurch einen großen Dienst zu erweisen. — König Wilhelm hat ihm sogleich geantwortet, daß er mit seinem Vorhaben einverstanden sei." —

Nach diesen Mittheilungen werden wir es als sicher annehmen dürfen, daß Lothar Bucher und Major von Versen thatsächlich die Sache zu Stande gebracht haben. Wie ihre Berichte den Widerstand des Prinzen selbst überwunden haben werden, so werden sie auch auf der anderen Seite den General Prim ermuthigt haben, trotz der wiederholten Ablehnung den Antrag doch noch einmal zu erneuern. Die Kandidatur so wie sie zuletzt zu Stande gekommen, war also wirklich ein Werk Bismarcks. Mit wie richtiger Berechnung er aber dieser seiner Thätigkeit die Hülle einer dynastisch-hohenzollerschen Privatangelegenheit umgethan hat, dafür ist wohl der beste Beweis, daß Sybel diese Auffassung in sein historisches Werk einfach übernommen hat und es den Franzosen sehr verargt, daß sie es nicht ebenso ansehen wollen.

Daß die spanische Kandidatur eine „Intrigue der preußischen Regierung" sei, sei eine „völlig grundlose Erfindung" Gramonts (N. Mitth. S. 20); „als Familienhaupt" habe König Wilhelm die Sache mit den Hohenzoller'schen Herrschaften erwogen (VII, 253) und wie auch sonst bei Familienfragen seinen vertrautesten Rathgeber den Grafen Bismarck zu den Besprechungen hinzugezogen. Obgleich als die Theilnehmer der Berathung auch Roon, Moltke, Schleinitz, Thiele, Delbrück bekannt sind, bleibt die Sitzung ein hohenzollerscher „Familienrath". Preußen hat nach wie vor so gut wie kein Interesse an der Sache. Bismarck hat in Depeschen, die er am 18. Juli 1870 an die deutschen Vertreter über die Ursachen des beginnenden Krieges erließ, gesagt: „Auch ist die Angabe unwahr, daß Seine Majestät der König mir, dem unterzeichneten Bundeskanzler, von der Kandidatur des Prinzen Leopold Mittheilung gemacht habe. Ich habe gelegentlich durch eine bei den spanischen Verhandlungen betheiligte Privatperson vertrauliche Kenntniß von dem spanischen Anerbieten erhalten."

Auch diese Behauptung erklärt Sybel (N. Mitth. S. 63) für „vollkommen richtig". Er ist aber so unvorsichtig, abgesehen von anderen Incorrectheiten ein Wörtchen, das sofort die wahre Natur dieses Meisterstücks von diplomatischem Dementi verrathen hätte, aber

nicht im Text steht, seinerseits hinzuzufügen, nämlich die „erste“ Nachricht. Aber so kommts, wenn ein Historiker sich nicht entschließen kann, Historiker zu bleiben, sondern sich gedrungen fühlt bei der Erzählung diplomatischer Vorgänge auch noch wieder etwas Diplomat zu spielen.

Mit dieser Art Historie fürchte ich, werden wir in der Weltgeschichte nicht bestehen und die Franzosen lachen uns einfach aus. Es ist ganz richtig, daß die beiden hohenzollerschen Fürstenhäuser seit mehr als 600 Jahren getrennt, also nicht mehr blutsverwandt sind; die fürstliche Linie hat auch kein Erbrecht an der preußischen Krone und ist katholisch. Aber ebenso richtig ist, daß durch einen Familienpakt das fürstliche Haus als eine Nebenlinie anerkannt ist und daß die Prinzen dieses Hauses ihrer Gesinnung nach sich als Anverwandte des preußischen Königshauses fühlen. Es ist ganz richtig, daß nach dem Wortlaut der Hausgesetze der König den hohenzollerschen Prinzen zwar den Eintritt in einen fremden Militär- oder Zivildienst, aber nicht die Annahme einer fremden Krone zu erlauben hat. Ebenso richtig aber ist, daß kein hohenzollerscher Prinz ohne sorgfältige Erforschung und Berücksichtigung des königlichen Willens einen solchen Beschluß fassen würde. Es ist vollkommen richtig oder mag wenigstens vollkommen richtig sein, daß das auswärtige Amt und das preußische Staatsministerium amtlich mit der Sache niemals befaßt worden sind. Ebenso richtig aber ist, daß der leitende Staatsmann die Sache durchgesetzt und dargethan hat, daß Deutschland davon die größten wirthschaftlichen und politischen Vortheile haben werde.

Seien wir also nicht zu hart mit den „Phantasien und Erfindungen des Herzogs von Gramont“, sondern gestehen zu, daß die Form, in die Bismarck die spanische Sache zu kleiden wußte, eben nichts als eine Form war, meisterhaft erdacht, um auf alle Fälle einen guten Rückzug zu haben; dem Wesen nach aber die französische Auffassung das Richtige traf.

Wo steckten nun aber die Vortheile, die Bismarck sich von dem hohenzollerschen Prinzen auf dem spanischen Thron versprach? Sie sind so verborgen, ein fremder König in einem modernen parlamentarischen Staat ist etwas so Machtloses, daß man aus diesem Grunde früher in Deutschland an Bismarcks Interesse und Theilnahme an dem Plane überhaupt nicht hat glauben wollen und ich muß auch meinerseits meinen Unverstand bekennen.

An ein positives spanisch-deutsches Bündniß ist natürlich nicht

zu denken, aber eine gewisse gegenseitige wohlwollende Stimmung kann aus dynastischer Beziehung zwischen zwei Staaten wohl entstehen, und eine solche Stimmung kann förderlich sein für Anknüpfung und Pflege wirthschaftlicher Beziehungen, und politisch kleine, aber nicht ganz werthlose direkte und indirekte Hülfen. Schon der bloße Verdacht engerer Beziehungen könnte z. B. Frankreich bei einem Konflikt nach der einen Seite zu Vorsichtsmaßregeln auf der anderen nöthigen, die gewisse Kräfte absorbiren. Besonders wichtig hätte das kirchliche Gebiet werden können. Im Jahre 1868 soll Napoleon den Plan gehabt haben, die französische Besatzung in Rom durch Spanier ablösen zu lassen. Die Revolution, die die Königin Isabella vertrieb, vereitelte die Ausführung und unter einem hohenzollerschen König wäre ein solcher Gedanke natürlich völlig ausgeschlossen gewesen.

Diese Vortheile erschienen dem Grafen Bismarck immerhin groß genug, um, da die Umstände sie anboten, sie mitzunehmen. Frankreich suchte durch dergleichen Mittel allenthalben in der Welt Einfluß zu gewinnen und sein Prestige zu erhöhen. Durch französischen Einfluß war in dem fernen Rumänien Prinz Karl von Hohenzollern zum Fürstenthrone befördert worden. Das im Werden begriffene Deutsche Reich war nicht gewillt, in irgend einer Weise hinter Frankreich zurückzustehen. Daß man einem Kriege entgegentreibe, war ohnehin sicher; um so weniger durfte man auf kleine, sich irgendwo darbietende Hülfen verzichten, am allerwenigsten etwa aus Rücksicht auf die Franzosen in dem Wahn durch Aengstlichkeit die Kriegsgefahr zu vermeiden.

Was aber die spanische Kandidatur dem Grafen Bismarck besonders annehmbar machte, war, daß sie in jedem Fall Vortheil brachte, nicht nur, wenn sie Erfolg hatte, sondern auch wenn sie mißlang. Zwang Napoleon die Spanier, ihren besten Königs-Kandidaten um seinetwillen fallen zu lassen, so war zu erwarten, daß sie das sehr übel nehmen und auf längere Zeit eine starke Verstimmung zwischen Spanien und Frankreich platzgreifen werde. Preußen konnte sich nichts Besseres wünschen. Erinnern wir uns, daß in eben dieser Zeit bereits der gemeinsame Feldzugsplan zwischen Frankreich und Oesterreich gegen Preußen verabredet wurde.

Trotzdem war es keineswegs unmöglich, daß Prinz Leopold wirklich König von Spanien wurde. Er gehörte rechtlich einer Nebenlinie des hohenzollerschen Hauses an, dem Blute nach aber war er ein naher Verwandter des Kaisers Napoleon. Seine Groß-

mutter war eine Murat und seine Mutter eine Tochter der Stephanie Beauharnais, eine Kousine und Adoptivschwester der Königin Hortense, der Mutter Napoleons III. Napoleon hatte diesen seinen Verwandten immer Wohlwollen gezeigt; durch seinen Einfluß war der jüngere Bruder Fürst von Rumänien geworden. Der nächste Bewerber um die spanische Krone war der Herzog von Montpensier, der als Sohn Louis Philipps dem Kaiser sehr wenig genehm war, und die Beibehaltung der Republik paßte ihm auch nicht. In den Memoiren des Marschalls Randon, der bis 1867 Kriegsminister war und im Jahre 1870 starb, finde ich sogar (Bd. II S. 306), daß im September 1869 Napoleon dem General Prim bei einem Besuche in Paris gesagt habe: „Warum solltet Ihr nicht an den Prinzen von Hohenzollern denken, der mein Verwandter ist?" Freilich hat auch schon im Jahre 1869 Napoleon durch seinen Botschafter in Berlin sehr bestimmt merken lassen, daß er einen Prinzen von Hohenzollern auf dem spanischen Thron nicht wünsche*), aber wenigstens die Fürsten von Hohenzollern selbst haben sich zuletzt der Hoffnung hingegeben, daß sie die Zustimmung des Kaisers finden würden und auf den direkten Antrag des Prinzen Leopold selbst hat die spanische Regierung der französischen sofort nach der Annahme der Kandidatur die Mittheilung davon gemacht.**)

Man hätte sich ja vielleicht auch früher mit Napoleon ins Einvernehmen setzen können. In den Memoiren des Königs von Rumänien ist ein Brief König Wilhelms an den Fürsten Anton vom 6. Juli referirt, als der Lärm in Paris begann. Es heißt da: „Der König hält es für möglich, daß die französische Erregung sich noch wieder lege, bedauert es aber, daß man der früher geäußerten Meinung des Fürsten von Hohenzollern, man müsse sich der Zustimmung Frankreichs versichern, keine Folge gegeben

---

*) Sybel VII, 215 bestreitet das, da Benedetti nur gesagt habe, „Frankreich nehme ein großes Interesse daran." Benedetti hat aber doch noch etwas mehr gesagt, so daß der Sinn zweifellos ist.

**) Nach der Depesche des spanischen Ministers des Auswärtigen, Sagasta, an den Gesandten in Paris. Gedr. im „Staats-Archiv" Bd. 19 Nr. 4065. Der Prinz stellte zur Wahl, ob die spanische Regierung oder er selbst Napoleon die Mittheilung machen solle. Sybel scheint diese Depesche nicht benutzt zu haben. Er sucht zu beweisen, (N. Mitth. S. 60) daß Fürst Karl Anton sogar Napoleon von dem früheren spanischen Antrag selbst Kenntniß gegeben und daß dieser darauf keine Zeichen des Widerwillens gegeben. Seine Königliche Hoheit der Fürst Leopold hat mich jedoch soeben wissen lassen, „daß die Annahme, der hochselige Fürst Karl Anton habe dem Kaiser Napoleon Mittheilung über das Anerbieten des spanischen Thrones gemacht, durchaus irrthümlich ist."

habe, weil General Prim die Geheimhaltung gewünscht, und Graf Bismarck geltend gemacht habe, daß jede Nation sich ihren König wählen dürfe, ohne andere zu befragen". — Im Hinblick auf den Wunsch Prims erklärt Sybel eine Mittheilung an Napoleon für völlig unmöglich und will die Aeußerung des Königs deshalb auf ein früheres Stadium der Verhandlung beziehen. Das ist doch nicht durchaus nothwendig; man hätte ja Prim schreiben können, daß vorgängige Zustimmung Napoleons erforderlich sei. Aber weshalb? Die Spanier wünschten die Geheimhaltung, um sich im Fall des Scheiterns nicht abermals der Lächerlichkeit eines Korbes auszusetzen, und Bismarck unterstützte sie darin, da es ja auf jedem Fall im deutschen Interesse lag, die Kandidatur so weit als möglich zu bringen. Wurde sie Napoleon als eine fertige Thatsache vorgelegt, so machte er vielleicht um so eher gute Miene und verkündete den Franzosen das erfreuliche Ereigniß, daß sein Vetter König von Spanien werden solle, oder aber er widersetzte sich und zog sich um so mehr die Feindschaft der Spanier zu. Eine Provokation ist darum die Geheimhaltung noch keineswegs, sondern einfach die unbekümmerte und furchtlose Wahrung des eigenen Interesses. Daß die Sache betrieben wurde, war überdies thatsächlich der ganzen diplomatischen Welt bekannt*).

Wie stark der französiche Ausbruch nachher werden würde, hat in Deutschland sicherlich Niemand geahnt. Einer der Theilnehmer jener Berathung im Berliner Schloß — sie fand statt in der Form, daß die Herren zum Fürsten von Hohenzollern zum Diner geladen wurden und vorher zu der Konferenz zusammentraten — hat mir erzählt, daß die Frage des Verhältnisses zu Frankreich in dieser Versammlung überhaupt nicht zur Sprache gekommen sei. Hinterher freilich beim Essen, da er gerade neben Moltke saß, habe er diesen gefragt, „wenn's aber Napoleon übel nimmt, sind wir doch bereit", was dieser dann mit behaglicher Zuversicht bejaht habe.

Bismarcks Plan wurde nun gestört zuerst dadurch, daß das Telegramm, welches der spanische Agent Salazar über seine Rückkehr nach Hause sandte, in Madrid falsch dechiffrirt wurde, so daß Prim die Entscheidung noch nicht erwartete, sondern die Cortes bis zum Herbst vertagte. Zwar darf man sich nicht vorstellen, daß etwa Spanien plötzlich mit einer vollendeten Königswahl vor das

*) Nachgewiesen in der Depesche Sagastas l. c.

erstaunte Europa hätte hintreten können, da die Verfassung eine Frist von mindestens acht Tagen zwischen der Verkündigung der Kandidatur und der Wahl vorschrieb.*) Immerhin wäre man der Entscheidung viel näher gewesen, wenn die Cortes zusammengeblieben wären und dieser Druck fehlte nun, als Prim dem französischen Gesandten seine Mittheilung machte. (2. Juli.)

Die französische Regierung schickte, als ihr in Berlin gesagt wurde, die preußische Regierung ginge die Sache nichts an, Benedetti nach Ems, und die Verhandlung mit König Wilhelm lief nun vollends ganz anders als Bismarck geplant hatte.**) In Sybels Darstellung ist das Verfahren des Königs eigentlich ganz unverständlich. Wenn es wirklich so gewesen wäre, daß der König von Preußen mit der Sache nichts zu thun hatte, so wäre es nicht zu begreifen, daß er sich überhaupt auf Verhandlungen mit dem französischen Botschafter einließ. In Wahrheit war die Trennung der fürstlich-hollenzollerschen Hausangelegenheit von der preußischen Politik aber doch nur eine künstliche, formalistische Fiktion und da ist es sehr wohl verständlich, daß die einfache und ehrliche Natur des Königs, der sehr wohl wußte, wie nah ihn die Sache anging, wohl die Wendung gebrauchte, sein Gouvernement habe damit nichts zu thun, und die Entscheidung ausschließlich dem Fürsten von Hohenzollern zuschob, aber doch den Satz, er habe in solchen Sachen einem Hollenzollern-Prinzen nichts zu befehlen, nicht über die Lippen brachte. Er hatte ja von Anfang an von dem Abenteuer nichts wissen wollen; nun hatte man den Spektakel; sollte man um einer solchen Bagatelle willen in einen fürchterlichen Krieg mit Frankreich gerathen? Der König war viel zu friedliebend, um in einer solchen Lage sich zu eklipsiren und die Dinge sich selbst zu überlassen, auf die Gefahr hin, direkt in einen Krieg zu treiben. Indem er den formellen Entschluß dem Fürsten von Hohenzollern überließ, empfing er doch Benedetti, ließ sich in Verhandlungen mit ihm ein und sprach ihm endlich seine Zustimmung zu der Zurückziehung der Kandidatur aus.

Gerade diese durch Ehrlichkeit und Friedensliebe bestimmte Haltung des Königs wurde nun aber für die preußische Politik höchst gefährlich. Die Franzosen hatten einen ungeheueren Lärm erhoben und der Minister des Aeußeren hatte in offner Kammersitzung

---

*) Depesche Sagastas l. c. S. 126.

**) Graf Benedetti publizirt soeben in Paris ein neues Buch über seine Mission nach Ems. An Thatsächlichem enthält es nichts Neues.

drohende Reden gegen Preußen geführt. Dadurch gewann es den Anschein, als ob nicht der Erbprinz oder der Fürst von Hohenzollern oder Spanien, sondern als ob Preußen vor französischen Drohungen zurückweiche.

Bismarck war so außer sich über diese Wendung, daß er dem König durch den Graf Eulenburg melden ließ, er würde seinen Abschied einreichen.

Welch einen Triumph hatten in diesem Augenblick die Franzosen in Händen!

Aber er genügte ihnen nicht.

Gramont sagte dem deutschen Botschafter, Herrn von Werther, er sehe die Entsagung des Prinzen Leopold als Nebensache an, da die französische Regierung seine Thronbesteigung doch niemals zugelassen hätte; es komme darauf an, die Verstimmung, die aus dem preußischen Verfahren entstanden, wieder zu beseitigen. Dieser Satz enthält eigentlich den Kern der Situation. Die Franzosen waren vollkommen im Recht, wenn sie verlangten, daß eine Kandidatur, die sie ihrem Nationalinteresse für schädlich hielten, zurückgezogen werde. Aber ihr Anspruch ging weiter. Als die „große Nation“ hielten sie es überhaupt für unerlaubt, daß andere Völker ihre Politik, ohne Frankreich zu begrüßen, nach eigenem Gutdünken machten, hielten sich durch einen bloßen Versuch dieser Art für beleidigt und verlangten deshalb nicht bloß Zurücknahme, sondern auch noch eine Sühne. Die ganze öffentliche Meinung erklärte den Verzicht des Fürsten von Hohenzollern für ungenügend, für eine lächerliche, illusorische Genugthuung uud unter ihrem Druck stellte Gramont die neue Forderung, daß der König dem Kaiser einen Entschuldigungsbrief schreibe und verspreche, auch für die Zukunft die Erlaubniß zu Erneuerung der Kandidatur niemals ertheilen zu wollen.

Nach dem, was wir jetzt über die Vorbereitung des österreichisch-italienischen Bündnisses wissen, dürfte man meinen, daß die französische Regierung von vornherein entschlossen gewesen ist, den spanischen Zwischenfall als Kriegsanlaß zu benutzen. Schon hatte man auf Grund der Verabredungen mit Erzherzog Albrecht Oesterreich aufgefordert, Truppen in Böhmen zusammenzuziehen. Sybel macht darauf aufmerksam, daß bei den ersten Meldungen von der hohenzollerschen Kandidatur Napoleon sich merkwürdig reservirt verhalten und keineswegs alle Mittel aufgeboten, sie zu verhindern. Es ist sehr wohl möglich, daß er sich von Anfang an gedacht hat:

da lasse ich Herrn von Bismarck ruhig hineingehen; entweder er muß zuletzt einen schimpflichen Rückzug antreten, oder wir verkünden Europa und dem französischen Volk, daß wir den preußischen Ehrgeiz in flagranti ertappt haben und haben den schönsten Kriegsgrund der Welt. Anfänglich ging es ja nun auch, da Bismarcks künstliche Deckung versagte, wunderschön. Daß Gramont gleich zuerst in der Kammer so patzig auftrat, hatte nichts geschadet, sondern den Triumph Frankreichs nur erhöht.

Daß man dabei nicht stehen blieb, sondern die Forderungen steigerte, erscheint bei Sybel durch nichts anderes als durch die rasende französische Eitelkeit, und ganz besonders durch Böswilligkeit und Narrheit Gramonts herbeigeführt, dem kranken Kaiser nur in seiner Willenlosigkeit entrissen. Wenn man nun aber erfährt, daß Napoleon keineswegs bloß willenlos nachgab, sondern dem Herzog einige Stunden, nachdem sie beide konferirt, eine eingehende schriftliche Instruktion schickte, worin der ganze neue Feldzugsplan mit der Verpflichtung König Wilhelms für die Zukunft vorgeschrieben war (Gramont, La France et la Prusse p. 136), so sieht das doch garnicht danach aus, als ob der Kaiser sich bloß hat mitschleppen lassen, und man darf vermuthen, daß es im letzten Grunde keineswegs nur der Druck der aufgeregten öffentlichen Meinung war, der vorwärtsschob, sondern der Wunsch, sich den herrlichen Kriegsgrund nicht wieder entschlüpfen zu lassen.

Durch die thatsächliche Zurückziehung der Kandidatur war nun aber doch die Lage völlig verändert und das begann man sehr bald zu empfinden.

Der englische Botschafter Lord Lyons erklärte dem Herzog von Gramont, ganz Europa werde bei solchen Forderungen sagen, daß Frankreich die Schuld trage; Preußen werde des Beistandes von ganz Deutschland sicher sein, Frankreich aber die öffentliche Meinung aller Welt gegen sich haben. Daraus hätte man sich in Paris vielleicht nicht so viel gemacht, so lange man der beiden Bundesgenossen sicher blieb, aber eben hier erschienen unheilvolle Zeichen. Wir erinnern uns, daß Erzherzog Albrecht gemeldet hatte, erst im nächsten Jahre werde die Retablirung der österreichischen Armeen vollendet sein, und namentlich daß er dringend gerathen hatte, den Krieg im Frühjahre zu beginnen und ehe man öffentlich vorgehe, so weit es irgend möglich sei, die Mobilmachung im Stillen vorzubereiten, und auf den Vorsprung in der Mobilmachung kam ja Alles an.

Beust war nun außer sich über die Thorheit, auf diese Weise sich köpflings in das große Unternehmen hineinzustürzen, und rieth dringend, den Frieden zu erhalten — was er dann nachher so ausgelegt und Sybel ihm geglaubt hat, als ob er den Frieden überhaupt und nicht blos den Frieden in diesem Augenblick und bei diesem Anlaß habe erhalten wollen. Es ist der Mühe werth, seinen schon mehrfach zitirten Brief an den Fürsten Metternich vom 11. Juli wörtlich kennen zu lernen.

Wien, den 11. Juli 1870.

„Mein lieber Freund!

„Wenn ich beobachte, was um Sie herum vorgeht, frage ich mich, ob ich denn so dumm geworden bin, daß das über meinen Verstand geht.

„Indessen bilde ich mir ein, noch meinen eigenen Kopf zu haben.

„Prüfen wir die Dinge also mit kaltem Blute und beschränken uns auf zwei Gesichtspunkte.

„Sprechen wir zuerst von unserer Kooperation.

„Gramont, der, wie es scheint, unsere geheimen Aktenstücke studirt hat, spricht von gewissen Uebereinkommen, als ob sie aus dem Zustande eines Projekts schon in den Zustand des Vertrages übergegangen wären. Erstens sind sie in dem Zustande eines Projekts verblieben und es ist nicht unsere Schuld, wenn das die Situation ist. Aber selbst wenn es schon Vertragskraft hätte, welch sonderbare Anwendung bildet man sich ein, davon machen zu können. Man war übereingekommen — immer nur als Projekt — sich überall und immer über eine gemeinschaftliche diplomatische Handlungsweise in Einvernehmen zu setzen. Heute, ohne uns um Rath zu fragen, ohne uns auch nur vorher zu benachrichtigen, aufgepaßt zu rufen, geht man kühn vor, stellt und löst die Frage des Krieges gelegentlich einer Sache, die uns in keiner Weise etwas angeht und hält es für selbstverständlich, daß es uns genügte, informirt zu werden, um unsere Armee in Kriegsbereitschaft zu setzen, und ein Korps zusammenzubringen, bedeutend genug, um die preußische Armee zu paralysiren.

„Und zu dieser Stunde hat man uns noch nicht einmal gesagt, wo und wie die französische Armee zu operiren gedenkt.

„Ferner spricht man uns von dem günstigen Terrain, das man eingenommen habe, indem man die Kriegsfrage anregte in einer Frage, die die deutsche Nation weder zu interessiren, noch aufzuregen vermöge.

„Ich bin der erste gewesen, dies bei Beginn der Diskussion anzuerkennen. Aber ich sehe mit tiefem Bedauern, daß man in Paris sein möglichstes thut, um dieses günstige Terrain in ein sehr ungünstiges umzuwandeln, und daß man geradeswegs die öffentliche Meinung gegen sich erregt, sowohl in Deutschland wie auch in Spanien.

„Ich habe es Ihnen schon einmal gesagt, meiner Meinung nach mußte man den Angriff auf die Kandidatur Hohenzollern richten und nicht auf Preußen. Und wenn man absolut vom König Wilhelm fordern wollte, daß er auf die Kandidatur des Prinzen Leopold verzichte und sie verhindere, mußte man ein Vorgehen anwenden, das ihn im Falle der Weigerung ins Unrecht gesetzt hätte gegenüber Europa und gegenüber Deutschland im besonderen.

„Sicherlich wird ganz Deutschland nicht verstehen, warum es sich für Preußen schlagen soll, das mit aller Gewalt einen Prinzen in Spanien auf den Thron bringen will; aber es wird seine Grenzen vertheidigen, wenn es angegriffen wird: und es wird eben so wenig verstehen, daß eine fremde Macht nothwendig mit ihm Krieg führen müsse, weil der König, der an der Spitze des Norddeutschen Bundes steht, sich weigert, Drohungen zu weichen und den spanischen Cortes überläßt sich zu arrangiren wie sie Lust haben.

„Möglich, daß ich mich in meinen Voraussetzungen täusche. Vielleicht wird die Sache gelingen durch den Druck, der von den anderen Mächten unterstützt wird, ich würde Nichts lieber sehen, als das. Sie wissen, daß wir auch unser Kontingent stellen. Aber wenn es nicht gelingt, dann mache man uns nicht solidarisch für die möglicherweise eintretenden Unglücksfälle, die ich signalisire und die man hervorruft.

„Tausend Grüße.

Beust.“

Dieses Schreiben ist in vielfacher Beziehung interessant. Es zeigt, wie selbst der so nah befreundete Beust das beleidigende Auftreten Gramonts gegen Preußen mißbilligte und fand, daß Preußen überhaupt nicht die richtige Adresse für die Beschwerde sei. Es zeigt aber weiter, daß Beust keineswegs das französische Bündniß und den Krieg gegen Preußen an sich verwarf, sondern nur die verkehrte und thörichte Art, wie die französische Diplomatie die Sache führte.

Als dieses Schreiben und ein zweites offizielles, das noch stärker zum Frieden rieth, in Paris ankam (13. Juli) und der österreichische Botschafter in diesem Sinne mit dem Herzog von Gramont sprach, da wurde dieser, wie er selbst später schrieb*), für einige Tage sehr beunruhigt, denn gerade an dem Tage vorher (12. Juli) hatte man die neuen gesteigerten Forderungen an König Wilhelm gestellt, die zum Kriege führen konnten und wohl auch sollten.

Wie, wenn Oesterreich trotz der festgestellten Ideen- und Interessengemeinschaft nicht mitmachen und sich dem Kriege entziehen wollte? Ohne Oesterreich hatte man auch Italien nicht.

An demselben Tage (13. Juli) kam die Nachricht, daß König Wilhelm die neue Forderung rund abgeschlagen habe.

Das Steuer des französischen Staatsschiffes begann zu vibriren.

Den ganzen folgenden Tag (14. Juli) dauerten die Berathungen, eine Minister-Sitzung folgte auf die andere. Es wurde beschlossen, die Reservisten einzuberufen und der Beschluß wieder zurückgenommen.

Am Abend war man entschieden, den Frieden zu erhalten. Napoleon theilte es selbst dem italienischen Botschafter und den Herren seines Hofes mit. Er fühlte sich unendlich erleichtert, daß der furchtbare Entschluß noch einmal hinausgeschoben war. König Wilhelm hatte zwar die Zukunfts-Garantie verweigert, aber doch erklärt, daß er den Verzicht des Prinzen Leopold approbiere. Damit konnte man ganz gut die Akten über den Zwischenfall schließen und um das Siegel darauf zu drücken, wurde noch beschlossen, einen europäischen Kongreß zu berufen.

Wäre man dabei geblieben, so war das Geringste der augenblickliche Triumph, den die französische Politik davongetragen. Wir sind jetzt ganz sicher, daß der Krieg selbst deshalb keineswegs unterblieb, sodann daß er im nächsten Frühjahr nach sorgfältigster Vorbereitung, wahrscheinlich nach Abschluß eines festen Vertrages mit Oesterreich und Italien dennoch ausgebrochen wäre.

Bei Sybel ist die Situation eine völlig andere. Da er das große französisch-österreich-italienische Bündniß für ein bloßes Hirngespinst erklärt, und bei den betheiligten Staatsmännern, Napoleon und Beust nicht weniger als bei Bismarck, nichts als Friedensliebe sieht, so handelt es sich bei der kommenden Entscheidung bei ihm statt des Zeitpunktes, um den Krieg selbst: wäre das jetzt folgende

*) Beust, Aus Dreiviertel-Jahrhunderten II, 373.

nicht geschehen, so hätte die Welt den Frieden behalten. Was kam, hat nicht sowohl den Krieg in einem für Deutschland günstigen Moment zum Ausbruch gebracht, sondern er hat einen Krieg, der sonst hätte vermieden werden können, verbrecherischer Weise entzündet.

Schon nach wenigen Stunden, noch in der Nacht desselben 14. Juli hatte derselbe französische Ministerrath, der sich am Abend für den Frieden entschieden, beschlossen, auf der Stelle mobil zu machen und den Krieg zu erklären.

Was war geschehen? Wie ist das gekommen?

Als die spanische Krisis so plötzlich hereinbrach, waren die deutschen Staatsmänner sämmtlich auf Urlaub. Graf Bismarck gebrauchte in Varzin eine Karlsbader Kur und der König hatte in Ems keinen der Minister bei sich. Am 9. Juli war Benedetti bei ihm in Ems erschienen, drei Tage darauf, am 12., hatte sich Bismarck von Varzin aufgemacht, um ebenfalls nach Ems zu fahren, war jedoch in Berlin geblieben, als er dort die Nachricht vorfand, daß der Prinz bereits auf die Kandidatur verzichtet habe. Wir haben gesehen, von welchem Zorn er über den Verlauf der Angelegenheit erfüllt war; er hatte dem König bereits mittheilen lassen, daß er nicht mehr Kanzler bleiben werde. Da kam die erste Nachricht aus Paris, daß die Franzosen noch nicht zufrieden seien, sondern neue Forderungen stellen wollten. Jetzt athmete er auf.

Er sandte dem deutschen Botschafter in Paris, Herrn v. Werther, den telegraphischen Befehl, auf der Stelle seinen Urlaub anzutreten. Das war noch keine Abberufung; diese hätte er ohne den König nicht verfügen können, aber ein Botschafter, der in dem Augenblick, wo zwei Großmächte das Schwert gegen einander zücken, auf Urlaub geht, wird sich in der thatsächlichen Wirkung von einem Abberufenen nicht so sehr unterscheiden.

An demselben Tage empfing Bismarck den englischen Botschafter in Berlin, Lord Loftus. Er erklärte ihm, daß er nicht glaube, daß der Streit bereits beendigt sei. Die Mäßigung des Königs gegenüber dem drohenden Ton der französischen Regierung habe in Preußen Befremden hervorgerufen: Frankreich stelle jetzt neue Forderungen. Die spanische Frage sei offenbar nur ein Vorwand gewesen; der wirkliche Zweck Frankreichs sei die Rache für Königgrätz. Unter diesen Umständen sei es die Aufgabe Preußens seinerseits Garantien gegen irgend einen plötzlichen Anfall Frankreichs zu verlangen. Man müsse wissen, ob nach Beseitigung der

spanischen Schwierigkeit nicht noch ein geheimer Plan existire, der plötzlich wie ein Gewitter sich über Preußen entladen könne. Preußen müsse daher verlangen, daß Frankreich vor den europäischen Mächten eine formelle Erklärung abgebe, mit der Lösung der spanischen Frage zufriedengestellt zu sein, und ferner daß es für seine drohende Sprache eine Genugthuung gewähre.

An dem Abend eben dieses Tages speiste Bismarck mit Roon und Moltke. Während des Essens kam die Depesche aus Ems, daß Benedetti seine neue Forderung wegen der Garantie für die Zukunft gestellt und daß der König diese Forderung abgelehnt habe. Ein Extrablatt der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" that der Welt das Ereigniß kund mit den Worten:

„Ems, 13. Juli 1870. Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgetheilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Se. Majestät noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisiren, daß er nach Paris telegraphire, daß Se. Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Se. Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter zu empfangen und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Se. Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzutheilen habe."

Noch in der Nacht wurde eben dieses Telegramm den norddeutschen Vertretungen allenthalben amtlich mitgetheilt, um bei den fremden Regierungen davon Gebrauch zu machen.

Eine nach der anderen liefen alle diese Nachrichten in Paris ein, gerade indem man im Begriff war einzulenken. Da erschien der deutsche Botschafter und meldete, selbst ganz verstört, daß er den Befehl erhalten habe in Urlaub zu gehen und die Geschäfte abzugeben. Da telegraphirte der Geschäftsträger aus Berlin die Depesche der „Norddeutschen Allg. Zeitung". Da kam Meldung auf Meldung von allen Gesandtschaften, daß die Depesche den fremden Regierungen mitgetheilt sei. Endlich erhielt Gramont auch, wenigstens nach seiner Erzählung, schon an diesem Tage einen ausführlichen Bericht über die Absichten, die Graf Bismarck dem englischen Botschafter Lord Loftus entwickelt hatte.

Der Sinn aller dieser Meldungen war klar und ein und derselbe: bisher hatten sich die französischen Staatsmänner noch ge-

wiegt in dem Gefühl, auf jeden Fall einen Erfolg errungen zu haben; es handelte sich für sie nur darum, ob sie für diesmal damit zufrieden sein oder aber weiter, etwa direkt in den Krieg gehen sollten. Diese Stellung war ihnen jetzt entrissen. Sie hätten sich vielleicht zufrieden gegeben mit dem Marktgeschrei, „wir haben Preußen gedemüthigt" — aber ein Staat, der aller Welt verkünden ließ: unser König hat dem französischen Botschafter durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß er ihm nichts weiter mitzutheilen habe — diesen Staat hätte Niemand mehr für gedemüthigt gehalten. Und nun gar im Hintergrund die Möglichkeit, daß Preußen den Spieß umkehre und seinerseits anfange, Forderungen zu stellen und Genugthuung zu verlangen, wie Graf Bismarck dem Lord Loftus angekündigt hatte! Wie stand man dann da vor der öffentlichen Meinung? Schon jetzt tobte nnd wüthete sie über die feige Regierung, die den Kriegsbeschluß nicht zu fassen wage. Dann mußte man doch in den Krieg. Der Schluß war gegeben: da war es viel besser, den Rausch der nationalen Erregung und den kleinen Vorsprung in den Vorbereitungen, den man hatte, zu benutzen, um auf der Stelle loszuschlagen. War der „dynastische" Kriegsgrund durch den Verzicht des Prinzen Leopold auch verloren, so hatte man in der Beleidigung des französischen Botschafters in Ems einen noch viel schöneren wenigstens für das französische Volk. Aus der Mittheilung der Depesche der „Norddeutschen Allg. Zeitung" wurde mit einer kleinen Steigerung eine amtliche „Note" der Regierung gemacht; damit war die „Beleidigung" ein Faktum und mit einem Kopfsprung stürzte sich die „große Nation" in die Fluth des rettungslosen Verderbens.

Die Rede geht: die Depesche, die diese ungeheure Wirkung hervorbrachte, sei gefälscht gewesen. Fürst Bismarck selbst hat sie als ein Beispiel angeführt, daß man im Stande sei, durch bloße Auslassungen den Sinn eine Rede in das Gegentheil zu verkehren, und erzählt, daß Moltke nach seiner Redaktion gesagt habe: vorher war's Chamade, jetzt ist's Fanfare.

Stellen wir den Text der Urdepesche und den für die Veröffentlichung redigirten zusammen:

Urdepesche:

Ems, den 13. Juli 1870.

Seine Majestät der König schreibt mir:

„Graf Benedetti fing mich auf der Promenade ab, um auf zuletzt sehr

Redaktion:

„Ems, 13. Juli 1870. Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgetheilt

zudringliche Art von mir zu verlangen, ich sollte ihn autorisiren, sofort zu telegraphiren, daß ich für alle Zukunft mich verpflichtete, niemals wieder meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkämen. Ich wies ihn zuletzt, etwas ernst, zurück, da man à tout jamais dergleichen Engagements nicht nehmen dürfe noch könne. Natürlich sagte ich ihm, daß ich noch nichts erhalten hätte und, da er über Paris und Madrid früher benachrichtigt sei, als ich, er wohl einsähe, daß mein Gouvernement wiederum außer Spiel sei."

Se. Majestät hat seitdem ein Schreiben des Fürsten bekommen. Da Se. Majestät dem Grafen Benedetti gesagt, daß er Nachricht vom Fürsten erwarte, hat Allerhöchstderselbe, mit Rücksicht auf die obige Zumuthung, auf des Grafen Eulenburg und meinen Vortrag, beschlossen, den Grafen Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern ihm nur durch einen Adjutanten sagen zu lassen: daß Se. Majestät jetzt vom Fürsten die Bestätigung der Nachricht erhalten, die Benedetti aus Paris schon gehabt, und dem Botschafter nichts weiter zu sagen habe.

Se. Majestät stellt Euer Excellenz anheim, ob nicht die neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich, sowohl unsern Gesandten, als in der Presse mitgetheilt werden soll.

gez. Abeken.

worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Se. Majestät noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisiren, daß er nach Paris telegraphire, daß Se. Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Se. Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter zu empfangen und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Se. Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzutheilen habe."

In der Wiedergabe der Thatsachen weicht die Veröffentlichung so wenig von der Urdepesche ab, daß man fragen möchte: wie ist der Fürst Bismarck eigentlich zu seiner Erzählung und Moltke zu seinem Witz gekommen? Sybel eignet sich sogar (N. Mitth. S. 69) einen Ausspruch an, Bismarcks Streichungen hätten nur Milderungen des Textes bewirkt.

Vergleichen wir auch noch die Berichte, die Benedetti über dieselben Vorfälle nach Hause sandte. Er telegraphirte: „Der König hat unbedingt abgelehnt, mich zu ermächtigen, Ihnen eine solche

Erklärung zu übermitteln.“ „Der König hat unsere Unterhaltung beendet, indem er sagte, daß er eine derartige Verpflichtung weder eingehen könnte noch wollte.“ („Le roi a absolument refusé de m'autoriser à vous transmettre une semblable déclaration.“ „Le roi a terminé notre entretien, en me disant qu'il ne pouvait ni ne voulait prendre un pareil engagement.“) Ferner in seinem ausführlichen Bericht: „Der König hat unserer Unterhaltung auf der öffentlichen Promenade bald ein Ende gemacht, indem er bedauerte, uns nicht, was er nannte eine neue und unerwartete Konzession machen zu können“ („a bientôt mis fin à notre entretien sur la promenade publique, en m'exprimant ses regrets de ne pouvoir nous faire ce qu'il a appelé une concession nouvelle et inattendue“). Endlich: „Auf meine Bitte um eine nochmalige Audienz hat der König mir antworten lassen, daß er sich nicht dazu verstehen könne, die Erörterung über Bürgschaften für die Zukunft mit mir nochmals aufzunehmen.“

Alle Aussagen und Darstellungen stimmen so vollständig überein, daß von einer Fälschung an keiner Stelle die Rede sein kann.*) Aber wenn Sybel sagt, daß Bismarck nichts gethan habe, als den Befehl des Königs auf Publikation auszuführen, und der König auch nichts anderes darin gesehen habe, so ist das nicht richtig.

Erst vor Kurzem ist eine Erzählung veröffentlicht worden**), die sich auf Mittheilungen des Ministers Grafen Eulenburg beruft, wonach der König, der die Depesche am nächsten Tage auf der Morgenpromenade erhielt, nachdem er sie zwei Mal gelesen, sie, betroffen über den Ton, dem Minister überreicht habe mit den Worten: „Das ist der Krieg“. Auch Sybel selbst in seiner Erzählung hebt hervor, das durch die Fassung der Eindruck der Mittheilung „gründlich verwandelt“ worden sei, und es ist wahrlich kein Grund das zu verhehlen. Die Fassung und Versendung dieser Depesche war keineswegs eine bloß geschäftsmäßig korrekte

*) Daß die Depesche nicht in der Form, wie Abeken sie telegraphirt hatte, veröffentlicht werden konnte, ist selbstverständlich. Wenn aber Sybel angiebt (S. 329) zwischen der Note des Königs und dem Bericht Benedettis sei insofern ein Unterschied, als nach jener er den König, nach diesem der König ihn angeredet habe, so ist das nicht richtig. Der Botschafter konnte niemals den König zuerst anreden. Wenn ein so hoher Herr schreibt „er fing mich auf der Promenade ab,“ so heißt das nicht „er redete mich an,“ sondern er stellte sich so auf, daß es bemerklich war, er wünschte angeredet zu werden und ich konnte nicht wohl umhin es zu thun.

**) Augsburger Abendzeitung v. 17. Juli 1895. Ich bin in der Lage die Richtigkeit der Erzählung zu bestätigen.

Publikation, sondern sie war eine ungeheure politische That, denn grade auf den Ton der Publikation kam alles an. Die Urdepesche bot dazu das Material; das ist wohl zu bemerken. Moltkes Witz von Chamade und Fanfare und Bismarcks Erzählung von der Verkehrung in das Gegentheil sind bloß auf den Wortlaut der beiden Fassungen bezogen, nicht zutreffend, denn es steht in beiden genau das Gleiche. Aber dieser Witz und diese Erzählung sind die Exponenten der Empfindungen der beiden Herren über die ganze Situation vorher und jetzt. Man stand ja bisher unter der Furcht, das ganze Ereigniß werde mit einer Demüthigung Preußens abschließen. Wenn man, wie sonst in der Diplomatie üblich, aus der Depesche für die Publikation alle Schärfen entfernte, so blieb es dabei; durch die Fassung, die Bismarck ihr gab, war es nicht nur abgeschnitten, sondern in das Gegentheil verkehrt.

Die Depesche ist das Senfkorn gewesen, aus dem im Umsehen der Baum der Emser Legende emporwuchs. Gern ruht der deutsche Patriotismus aus in seinem Schatten. „König Wilhelm saß ganz heiter —“. Wir brauchen diese Legende nicht zu zerstören.

Benedetti hat später gesagt, in Ems gab es weder einen Beleidiger noch einen Beleidigten. Ganz richtig: nämlich was den König und Benedetti angeht. Aber gab es wirklich keinen Beleidiger und keinen Beleidigten in den Emser Verhandlungen? Ich denke, es gab einen Beleidiger und einen Beleidigten, das waren die französische und die deutsche Nation. Diese Beleidigung war keine andere, als daß das französische Volk einen Vorrang vor dem deutschen zu haben und zu behalten beanspruchte und als Zeichen dessen dem deutschen Volke eine Demüthigung auflegen wollte. Daß sich das deutsche Volk diesen französischen Anspruch nicht, man darf sagen, nicht länger gefallen lassen wollte, das war der wahre Kriegsgrund und alle einzelnen Ereignisse sind nur Momente des Ausdrucks für diesen einen Alles umspannenden Gegensatz. Wir Deutschen fühlten, daß wir das Recht hatten als ebenbürtig dazustehen unter den großen Völkern der Kulturwelt. Eben deshalb verlangte unser Volk den nationalen Staat und empfand den alten deutschen Bund, der uns unser Recht nicht zu wahren vermochte, als die nationale Schande. Die Franzosen empfanden, wie der General Jarras es mit einer gewissen treffenden Naivetät ausdrückt, 1866 als eine Niederlage und „konnten“ sich in ihrer Stellung als die „große Nation“ nicht verkleinern lassen“ („**la grande nation ne pouvait pas se laisser amoindrir**“). Wir stehen heute fest genug in unseren

Schuhen, um uns darüber nicht mehr zu entrüsten. Im Gegentheil, es war ja ganz richtig, daß die Franzosen bis dahin eine geistig wie politisch fast hegemone Stellung in Europa inne hatten. Ueber zwei Jahrhunderte haben sie sich trotz der großen Niederlagen, die sie zwischendurch erlitten, trotz der ungeheuren inneren Erschütterungen, die sie durchgemacht, in dieser Stellung behauptet. Ludwig XIV., das Zeitalter Voltaire's und Rousseau's, die große Revolution, Napoleon, das sind Fahnen und Standarten, die ein Volk hoch flattern lassen darf. Der größte König, den Deutschland gehabt, der König, der den Deutschen erst wieder das Bewußtsein eines großen Volkes gegeben hat, dachte, sprach und empfand selber französisch und noch nicht 100 Jahre war es her, seit der große Friedrich von dieser Erde geschieden. Ist es unnatürlich, wenn ein Volk dessen geistige Superiorität solche Zeugen aufzuweisen hat, darauf pocht? Immer neue Ideen, Talente und Kräfte sind aus diesem Boden aufgesprudelt; wie haben die Franzosen selbst die Niederlage von 1870 überwunden, wie groß, angesehen und leistungsstark steht heute dieser Staat, der jeder festen Regierung entbehrt, da! Gern erkennen wir das heute an, wo sie nicht mehr den Anspruch machen, mehr zu sein, als wir. Vor 1870 aber machten sie ihn und drohten ihn mit Gewalt aufrecht zu erhalten. Da wäre es ja, möchte man fortfahren, ganz konsequent und passend gewesen, wenn sie dieser Gesinnung in einer persönlichen Beleidigung des Oberhauptes der deutschen Nation Ausdruck gegeben und ein solcher Konflikt zum blutigen Austrag der Rivalität geführt hätte, wie es die Legende von der Emser Promenade erzählt. Aber in so einfachen geraden Linien bewegt sich das Leben nicht. Versetze man sich nur einen Augenblick hinein, daß in Ems wirklich jene Szene gespielt und zum Kriege geführt hätte, so würde das den wahren Zusammenhang nicht zum Ausdruck gebracht, sondern verdunkelt haben. Es wäre dann der Schein erweckt, als ob ein weltgeschichtlicher Kampf, der mit Strömen von Blut und Thränen dahinrauschte, um einer leeren Schale willen wäre entfesselt worden. Wir, die wir noch immer mit einer gewissen Leidenschaft in jenen Gegensätzen leben, würden das nicht so sehr empfinden, aber die Nachwelt würde es empfinden. Zwei Herren wie der König von Preußen und der Botschafter des Kaisers der Franzosen dürfen niemals gegeneinander aus den Formen der vornehmen Gesellschaft heraustreten. Freilich die Helden von Troja schimpfen sich bei Homer recht gründlich zwischen ihren

Kämpfen; aber wenn wir das heute lesen, lächeln wir auch dabei über das naive Zeitalter. Schon im Nibelungenliede verweist es Dietrich seinem alten Hildebrand, als einmal ein Ansatz dazu gemacht wird. „Wie ziemt solchen Degen sich mit Worten schelten, wie alte Weiber pflegen!“ Man braucht nicht zu verhehlen, daß die preußischen Minister mit dem Verhalten des Königs in Ems unzufrieden waren. Aber das Urtheil der Mithandelnden ist befangen und ist nicht das Urtheil der Geschichte. Es wäre nur gerechtfertigt, wenn der König sachlich zu viel nachgegeben hätte. Das hat er aber nicht gethan. Daß er sich überhaupt auf die Verhandlungen einließ, war, wie wir gesehen haben, sehr erklärlich, und daß er in den Formen die äußerste Langmuth und die äußerste Höflichkeit bewahrte, gereicht ihm zum Ruhm und hat Deutschland zum höchsten Vortheil gereicht. Die ideale Haltung, wenn Jemand in Händel geräth, ist äußerste Nachgiebigkeit in der Form und bis auf einen gewissen Punkt zu verbinden mit äußerster Festigkeit in der Sache. Das ist sehr schwer und wird meistentheils verfehlt. Durch die Rollenvertheilung, wie sie die Emser Ereignisse 1870 zwischen König Wilhelm und seinem Minister mit sich brachten, hat die deutsche Regierung vor dem eigenen Volke und vor der Nachwelt diese Position gewonnen. König Wilhelm behandelte Alles höflich, wohlwollend, langmüthig; es kann kein Zweifel sein, daß er den Krieg nicht wollte. Aber dafür hat ein König seine Minister, um die falsche Auslegung zu verhüten, als ob die Liebenswürdigkeit jener Formen Schwäche der Gesinnung bedeute. Die in Berlin redigirte Emser Depesche ist es gewesen, die dieses Mißverständniß abschnitt. Diese Depesche hat nicht den wahren Sachverhalt gefälscht, sondern umgekehrt, sie hat die Umkleidung, mit der die unverbrüchlichen Formen der Diplomatie und der modernen Gesellschaft den wahren Hergang, nämlich die Herausforderung der französischen Nation an die deutsche, verhüllten, mit einem Ruck hinweggerissen und nackt und groß das ungeheure Bild der Wahrheit aller Welt vor Augen gestellt. Wohl gemerkt: das Bild der Wahrheit. Die Wahrheit selbst ist ein Begriff, ein Gedanke, der nicht angeschaut, sondern nur mit dem Verstande gefaßt werden kann. Nur der kleinere Theil der Menschheit, der fähig ist, abstrakt zu denken, vermag sie sich in dieser Form anzueignen. Das Volk aber will Anschauung, womöglich die stärkste der Anschauungen, die Personifikation, das Ereigniß. Was ist ihm ein Begriff wie „Vorrang“ einer Nation vor der

anderen, oder gar „Hegemonie"? Die Sprache des Volkes ist deshalb die Legende und die echte Legende ist die, welche die Wahrheit giebt im Schleier der Dichtung. So bemächtigte sich die dichterische Volks-Phantasie auf der Stelle der Auslegung der Emser Depesche, daß ein persönlicher Konflikt stattgefunden habe, und die Erzählung, das Lied, die Stelle, der Denkstein an der Emser Promenade, wo König Wilhelm Herrn Benedetti den Rücken drehte, sind da und werden dem Gedächtniß und dem Glauben des deutschen Volkes niemals wieder entrissen werden.

Unaufgeklärt ist noch immer, welche von den verschiedenen Meldungen eigentlich in Paris das Gefäß zum Ueberlaufen und damit die Entscheidung gebracht hat. Der Kriegsminister Leboeuf hat später (1872) vor der parlamentarischen Untersuchungs-Kommission ausgesagt, daß eine bestimmte Depesche am Abend um 11 Uhr in den Ministerrath gebracht, dort vorgelesen worden sei und den Ausschlag gegeben habe. Da es feststeht, daß um 6 Uhr wirklich die Mobilmachung zurückgenommen war, so muß in der That irgend eine besondere Nachricht, in Verbindung mit der inzwischen erlangten Wahrnehmung von dem Wüthen und Toben der öffentlichen Meinung, noch am Abend spät den Umschwung herbeigeführt haben. Sorel hat nun nachgewiesen, daß die Meldungen alle schon im Laufe des Tages eingegangen waren; die einzige Nachricht, die übrig bleibt, ist die Meldung von dem Gespräch Bismarcks mit Lord Loftus. Sybel aber will es für eine dreiste Erfindung Gramonts erklären, daß er dieses am 13. geführte Gespräch schon am 14. gekannt habe, und es ist in der That auffällig, daß Gramont in seiner Aussage vor der Kommission im Jahre 1872, obgleich er sich ausführlich über das Gespräch ergeht, doch nicht ausdrücklich sagt, daß gerade diese Meldung die Entscheidung gegeben habe. Sybel geht so weit, auseinanderzusetzen, daß, wenn diese Depesche dem französischen Kronrath vorgelegen hätte, sie den Weg zum Frieden gezeigt haben würde. Bismarck forderte danach, daß Gramont seine drohende Sprache vom 6. Juli zurückziehe oder genügend erläutere. Die hierin „hervortretende Entschlossenheit und Mäßigung des deutschen Staatsmannes" hätte die nothwendige Ehrenerklärung ohne Blutvergießen erlangt (N. Mitth. S. 67). Stärker ist der Charakter einer politischen That und zugleich der Charakter der französischen Nation wohl nie verkannt worden.

Es kommt immer wieder auf denselben Unterschied heraus.

Sybel meint, daß die Vorgänge des 13. und 14. Juli den Krieg herbeigeführt hätten und will Fürst Bismarck von der Schuld daran möglichst entlasten. Wir glauben, daß diese Ereignisse den Krieg nur in einem für Deutschland vortheilhaftesten Moment zum Ausbruch gebracht haben und erkennen deshalb in den verschiedenen Handlungen höchster Entschlossenheit und selbstbewußten deutschen Stolzes, die die Franzosen zum Losbruch trieben, das weltgeschichtliche Verdienst unseres großen Staatsmannes, das wir wahrlich keine Veranlassung haben zu verschleiern.

Bei dem Mangel einer völlig zuverlässigen Aussage möchte ich es wagen, eine andere Vermuthung auszusprechen, was jene letzte mysteriöse Depesche gebracht hat. Das Auffällige ist, daß die sämmtlichen französischen Staatsmänner in ihren Aussagen vor der parlamentarischen Kommission geflissentlich um den Punkt herumgegangen sind. Marschall Leboeuf sagt, die Depesche sei vorgelesen „je ne peux en dire les termes, mes souvernirs ne sont pas assez précis".*) Er macht aber auch im Allgemeinen keinerlei Andeutung über den Inhalt und kein Mitglied der Kommission hat ihn weiter darüber interpellirt. Nun wissen wir von Gramont, daß er einige Tage sehr beunruhigt gewesen ist über die Haltung Oesterreichs, aber, fährt er fort, ein Austausch von Explikationen habe diese Unruhe zerstreut, Graf Vitzthum sei nach Paris gekommen und alle Kälte sei verschwunden gewesen.**) Eben an diesem Tage, den 14. Juli, ist Graf Vitzthum in Paris angekommen. Bringen wir das damit zusammen, daß Gramont noch ausdrücklich sagt, die Mittheilung von dem Bismarck-Loftus'schen Gespräch sei ihm über Wien zugegangen,***) so liegt die Vermuthung sehr nahe, daß es eben eine Nachricht aus Wien gewesen ist, die ihm neue Hoffnung auf das Bündniß machte und die letzten Zweifel des französischen Ministerraths zerstreute. Im Jahre 1872 vor der parlamentarischen Kommission waren die französischen Staatsmänner noch äußerst vorsichtig und zurückhaltend bezüglich dieser Bündniß-

*) Annales de l'assemblée nationale. T. 23. Enquête sur les actes du gouvernement de la défense nationale. Dépositions des témoins S. 47.

**) Brief Gramonts an Beust in dessen Memoiren II, 374.

***) Dies hat Sybel ganz übersehen und spricht deshalb auch mit Unrecht von einer Abschrift des Loftus'schen Berichts nach London, die Gramont erhalten haben wolle. Er sagt ausdrücklich, er habe eine noch ausführlichere Meldung von dem Gespräch gehabt als diesen Bericht. Das ist durchaus möglich, wenn Loftus am Morgen des 14. oder auch am Abend des 13. dem österreichischen Vertreter in Berlin das Ganze erzählt hat.

verhandlungen und ihr Schweigen wie die Diskretion der untersuchenden Kommission deshalb sehr erklärlich.

Wir haben gesehen, wie ungehalten Beust über das stürmische Vorgehen Frankreichs war. Da er es nun aber einmal nicht bremsen konnte, so blieb ihm nichts übrig, als seine politischen Ideen trotzdem zu verfolgen. Verharrte Oesterreich in der Neutralität, so schien ihm nichts gewisser, als daß Napoleon sehr bald mit Preußen auf Oesterreichs Unkosten Frieden schließen würde*), und um das zu verhindern, mußte Oesterreich sich an dem Kriege betheiligen. Eine bloße Vermittelung hätte nichts genutzt: im Gegentheil, die hätte ja ganz sicher mit dem geendet, was Beust am meisten fürchtete, nämlich Vereinigung Deutschlands hier, Annexion Belgiens dort. Ueber die Einzelheiten der Verhandlung, die nun folgt, sind wir noch nicht genügend unterrichtet. Die Aussagen von Gramont auf der einen, Vitzthum, dem Sybel folgt, auf der anderen Seite widersprechen sich direkt. Nach allem Vorhergehenden kann kein Zweifel sein, daß Gramont im Wesentlichen recht hat; er fühlte sich ganz sicher, daß binnen Kurzem der Vertrag über die Triple-Alliance abgeschlossen sein würde.**) Auch Lebrun erzählt jetzt in seinen Memoiren, daß, als er ihm am 26. Juli beunruhigende Mittheilungen aus Oesterreich gebracht habe, der Herzog ihm gemüthlich mit den Worten „soyez confiant“ auf die Schulter geklopft habe. Natürlich war Beust so klug, da er ja jetzt das Spiel in der Hand hatte, keine formelle Verpflichtung einzugehen, sondern nur die Hülfe Oesterreichs in Aussicht zu stellen. Wir haben ja oben (S. 7) seine Depesche am Tage nach der französischen Kriegserklärung (20. Juli) ausführlich wiedergegeben und bitten sie jetzt noch einmal zu lesen. Wenn Beust hier die Russen vorschiebt, wegen deren Oesterreich nicht sofort den Krieg eeklären könne, so ist das ein durchsichtiger diplomatischer Vorwand. Auch im Herbst waren die Russen nicht aktionsunfähig und in seinem Memorandum an den Kaiser vom 25. Dezember (s. o. S. 16) fürchtet Beust sich garnicht vor ihnen. Die österreichische Armee fing wirklich an, mobil zu machen; die Delegationen haben dafür nachher 20 Millionen Gulden bewilligen müssen. Ohne eine positive Verpflichtung einzugehen, also

---

*) Beust an Andrassy 22. April 1874. Beust, Memoiren II, 312.

**) Im „Figaro“ vom 20. März 1895 sind wieder aus dem Nachlaß Gramonts einige Briefe veröffentlicht worden, die Sybel in dem Aufsatz in der „Zukunft“ vergebens zu entkräften sucht. In dem früher von mir, jetzt von Roloff herausgegebenen „Staatsarchiv“ werden nächstens alle diese zerstreut veröffentlichten, schwer zu beschaffenden Akten zusammengestellt erscheinen.

mit der Möglichkeit, in jedem Augenblick nach den Umständen, nämlich den Leistungen der Franzosen zu handeln, begann man in die längst vorgesehene Stellung zu rücken. Erst die deutschen Siege sind es gewesen, die die Verhandlungen zerrissen und damit verhindert haben, daß die große Triple-Alliance nicht doch noch nachträglich zu Stande gekommen ist.

Wie weit ist sich Graf Bismarck, als er am 13. Juli einen Pfeil nach dem andern entsandte, wohl bewußt gewesen, welche Schlachten er damit gewann? Wenn er dem Lord Loftus sagte: „Wir müssen wissen, ob nach Ueberwindung der spanischen Schwierigkeit nicht noch irgend ein geheimer Plan existirt, der plötzlich wie ein Gewitter über uns hereinbrechen könnte“ — so klingt das, als habe er die geheimsten französisch-österreichischen Verhandlungen mit angehört. Aber im Einzelnen kann er doch nicht davon unterrichtet gewesen sein. Nur die feindselige Gesinnung ringsum kannte er, aber er fürchtete sich nicht, und stets ist es der hohe Lohn der Kühnheit, daß sie die Hälfte der Gefahr bereits auf dem Wege, den sie ihr entgegengeht, überwindet. Indem Bismarck den Muth hatte, sich von den Franzosen nichts gefallen zu lassen, zerstörte er die Grundlage ihrer Kooperation mit den Oesterreichern und Italienern, und das gute deutsche Schwert that das Uebrige.

Max Liebermann.

Von

W. v. Seidlitz.

Während das deutsche Publikum allmählich beginnt, sich an Böcklin, Klinger, Uhde zu gewöhnen, wie es sich seiner Zeit auch an Menzel hat gewöhnen müssen, bleibt Liebermann in der Regel der Schrecken aller Ausstellungs- und Galeriebesucher und wird es wohl auch noch für längere Zeit bleiben. Dabei ist er aber — freilich zunächst mehr im Auslande, denn bei uns selbst — als einer unsrer ersten Künstler anerkannt. Dieser merkwürdige Zwiespalt bedarf der Erklärung. Und es lohnt sich, dieser Frage nachzugehen, da gerade die Betrachtung einer so einseitig entwickelten Individualität, wie der Liebermanns, das Verständniß der Eigenart unserer Zeit wesentlich zu fördern vermag. Zugleich soll dabei der Versuch gemacht werden, bereits bei Lebzeiten des Künstlers auszusprechen, worin seine Bedeutung für unsere Zeit liegt. Wenn erst die Nachwelt das herausfinden soll, so wird nur einem kühlen historischen, nicht aber einem praktischen lebendigen Interesse entsprochen.*)

---

*) Von den beiden größeren Arbeiten, die bisher über Liebermann erschienen sind (Richard Graul in den Graphischen Künsten XV (1892) S. 45 ff. und Ludwig Kämmerer in Lützows Zeitschrift für bildende Kunst, Neue Folge IV (1893) S. 249 ff. 278 ff.), scheint mir die sehr fein geschriebene Studie Kämmerers dem Künstler immer noch zu viel Gemüth zuzusprechen, der Graulsche Artikel dagegen zu bereitwillig anzuerkennen, daß eine auf jeden geistigen Inhalt verzichtende und sich mit der treuen Wiedergabe des Natureindrucks begnügende Kunst bereits eine vollberechtigte Kunstgattung zu bilden vermöge, während ich einer solchen Kunst nur soweit eine Berechtigung einräumen kann, als sie bahnbrechend der Zukunft entgegen arbeitet. Die früheste eingehende Studie widmete H. Helferich unserem Künstler in der Kunst für Alle 1889, April/Mai.

Zunächst ist es nöthig, einige Vorfragen ins Reine zu bringen. Ein Theil der Künstler leugnet überhaupt Liebermanns Künstlerschaft, theils weil er nicht frei schaltend der Natur gegenüber steht, sondern darauf ausgeht, den Eindruck, den die Natur auf ihn macht, so treu wie möglich wiederzugeben, ohne etwas von dem Seinigen hinzuzuthun; theils weil er die Darstellungsmittel nicht in seiner Gewalt habe, das Handwerk der Kunst nicht beherrsche. So patzen wie er, meint man, könne ein Jeder; das sei leicht; da brauche man nur einen Dienstmann für so und so viel Pfennig die Stunde anzunehmen und ihn mit Pinsel und Farbe zu versehen: dessen Werk werde ungefähr so aussehen wie eine Liebermannsche unbeholfene, rohe, kindische, scheußliche Malerei.

Zu streiten ist mit denen, die so sprechen, nicht; sie können nicht anders; denn eine Aenderung ihrer Anschauung würde für sie gleichbedeutend mit dem Zusammenbruch ihres Systems, ihrer Künstlerschaft, ihrer Existenz sein.

Dagegen werden sie — wenn ihre Kenntniß weit genug reicht — sich dem Augenschein nicht verschließen können, daß Liebermann in seiner früheren Zeit, da er noch ganz unter dem Einfluß seines Lehrers Munkaczy stand, durchaus nach ihrem Herzen, glatt, plastisch und farbenkräftig gemalt habe, so wie man es nur von einem hoffnungsvollen jungen Mann, der seine alten Niederländer mit Fleiß studirt hat, erwarten kann. Die Fingerfertigkeit in der Handhabung der Malmittel, die sogenannte Technik, hat er also in dem vollen Umfange, in dem sie überliefert werden kann, thatsächlich besessen; mechanisch läßt sich solches nicht aneignen, angeborenes Talent gehört dazu: diese Talentprobe hat er abgelegt. Verloren aber geht ein Talent nicht im Laufe des Lebens. Jene Widerspenstigen mögen sich mit der Thatsache, daß Liebermann später diese schöne Technik so gut wie ganz aufgegeben hat, auseinandersetzen wie sie wollen: die Künstlerschaft werden sie ihm lassen müssen.

Zweitens wird ihm Niemand nachsagen können, daß er die Natur gedankenlos nachmale. Er sucht das treueste Abbild der Natur zu liefern; aber nie wird man vor seinen Bildern an Photographien erinnert, wie er denn auch meines Wissens nie die Photographie zu Hilfe nimmt, weder bei seinen Studien noch bei der Ausführung. Leben ist es, was er darstellen will, nicht starre Ruhe; seine Menschen zeigt er mit Vorliebe in geschäftiger Bewegung; durch seine Landschaften zieht stets ein frischer Lufthauch. All

seinen Bildern ist ein durchaus persönlicher Stempel aufgeprägt, nicht nur in der Wahl der Gegenstände, der Farben, der Beleuchtung, sondern auch in der Zeichnung und in der Färbung.

Richtig verstanden können auf ihn durchaus die Worte Bürgers (Thorés) im Salon von 1844 Anwendung finden: „Die Poesie, die den Urquell aller Künste, des Rythmus, des Klanges, der Form oder Farbe bildet, ist das gerade Gegentheil der Nachahmung. Erfindung, Originalität ist sie, das geoffenbarte Zeichen einer besondern Auffassung. Nicht in der Natur liegt die Poesie, sondern in dem Gefühl, das die Natur im Künstler erweckt. Sie ist die Spiegelung der Natur im menschlichen Geiste". Die Erklärung, die Bürger in dem Einleitungsbriefe zu dem folgenden Salon giebt, paßt freilich nicht auf Liebermann. Da heißt es, der Künstler bilde eine bewegende schöpferische Kraft, die ihrerseits die umgebende Natur befruchte: die Natur sei die lusterfüllte Mutter, die den Gefühlserguß des Geliebten hervorrufe, die Kunst aber sei die Frucht dieser Verbindung.

Solche schöpferische Kraft ist Liebermann nicht eigen. Der Natur thut er nie Gewalt an, dazu ist seine Ehrfurcht vor ihr zu groß. Er verzichtet aber damit zugleich auf den Ruhm, den Umkreis unserer Anschauungen durch Gebilde seiner Phantasie erweitert zu haben. Das legen ihm alle diejenigen, die allein in solcher schöpferischen Thätigkeit, in solchem selbstherrlichen Walten mit den Bestandtheilen der Natur das Wesen des Künstlers erblicken, als einen Mangel aus, der bereits hinreiche, ihm die Eigenschaften eines Künstlers abzusprechen.

Ist das aber richtig? Freilich, im Verlauf der ganzen Kunstgeschichte, die wir zu überblicken vermögen, können wir keine Künstler der ältern Zeit namhaft machen, die nur um des Farbenproblems willen gemalt hätten und nicht um eines andern damit verbundnen Zwecks willen; sei es, daß es sich ihnen darum gehandelt hat, den Beschauer zu unterhalten oder zu erheben, oder darum, ihren eignen Phantasiegebilden und Anschauungen Gestalt zu geben, oder auch bloß dekorativen Zwecken zu genügen und ihre technische Meisterschaft glänzen zu lassen. — Jetzt dagegen werden häufig Bilder gemalt, die das Interesse der überwiegenden Mehrzahl der Beschauer keineswegs zu fesseln vermögen, die sogar in einzelnen Fällen geradezu Widerwillen erregen; wie wenn z. B. jammervolle verlotterte Menschengestalten ohne jede Spur eines verklärenden Humors, ganz als handle es sich um todtes Vieh, dar-

gestellt werden. Solches ist nun durchaus nicht nöthig; aber ist es erforderlich, daß jedem Bilde ein sogenanntes menschliches Interesse anhafte? Kann es nicht auch Bilder geben, die ihre Daseinsberechtigung allein davon herleiten, daß sie unsre Anschauungsweise der Natur fördern, ohne zugleich unseren Anschauungskreis zu erweitern?

Man pflegt zu sagen, das sei Sache der Studien, und die gehörten nicht vor das Publikum. Gewiß wäre das richtig, wenn alle Neuerungen in der Auffassung der Natur sich ebenso leicht herbeiführen ließen, wie sich auf Grund einer bestehenden Ueberlieferung eine individuelle Ausdrucksweise für den einzelnen Maler finden läßt. Das ist aber in unserer Zeit, die einer lebendigen Ueberlieferung bereits seit langem entbehrt, dagegen mit einer Menge eingenisteter Unarten und Widernatürlichkeiten zu kämpfen hat, keineswegs der Fall. Bevor eine Litteratur entstehen kann, muß doch eine Sprache vorhanden sein; neue Ideen — und jede Zeit hat ihre eigenen d. h. neue — kann man nicht malen mit den alten, unbrauchbar gewordenen Darstellungsmitteln; oder wenigstens gelingt das nur einzelnen Künstlern, die, wie z. B. Böcklin, diese Mittel ihren Zwecken gefügig zu machen wissen. Es muß also erst eine künstlerische Sprache für den Ausdruck unsrer Anschauungen gefunden und erkämpft werden. Das ist ein fast wissenschaftliches Bemühen, ebenso wie seiner Zeit es Zola für die Litteratur gethan und wie jetzt wieder eine Anzahl jüngerer Dichter es zu thun versucht. Nothwendig ist es, nur von Künstlern kann es geleistet werden, und auf den Ausstellungen müssen die Ergebnisse dieser Bemühungen dem Publikum und den übrigen Künstlern vorgeführt werden. Als der erste Pionier dieser Art trat Manet im Anfang der sechziger Jahre hervor; allmählich folgte ihm, zuerst in Frankreich, dann auch in den übrigen Ländern, eine stets wachsende Schaar Anderer; der ausgesprochenste Vertreter des Wahlspruchs: die Kunst um der Kunst willen (l'art pour l'art) ist in der Gegenwart für Deutschland Liebermann.

Vermuthlich wird das Publikum, das meist nur den abstrakten, selten aber den konkreten, auf bestimmte, mit Einseitigkeit festgehaltene Entdecker- und Eroberer-Ziele ausgehenden Idealismus kennt, sich erst dann von der Nothwendigkeit einer solchen Thätigkeit überzeugen lassen, wenn die neue Kunstanschauung auf der ganzen Linie gesiegt und sich vollkommen eingebürgert haben wird. Vielleicht aber vermag hier die Erwägung zu helfen, daß man es,

da die Bewegung über dreißig Jahre dauert und sich, statt eingedämmt werden zu können, immer weiter ausbreitet, bereits mit einer geschichtlichen Thatsache zu thun hat, bei der es einerlei ist, ob sie genehm ist oder nicht. Alle diejenigen, denen die Förderung der neuen Kunst am Herzen liegt, müssen aufrichtig wünschen, daß diese Einsicht sich bei Zeiten Bahn breche, damit die verwirrenden und schädigenden Kämpfe, die jetzt um unsere Akademien, unsere Ausstellungen, unsere Galerien geführt werden, endlich ein Ende nehmen.

Das Ergebniß ist also, daß wer entschlossen ist, nur den sogenannten höchsten Maßstab an die Werke eines Künstlers zu legen und infolge dessen von jedem derselben das zu verlangen, was man unter Vollkommenheit versteht — Höhe und Reife der Erfindung und eine abgeklärte Form und Vortragsweise —, Liebermann unmöglich gerecht werden kann. Diese Eigenschaften fehlen bei ihm vollkommen; nicht weil er sie nicht besitzt, sondern weil er sie nicht anwenden will, da er sie in der Weise, die seinem künstlerischen Streben allein Genüge thun würde, zur Zeit noch nicht anwenden kann, indem er mit der Schaffung der Vorbedingungen für ein freies künstlerisches Wirken bereits genug zu thun hat.

Dieser angeblich höchste Maßstab ist überhaupt durchaus gefährlich, weil ganz einseitig. Er läßt sich nur auf Eigenschaften, die mittels des Verstandes erfaßt werden können, auf die Technik und den Gedanken- oder Gefühlsgehalt, nicht aber auf den spezifischen, nur durch das Auge zu erfassenden Kunstgehalt anwenden. Ob ein Werk original oder nachgeahmt sei, das festzustellen reicht er nicht hin. Da bleibt man auf die Hilfe der Bilder- und Denkmälerkenntniß angewiesen, die naturgemäß stets lückenhaft und überdies unfähig ist, von sich aus zu entscheiden, welches denn das Vorbild und welches die Nachahmung sei, wenn nicht zufällig äußere Kennzeichen, wie Daten, Beglaubigungen u. s. w., zur Hand sind. Nur wenn man von der schöpferischen Thätigkeit ausgeht, die auf einer individuellen Naturauffassung beruht und sich die Mittel zu deren Darstellung selbst geschafft hat, wenn man also jedes Kunstwerk darauf hin ansieht, wie weit es der lebendige Ausfluß einer durch Naturanlage auf die künstlerische Sprache angewiesenen Persönlichkeit ist, kann man hoffen, zu einem befriedigenden Ergebniß zu gelangen.

Zum vollendeten Kunstwerk gehört die Erfüllung aller Anforderungen, die an die künstlerische Thätigkeit zu stellen sind: in Bezug auf Auffassung, Inhalt und Technik; darüber werden Alle

einig sein. Der Widerstreit in den Ansichten beruht nur darauf, daß die Einen behaupten, ein Kunstwerk sei auch dann schon vorhanden, wenn ein greifbarer Inhalt in äußerlich richtiger Weise durch die Mittel der Kunst dargestellt sei, einerlei ob die Naturauffassung anempfunden oder ursprünglich ist; während wir, die Andern, eine bloß anempfundene Leistung nicht als ein Kunstwerk, sondern nur als ein Werk der Technik, dem, soweit es einen bedeutenden Gedankeninhalt verkörpert, im übrigen ein hoher allegorischer Werth anhaften kann, anzuerkennen vermögen. Für uns ist eben die originale, schöpferische Anschauungskraft der Ausgangspunkt und die Grundbedingung der Kunst, im Gegensatz zu aller erlernbaren und überlieferbaren Technik und Routine; ohne sie giebt es kein Kunstwerk. Ueberall, wo diese Kraft vorhanden ist, und soweit sie vorhanden ist, da ist auch Kunst; einerlei ob der Künstler dem Gegenstande, also dem Vorwurf seiner Darstellung, den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat oder nicht; einerlei auch, ob seine Technik durchgebildet ist oder nicht. Das bedingt nur einen Unterschied in der Vollkommenheit des Ganzen, nicht aber in der künstlerischen Bedeutung, die allein von der mehr oder weniger großen Fähigkeit, die Natur mit eignen Augen anzuschauen, abhängt. Das können wiederum die Vertreter der andern Ansicht, die die Menge für sich haben, nicht zugeben.

Eine Würdigung Liebermanns ist freilich überhaupt nur möglich, wenn man sich auf den modernen Standpunkt stellt.

Nach diesen allgemeinen Erörterungen ästhetischer Natur können wir uns der Betrachtung von Liebermanns Eigenart und seiner Bedeutung innerhalb der Kunst der Gegenwart zuwenden, wobei briefliche Aeußerungen des Künstlers zu weiterer Erläuterung herangezogen werden sollen.

Die größte Anerkennung in der Gegenwart und die dauerndste Werthschätzung in der Zukunft erwirbt sich ein Künstler durch diejenigen Werke, die einen vollkommenen Einklang von Wollen und Können bei hochgespanntem Streben und eigenartiger Darstellungskraft bekunden. Solcher Werke hat Liebermann eine Reihe geschaffen, so die kleinen, feingestimmten Landschaften bei schwerem, trübem Himmel, die Allee des Altmännerhauses (Samml. Maître in Paris), die Schuster, die holländischen Waisenmädchen (Samml. Faure) u. a. Doch würde man einem Pfadfinder wie Liebermann nicht gerecht werden, wenn man ihn nur nach solchen Werken beurtheilen wollte. Denn weit mehr noch bedeutet er durch das, was er er-

strebt, als durch das, was er bereits erreicht hat; sein Ziel, eine treue d. i. überzeugende Wiedergabe des Natureindrucks zu bieten, ist freilich so hoch gesteckt, daß es nicht auf einmal und nicht sofort in der Vollkommenheit erreicht werden kann; aber Liebermann ist in seinen bisherigen Versuchen diesem Ziel näher gekommen als irgend einer seiner Zeitgenossen und hat dadurch in nachdrücklichster Weise der Entwickelung der Zukunft vorgearbeitet. Da er, wie seine neuesten Bilder beweisen, nicht aufhört, sich strebend zu bemühen, so thut es um so mehr noth, das Ziel, das er sich gesteckt hat, mit möglichster Schärfe zu erfassen, um danach bemessen zu können, welche Förderung die Kunst von ihm auch noch weiterhin zu erwarten habe.

In seinen ersten Bildern verwendete Liebermann noch die Technik, die seit den vierziger Jahren, d. h. seit dem Auftreten der belgischen Akademiker, aller Welt geläufig war, und die noch jetzt bei der Mehrzahl der Maler, nämlich bei den Konservativen, üblich ist: er modellirte seinen Raum mitsammt den darin enthaltenen Figuren in einem gleichmäßig dunklen, bald mehr, bald minder warmen Ton durch und beließ die Farbe eigentlich nur für die Lichtseite. Diese Art von Monochromie mit nur theilweiser Verwendung der Farbe, konnte ihm auf die Dauer nicht genügen, ja er mußte sie bald als Unnatur empfinden.

„Die alte Kunst, schreibt er einmal, hatte ihre Ausdrucksmittel ihrem Streben, das vor allem auf dekorative Wirkung der Bilder ausging, angepaßt; und selbst die Schule von Barbizon, obgleich sie in der Intimität der Natur so viel Neues fand, drückte das Neue in der alten Formel aus. Das Verfahren Troyons, Rousseaus oder Diaz' ist durchaus der holländischen Ueberlieferung entnommen und selbst Millet, der jede konventionelle Form in geistiger Hinsicht abgestreift hatte, begnügt sich durchaus mit der Verwendung des malerischen Apparats der alten Meister.

„Erst die Impressionisten wagten den Versuch, den neuen Wein auch in neue Schläuche zu füllen; und während Tizian seine Venus genau in derselben Tonalität malt, mag sie im Boudoir auf dem Ruhebett ausgestreckt liegen oder auf grüner Matte unter dem blauen Himmelszelt, nur die dekorative Wirkung des Bildes berücksichtigend, oder Rembrandt seinen Bildern genau denselben wunderbar schönen Goldton giebt, unbekümmert darum, ob die Szenen sich im Zimmer oder im Freien abspielen: wagt es Manet in seinen Bildern, von der konventionellen Atmosphäre, in welche

die alten Meister ihre Darstellungen getaucht hatten, zur individuellen vorzugehen. Das war das Ei des Kolumbus! So einfach und naturgemäß, daß man eine Figur en plain air auch so malte, d. h. unter der Einwirkung des blauen Himmels."

„Aber leider, wie überall, ist das Einfachste auch das Schwerste, und wie überall und stets wurde das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Die Schatten, die bis dahin schwarz oder braun gewesen waren, wurden violett oder blau, und das zum Prinzip erhobene neue Verfahren führte zu einer im Ton zwar veränderten, im Wesen aber gleich gebliebenen Art der Monochromie."

Von diesem Rezept hat sich Liebermann frei gehalten und ist zu seiner Art der Darstellung durch das Studium von der Natur gedrungen.

Um für seine Bilder die nöthige Einheitlichkeit, jene Harmonie zu gewinnen, die er überall in der Natur um sich herum erblickte, griff er zu dem Mittel, das vielleicht seinem zum Trüben einigermaßen hingeneigten Temperament, nicht aber freilich seinem nach Licht, Farbe und Heiterkeit dürstenden Auge entsprach: er wählte nämlich eine möglichst sonnenlose, schwer graue Himmelsbeleuchtung, wie er sie von seiner Heimath Berlin her kannte und die er in dem feuchten Dunst Hollands als ein für malerische Zwecke wohl verwerthbares Motiv wiederfand. Während so seine Farben an Leuchtkraft verloren, trüb und schmutzig wurden, gewannen die Schatten, ohne gerade die Dunkelheit einzubüßen, doch eine gewisse Durchsichtigkeit und größere Leichtigkeit; das Ganze aber einigte sich zu einer Harmonie, die, wenn auch nicht gerade für das Auge erfreulich, doch dem Eindruck, den die Gegenstände in der freien Natur machen, weit näher kam, als die bisherige aufdringlich-übertreibende Art. Auf dieser Bahn wird ihm das Beispiel des alten Israels im Haag, der mit einer bisweilen an Rembrandt gemahnenden Frische die Natur anzuschauen vermochte, wesentliche Dienste geleistet haben.

Ueber ein Jahrzehnt, während der ganzen achtziger Jahre und bis in die neunziger hinein, ist er bei dieser Manier verblieben, anfangs bestrebt, gleich Millet, eine gleichmäßige weich abgetönte Gußfläche für die einzelnen Farbenmassen zu gewinnen; dann aber, im Verfolg seiner unablässig erneuten Naturstudien, immer mehr auf eine feine Zerlegung der Töne bedacht. Eines der letzten Bilder, das er in der verschmelzenden Art gemalt hat, war ein Haarlemer Schweinemarkt aus dem Anfang der neunziger Jahre, zu dem er

die ersten Studien bereits 1884 gemacht hatte. Dann aber trat er im Herbst 1894 auf der Dresdener akademischen Ausstellung mit einer neuen Redaktion desselben Gegenstandes hervor, die eine von Grund aus veränderte Färbung zeigte, an Stelle der bestimmten Plastik alle Formen in weichen Duft auflöste, keinen einzigen undurchsichtigen d. h. farblosen Schatten mehr zeigte, sondern ein wahres Fest fröhlicher Farben bot. Hier war endlich einmal eine wahrhaft moderne und dabei durchaus gesunde Heiterkeit des Tons erreicht, nicht so schreiend wie bei der Mehrzahl der pariser Impressionisten, dafür aber ganz durch eigne Auffassung aus der Natur gewonnen. Nur verflüchtigen sich freilich die Formen vollständig unter der Farbe, und man mußte schon auf mehrere Meter zurücktreten, um einen einigermaßen deutlichen Gesammteindruck zu gewinnen. Das Publikum wurde durch diese Verschwommenheit völlig rathlos gemacht. Aus der richtigen Entfernung gesehen aber übte das Werk durchaus die Wirkung des bewegten Lebens wie der von Sonnenlicht durchflutheten Natur aus.

In einer Allee, in welche das Sonnenlicht sich in voller Breite ergießt, drängen und drehen sich die Menschen, die das tägliche Marktpublikum bilden, um die Fleischer- und Gemüsehändlerstände, sowie um die mit rosigen Ferkelchen vollgepfropften Verschläge, vor denen die phlegmatischen Verkäufer, in Hemdsärmeln und mit der flachen Mütze auf dem Kopf, stehen. Als Gegenstand berührt uns das menschlich nicht im geringsten, aber als Farbenspiel erfreut es unser Herz, wie nur der Anblick der sonnigen Natur dies thun kann. Da sehen wir ein Gewirr der heitersten Töne — und nur solcher —, so daß wir ganz vergessen, welcher prosaische Ort dargestellt ist, und in das Reich des Märchens und der Phantasie, der arkadischen Schäferspiele und der Watteauschen Gesellschaften uns verzaubert fühlen. Und das hat der strenge Realist, der keinerlei Nebenabsicht verfolgte, nur dadurch erreicht, daß er auf nichts andres als auf die treue Wiedergabe der Wirklichkeit ausging, das Spiel des Lichts festzustellen suchte, einerlei, ob es auf Menschen, Ferkel oder leblose Gestände fällt.

Das Räthsel dieser Wirkung löst sich durch die Betrachtung der Technik. Um den Duft des Sonnenlichts auf den Gegenständen, besonders aber um dieselben herum zu malen, taucht Liebermann seinen Pinsel stets zuerst in das reine Weiß und dann erst in die ganz ungebrochne Lokalfarbe, die er unmittelbar auf der Leinwand theils sich mit dem Weiß vermischen, theils sich mehr oder weniger deckend

darüber lagern läßt. Die reine Lokalfarbe tritt also nirgends zu Tage; der stumpfe kreidige Ton aber wird gleichfalls wenigstens vermieden. Dazu stimmt, daß auch das leere, undurchsichtige Schwarz oder Braun in den Schatten gänzlich fehlt: die Schatten sind in Halblicht aufgelöst, bald von einem kälteren Grau, bald von einem wärmeren Braun, aber stets belebt und aus vielen verschiedenen Einzeltönen zusammengesetzt; das Violett tritt nur gelegentlich und dann nicht als ein allgemeiner konventioneller Ton auf.

Das große und dauernde Verdienst Liebermanns ist es, diese Zerlegung der Naturfarben bewirkt und uns dadurch eine weit reichere und richtigere Naturanschauung als die bisherige erobert zu haben, und das nicht etwa auf dem Wege verstandesmäßiger Reflexion, die immer nur zu bestimmten und daher starren Prinzipien führt, sondern durch das in unausgesetzter Arbeit errungene Eindringen in die Natur vermittels des individuellen Sehvermögens. Wenn man einmal gelernt hat, die Natur so anzusehen, dann kann man nicht mehr im alten konventionellen Geleise weiter schaffen; diese Staaroperation hat Liebermann ein für alle Mal für alle seine Nachfolger ausgeführt. Mag auch die Erkenntniß früher oder erst später allgemein werden: dauernde Verbreitung wird sie finden. Dadurch wird nicht etwa die bisher übliche Art der Naturauffassung verdammt und entthront werden: denn ihre Berechtigung hat auch sie; aber als die alleinberechtigte wird sie nicht mehr zn gelten vermögen: die neue Betrachtungsweise wird ihr als die unserer gegenwärtigen Entwicklungsstufe allein vollkommen entsprechende an die Seite treten, ja für unsere Zeit die Vorherrschaft beanspruchen.

Nur wird sich Jeder für diese neue Auffassungsweise seine eigene Sprache seine eigenen Vorstellungsmittel suchen müssen. Wollten Alle anfangen, in Liebermannscher Weise zu malen, so würde das nur zu einer neuen Konvention führen. Glücklicherweise ist aber Liebermanns Technik gar nicht dazu angethan, ohne Weiteres kopirt zu werden. Jeder wird, wenn ihm so die Augen ein Mal geöffnet sind, die Natur in seiner eigenen Weise, also Jeder verschieden vom Andern, sehen müssen. So allein kann wahre Kunst gedeihen; die Fähigkeit zu selbständiger Auffassung ist es, die den dauernden Ruhm eines Eyck, eines Dürer, Rembrandt, Ruisdael begründet hat.

Liebermanns Streben sowohl wie sein Gegensatz zu der herrschenden Richtung gehen aus folgenden brieflichen Aeußerungen, die bis in das Ende der achtziger Jahre zurückgreifen, hervor.

Auf eine Anfrage, wie wohl die Freilichtmalerei näher zu umschreiben sei, antwortete er ungefähr Folgendes: Die Luftmalerei bestehe darin, jeden Gegenstand von Licht umflossen (ambiant) darzustellen, was besonders Velazquez erreicht hat. Jeder Ton muß, wie in der Natur, Licht empfangen. Man muß „Licht" malen. Alles muß hell und licht erscheinen. Weder absolutes Schwarz noch absolutes Weiß darf es geben. „Selbst die vollste Sonne wirkt nie kraß, ist immer harmonisch, da in der Natur jeder Ton etwas von der Atmosphäre reflektirt erscheint. Nur ist freilich die impertinente Sonne im Juli am Mittag an und für sich weniger malerisch als die hinter Wolken verschleierte Beleuchtung, da die einzelnen Töne bei der scharfen Beleuchtung weniger fein d. h. reflektirt erscheinen. Daher Holland das Land der Koloristen par excellence, weil dort die Atmosphäre immer feucht und neblig, daher das Licht der Sonne wie hinter einem Schleier erscheint, silbern wie Corot. Jetzt wieder bewundre ich hier (er schrieb dies im Frühjahr 1889 von Paris aus) die Feinheiten der Beleuchtung an den Seineufern. Was Corot und Daubigny erstrebt, haben sie der hiesigen Natur an den Ufern der großen Flüsse, der Seine, Marne, Oise entlehnt, ist durchaus nicht Konvention, sondern wahr in der schönsten Auffassung". Ob etwas im Freien gemalt ist oder nicht, ist ganz gleichgiltig. Ob es so aussieht, als sei es im Freien gemalt, ist die Hauptsache. Luft muß man übrigens im Intérieur ebenso auszudrücken suchen wie unter freiem Himmel. Israels' Bilder suchen durchweg Luftmalerei zu geben. Die Gegner freilich verstehen das nicht, weil sie von der ganzen Luftmalerei Nichts verstehen. „Ich will zugeben, daß im Bestreben nicht brenstig, braun zu malen, wir manchmal ins Kreidige verfallen; aber Corot, Daubigny sind luftig und hell und dabei satt und tief in der Farbe. Israels hat ganz dunkle Bilder gemalt, die trotzdem hell d. h. luftig, blond sind. Dagegen können helle Bilder, wie von . . . . , schwarz gemalt genannt werden, weil die Valeur in hell und dunkel nicht beoachtet ist, daher hell nicht hell und dunkel nicht dunkel wirkt. Rembrandts sind nie schwarz, wenn auch nur, wie auf dem Doreur, die Nasenspitze beleuchtet sein sollte".

Wie unentwegt er seine Ziele verfolgte, zeigen die folgenden Aeußerungen. Im Sommer 1888 hatte er bereits auf einen vollständigen Sieg der Jungen gehofft, indem er auf Anlaß der Münchner Ausstellung schrieb: „Die neuen Ansichten über die Kunst scheinen sich nun endlich einmal auch der großen Masse des

Publikums mitzutheilen. Selbst die feindlich gesinnten Kritiker, die noch bei der Münchner Ausstellung vor fünf Jahren nur Hohn und Spott für uns hatten, sind gezwungen einzugestehen, daß sämmtliche junge Talente unsere Wege wandeln. Und das ist die Hauptsache". Im Herbst 1894 aber, als er an Aeußerungen, die er früher gethan, erinnert wurde, sah er sich veranlaßt auszurufen: „was ich damals schrieb, scheint mir schon Gemeinplatz geworden zu sein; oder irre ich mich und ists wie der Schweinemarkt Zukunftsmusik? das wäre freilich fatal". Irre machen aber ließ er sich nicht: „Ich bleibe beim Naturalismus trotz Mystici- und Symbolismus, trotz der famosen englischen Präraphaeliten und der talentvollen, aber für mich öden deutschen Nachahmungen derselben. Rembrandt ist mein Panier! Das war der größte Naturalist und dabei der größte Idealist. Mit einem Wort ein ganzer Kerl, der die Welt mit seinen Augen ansah. Celui qui court après un autre est sûr de ne pas arriver le premier. Und in der Kunst giebts bloß erste. Die zweiten sind die Kunstfeldwebel à la . . . . Doch ich schreibe, schließt er, wieder über Kunst. Bilde Künstler, rede nicht; deine Rede sei Gedicht, sagte der alte Geheimrath Goethe d. h. als er noch jung war, und wenn ein Künstler über Kunst schreibt, so drückt ihn irgendwo der Schuh".

Bezeichnend für die Unbefangenheit des Urtheils, die diesen Führer der deutschen Naturalisten auszeichnet, ist übrigens folgende Aeußerung über ein Unternehmen, das der Reproduktion einer Reihe von Zeichnungen und Kartons von Cornelius, Rethel u. s. w. galt. „Von da, schrieb er, müssen wir wieder anfangen, und vor allem vergessen, was die Piloty-Schule in München, was die sentimentale Dorfgeschichten-Malerei in Düsseldorf seit den 50er Jahren geleistet — oder vielmehr gesündigt — hat. Die malten Gliederpuppen mit Fetzen aus der Maskengarderobe behängt, gleich gräulich ob in römischem Kostüme oder in dem der Schwarzwälder Bauern. Aber Schwind, L. Richter, vor allem aber Rethel stellten Menschen dar, bei denen das Kostüm so gleichgiltig, daß man es überhaupt nicht bemerkt. Alles rein menschlich, das Märchen von den sieben Raben oder die Wartburgbilder der h. Elisabeth oder Rethels Bilder Karls des Großen oder dessen Hannibalzug. Uebrigens scheint mir Rethel überhaupt das größte Talent unserer Zeit zu sein, und die zwei von ihm selbst vollendeten Bilder in Aachen sind auch in formeller Hinsicht das schönste und erhabenste. Da ist Wollen und Können auf derselben Höhe, was

ich bei Cornelius (außer selten in den Kartons) nicht finde. — Doch entschuldigen Sie, schließt er, meine kunstgeschichtlichen Auseinandersetzungen damit, daß ich auf meine Malutensilien, die ich mir aus Berlin verschrieben (er war damals in Kösen) warte und daher nicht arbeiten kann."

Man sieht aus diesen Aeußerungen, daß auch in Liebermanns Brust zwei Seelen wohnen: die werkthätige Seele nöthigt ihn, sich aufs Engste an die Erscheinung der Natur anzuklammern, um deren Duft und Zauber mit voller Treue wiederzugeben; die himmelanstrebende treibt ihn zu einer Vereinfachung, die geeignet wäre, ihm als Ausdruck für die inneren Harmonien zu dienen, welche sein Herz erfüllen und sich als ein ganz persönlicher, aufs Feinste durchgebildeter Farbensinn äußern.

Da er, wohl einem Zwang seines Naturells folgend, sich mit zäher Energie auf die Durchführung der technischen Aufgabe beschränkt, sich in Versuchen nie genug thut, das heißt, sich damit begnügt, dem Publikum stets wieder nicht vollkommen Durchgeführtes vorzuführen, so pflegt man gewöhnlich ihn nur nach diesem unbefriedigenden Aeußern seiner Bilder zu beurtheilen, ohne zu gewahren, welche Fortschritte er von einem Bilde zum andern gemacht, und ohne daher erkennen zu können, welchem Ziel ihn seine Bahn entgegenführt.

Gerade in den letzten Jahren, gleichzeitig mit seinem Bilde des Haarlemer Schweinemarkts, hat er auch nach andern Richtungen die mannigfaltigsten und nachdrücklichsten Versuche gemacht, das ihn beschäftigende Farbenproblem um ein Wesentliches zu fördern. In einer Reihe von Bildern zeigt sich das Bestreben, dadurch zu einer vereinfachten Darstellung der farbigen Erscheinung zu gelangen, daß in den Lichtparthien wesentlich ein leuchtendes Roth, in den Schattentheilen ein tiefes Blau betont wird; in solcher Weise sind Gruppenbilder bei greller, jedoch durch dichtes Baumlaub stark gedämpfter Beleuchtung aus Kösen wie aus dem bayrischen Hochlande entstanden. Doch mußte sich der Künstler bald davon überzeugen, daß auf diesem Wege die Lokalfarbe fast gänzlich vernichtet und die unendliche Mannigfaltigkeit der Töne auf die Einfachheit einer, wenn auch nicht gerade schwarzen, so doch in ihren Darstellungsmitteln nur auf zwei Töne beschränkten Zeichnung herabgedrückt werde. Bei seinem letzten Bilde, des lebensgroßen, vor der Natur selbst durchgeführten Studie eines alten holländischen Fischers, ist er denn auch zu der vollen Farbigkeit in der Unend-

lichkeit ihrer Abstufungen zurückgekehrt, hat auch bestimmte, feine Umrisse zu geben gewußt: aber die Technik ist dabei eine zu kleinliche, zersplitterte geworden, indem er sich bestrebte, jede Verschiedenheit des Tons, die er in der Wirklichkeit wahrnahm, in genau entsprechender Weise wiederzugeben.

Und doch muß gehofft werden, daß es auch unserer deutschen Malerei gelingen werde, in freiem Schalten mit den Elementen der Form wie der Farbe, die aber beide in durchaus moderner, unserem Empfinden entsprechender Weise zu gestalten und aufs Innigste mit einander zu verschmelzen sind, sich zu jenem dekorativen Monumentalstil durchzuringen, der zu allen Zeiten das eigentliche Ziel der Malerei gebildet hat und für Frankreich in einigen Werken Manets sowie in einem guten Theil der Schöpfungen von Degas bereits erreicht worden ist. Während Meister wie Klinger, Stauffer, Geyger daran arbeiteten, uns die eigne Formenauffassung zu gewinnen, hat Liebermann die gleiche Aufgabe in Bezug auf die Farbengebung ihrer endlichen Lösung entgegengeführt. Jetzt gilt es, die Ergebnisse der beiderseitigen Bemühungen im Dienst eines höheren Zwecks zu vereinigen. Denn die sogenannte zeichnerische und die malerische Auffassung bilden keine Gegensätze, schließen einander nicht aus, sondern stellen nur die beiden Seiten der Naturbetrachtung dar, von denen bald die eine bald die andre stärker betont zu werden pflegt, von denen aber keine gänzlich in den Hintergrund gedrängt werden darf, wie es in Deutschland zur Zeit der späteren Glyptothekfresken mit der malerischen und während der letzten Jahrzehnte so häufig mit der zeichnerischen geschah. Nur muß bei jeder gesunden Kunstentwickelung echte Naturempfindung den Ausgangspunkt bilden; eine auf bloßer Beobachtung aufgebaute Kunst, wie die der Schadowschen und der Pilotyschule, kann es — sie mag noch so rührende oder erhebende Gegenstände zu ihren Darstellungen wählen — nicht über kolorirte Zeichnungen bringen, denen das innerlich einigende Band einer Form und Farbe zugleich umfassenden Anschauung fehlt. Mit diesem System des Dualismus hat die ganze jüngere Richtung ein für alle mal gebrochen, und Liebermann gebührt der Ruhm, ihr hierfür gerade auf dem wichtigsten aber auch schwierigsten Gebiet, dem der Farbe, die Wege geebnet zu haben.

Er weiß es, wohin die Bewegung zielt. Als ich ihm im Spätherbst 1894 schrieb, daß ich mich freue, ihn dem Stil zu-

streben zu sehen, gab er dies mit voller Offenheit zu, indem er hinzufügte:

„Nachahmung der Natur der schönen,
Ich ging wohl auch auf dieser Spur,
Mich zu gewöhnen,

allein erst die Auffassung der Natur macht den Künstler und die Wiedergabe der künstlerisch aufgefaßten Natur den Stil. Nun ist's allerdings viel bequemer, den Stil früheren Epochen zu entnehmen, den Präraphaeliten, wie die Burne-Jones, oder den Niederländern, wie Lenbach, als im Schweiße seines Angesichts der Natur. Aber wie schwer es auch sein mag, die Natur entschädigt den ihr Nachforschenden reichlich durch das Geschenk, welches sie allein geben kann: die Originalität. Und nur wer mit eigenen Augen die Natur anschaut und nebenbei noch die Fähigkeit besitzt, das originell Geschaute wiederzugeben, ist Künstler."

Neben dem persönlichen Stil, der völlig abgeklärten und durchaus der besonderen Individualität entsprechenden Ausdrucksweise, giebt es aber auch für jede Zeit und in dieser Zeit für jede Nation einen allgemeinen Stil, der stets wieder von neuem gefunden und festgestellt werden muß. Er erwächst aus der Vereinfachung der Formen und Farbentöne, die die Bahnbrecher neu aus der Natur hervorgeholt haben. Die modernen Symbolisten, auf den technischen Errungenschaften fußend, die die letzten Jahrzehnte überall in Europa zu Tage gefördert haben, suchen diese Synthese herbeizuführen. Aber nur soweit sie die Energie finden, selbst diese Stadien der naturalistischen Entwickelung zu durchlaufen, können sie auf dauernde Erfolge hoffen. Vorläufig helfen sie für ihr Theil mit, die der Zeit gestellten Aufgaben ihrer Lösung entgegen zu führen; wenn aber Liebermann, wie durchaus zu erwarten steht, die von ihm betretene Bahn weiter inne hält, so kann gehofft werden, daß ihm, als dem Begründer, auch die Bekrönung des Werkes gelingen und daß er für Färbung wie Komposition jenen schlichten und großen Stil finden werde, der berufen ist, an die Stelle der akademischen Schablone zu treten.

Atheismus und Idealismus.*)

Von

J. Friedheim.
Major a. D.

Bei den in der Neuzeit so vielfach stattfindenden Erörterungen über soziale Dinge pflegt auch der Atheismus eine gewisse Rolle zu spielen, und zwar mit der Besonderheit, daß, während die verschiedenartigsten Erscheinungen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens oft mit ruhig abwägendem und gerechtem Sinne besprochen werden, dies sich ändert, sobald die Erwägung an den Atheismus herantritt; hier pflegt alsdann eine von Vorurtheilen beeinflußte und ungerechte Beurtheilung Platz zu greifen, deren Gründe allerdings nicht allzu schwer zu erfassen sind. Dieses Verhältniß einer näheren Betrachtung zu unterziehen, zu zeigen, daß der Atheismus weder unnatürlich und unnöthig, noch von Grund aus verkehrt und verderbt sei, im Gegentheil nur einer auf das Ideale gerichteten Gesinnung entspringe, dies ist die Absicht gewesen, in der die nachstehenden Seiten geschrieben wurden. So möge sie auch der Leser aufnehmen!

Wem wären wohl die zahlreichen Klagen über das Ueberhandnehmen des Atheismus im jetzigen Geschlecht fremd, denen man in Schriften wie in mündlichen Auslassungen über die Schäden

*) Anmerk. d. Red. Wir nehmen den nachfolgenden Aufsatz in unsere Spalten auf, weil er uns eine in den gebildeten Kreisen, nicht bloß liberalen, sondern auch konservativen, sehr verbreitete Anschauung in hervorragend präciser und durchgearbeiteter Weise wiederzugeben scheint. Im Uebrigen verweisen wir auf den Aufsatz von Prof. Lasson, „Zeitgenössische Religionsphilosophie“, Preuß. Jahrbücher Bd. 67 S. 246 und die Christliche Dogmatik von Aloys Biedermann.

unserer Zeit begegnet? Wäre es nicht so leicht für den, welcher solchen Dingen überhaupt seine Aufmerksamkeit zuwendet, sich selbst von der Substantialität der Klagen zu überzeugen, er wäre schon durch das übereinstimmende Zeugniß so vieler unanfechtbarer Beobachter gewissermaßen genöthigt, die behauptete Thatsache nicht weiter anzuzweifeln.

In der That wird man bei näherem Zusehen finden, daß sowohl in den Kreisen der Gebildeten wie in der breiten Volksmasse eine Abwendung von dem ehemaligen Gottesglauben stattgefunden hat und zwar in viel größerem Maße, wie der äußere Anschein vermuthen läßt. Die Mehrzahl aller Männer, die sich auf den Hochschulen um eine breite wissenschaftliche, und zwar nicht nur naturwissenschaftliche Bildung — letztere pflegt mit geringen Ausnahmen überhaupt das Aufgeben früheren Glaubens zu veranlassen — bemüht haben, sind Anschauungen zugänglich geworden, bei denen der Glaube der Kindheit und des Jugendalters nicht mehr bestehen kann, und zwar, soweit das Beobachten reicht, gilt dies von den Mitgliedern aller höheren Berufsstände, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des geistlichen Standes. Daß die vorhandene Thatsache vielfach verschleiert wird, daß man nicht offen sich zu ihr bekennt, ändert an der Thatsache selbst nichts. Es sind auch gewiß noch aufrichtige Bekenner des alten Glaubens vorhanden, ein nicht kleiner Theil der Gebildeten gehört ebenso gewiß nicht mehr zu ihnen. Praktische Rücksichten, also Sorge um Brod und Amt, der fehlende Muth, sich zu Dingen zu bekennen, welche die Staatsgewalt auch heute noch für gänzlich unvereinbar mit der bestehenden Ordnung ansieht und denen sie bei ihren Dienern mit unnachsichtlicher Strenge entgegentreten würde, diese Verhältnisse lassen die Abwendung vom alten Glauben nicht so erheblich scheinen, wie sie in Wirklichkeit ist. Endlich mögen Viele die vollzogene Sinnesänderung nicht in die Oeffentlichkeit getragen sehen, weil sie ihre Ansichten als ihr innerstes Eigenthum betrachten, nicht den Beruf fühlen, es Andersdenkenden gegenüber zu rechtfertigen, und gerade in diesen Besitzrechten nicht gestört zu werden wünschen.

Weniger durch Rücksichten gebunden giebt sich der heutige Atheismus in den breiten Volksmassen unverhüllt und offen, ganz entsprechend der Natur des Volks, das für eine Wahrheit oder ein Bekenntniß, welches es sich zu eigen gemacht hat, alsdann auch mit Leib und Seele einzutreten und es selbst mit einem gewissen Fanatismus zu vertreten pflegt. Wie bekannt, ist der Atheismus haupt=

sächlich durch die in Schrift und Wort verbreiteten Lehren der Sozialdemokratie Gemeingut weiter Volkskreise geworden, hier ist er indessen nur mehr als ein Nebenprodukt der wirthschaftlichen Doktrinen des Sozialismus zu betrachten, welches ohne weiteres Zuthun bei dem Prozesse der Aufnahme dieser Doktrinen abfällt. Unsere Sozialdemokratie stellt sich auch scheinbar indifferent zu der Sache, sie sagt „Religion ist Privatsache,“ überläßt also einem Jeden die Bestimmung seines Glaubens, aber sie weiß sehr wohl, daß für den Mann aus dem Volke die verhaßten wirthschaftlichen Zustände eng zusammenhängen mit den bestehenden kirchlichen Gemeinschaften. Sagt der Arbeiter sich von den einen los, dann tritt er auch in Gegnerschaft zu den anderen, ohne des Näheren zu prüfen, ob denn zwischen den wirthschaftlichen und religiösen Dingen auch ein nothwendiger Zusammenhang bestehe; ihm genügt es zu wissen, die Vertreter der alten Wirthschaftsordnung sind — wenigstens nach außen hin — Anhänger der kirchlichen Bekenntnisse. Die letzteren verurtheilt er ihrem ethischen Inhalte nach zwar an sich noch nicht, aber er legt sich die Frage vor, weshalb sind seine wirthschaftlichen Peiniger, die Vertreter des Kapitalismus, zugleich eifrige kirchliche Bekenner? Die einfache, für seinen einfachen Sinn sehr plausible Antwort lautet, die Lehren der Kirchen sollen ihn, den Unterdrückten, geduldig machen für das fernere Tragen seines Joches — mit dieser Antwort ist für ihn der bestehende kirchliche Glaube gerichtet, er negirt ihn und ist, da ein Ersatz ihm weder zugeführt wird noch er selbst in der Lage ist, sich nach einem Ersatz umzusehen, einfacher Gottesleugner, Atheist. Wenn sein äußeres Verhalten trotz der vorgegangenen inneren Aenderung im Rahmen der sonst allgemein anerkannten Sittengesetze verbleibt, so bewirken dies theils Gewohnheit, theis der gesetzliche Zwang, theils sonstige Rücksichten, die ihm das Leben auferlegt.

Dem Manne aus dem Volke ist also der Atheismus im Allgemeinen nur Folgeerscheinung seines wirthschaftlichen Glaubens, anderweitige selbständig geführte Ueberlegungen würden ihn kaum je zu feindlicher Stellung gegenüber dem kirchlichen Glauben veranlassen, ja, man darf wohl behaupten, in leidlich besserer wirthschaftlicher Lage befindlich würde er niemals auf den Gedanken gekommen sein, seinerseits an den bestehenden religiösen Zuständen zu rütteln oder sich gar an der bloßen Negation derselben zu betheiligen.

Die Trennung des Atheismus der Gebildeten von dem der

Volksmassen, wie sie im Vorstehenden geschehen, erscheint nunmehr auch wohlgerechtfertigt, denn er entspringt in beiden Fällen durchaus verschiedenartigen Quellen, hier wirthschaftlichen Motiven, dort Erwägungen wissenschaftlicher oder, sagen wir lieber theoretischer Natur. Ob in beiden Fällen der Atheismus inhaltlich derselbe oder auch nur ein ähnlicher ist, das ist ohne Weiteres nicht ersichtlich und bedarf noch der näheren Untersuchung.

Das Wort Atheismus drückt an sich nur eine Verneinung aus, ermangelt jeden positiven Inhalts und bedeutet lediglich Abwendung vom Glauben an einen persönlich waltenden Gott. Diese seine Bedeutung wird vielfach außer Acht gelassen, indem man einfach alle die, welche den Boden der bei uns bestehenden Religionsgesellschaften verlassen haben, als Atheisten kennzeichnet; ein summarisches Verfahren, welches freilich den wirklichen Dingen in keiner Weise gerecht wird, aber es wird geübt, selbst von Leuten, bei denen man ein präziseres Unterscheidungsvermögen wohl voraussetzen könnte. Beispielsweise sei an die vor wenigen Jahren Seitens des zweiten deutschen Reichskanzlers gelegentlich einer Gesetzesvorlage gefallenen Aeußerungen erinnert. Wer jedoch bei den Gebildeten nähere Umschau halten wollte, würde finden, daß die große Mehrzahl derselben sich mit der bloßen Negation nicht begnügt, sondern versucht hat, sich etwas anderes Positives anzueignen. Es entspricht dies auch nur einem in der Menschennatur, soweit sie befähigt ist, Betrachtungen auf geistigem oder theoretischem Gebiete anzustellen, allgemein vorhandenen Zuge, der Mensch ist nun einmal Metaphysiker; wir dürfen hierin auch nicht einmal für den Ungebildeten eine Ausnahme zulassen, auch er treibt Metaphysik auf seine Weise, sobald die Noth des Daseins ihm den nöthigen Spielraum läßt und ungeachtet das Können mit dem Wollen sich bei ihm fast stets in argem Mißverhältniß befindet.

Wenn man nun auch das Resultat metaphysischer Bemühungen der Leute aus der ungenügend vorgebildeten Volksmenge ohne schweren Fehler der Null beinahe wird gleichsetzen können, so verhält sich dies doch bei den höher Gebildeten anders; ihnen stehen in der eigenen Ausbildung, in den auch außerhalb der Universitäten jederzeit verfügbaren zahlreichen Schriften der bedeutendsten Denker aller Zeiten sehr erhebliche Hülfsmittel zu Gebote, um sich in Metaphysizis zu orientiren oder zu entscheiden. Man darf des Weiteren nicht außer Acht lassen, daß die Folgen des Abfalls von der überlieferten Religion ebenfalls nicht die gleichen sind für den

Gebildeten wie für den Ungebildeten. Letzterer pflegt, wie die Dinge jetzt noch liegen, alles, was die Religion für ihn enthielt, mit ihr zu verlieren, der Erstere aber macht Unterscheidungen und giebt in den meisten Fällen nicht den ganzen Inhalt des Bekenntnisses auf.

Alle bekannten völkerumspannenden Religionen haben einen zwiefachen Inhalt; sie liefern ihren Bekennern Weltanschauung und Sittengesetze, die Weltanschauung darf man annähernd als den metaphysisch-theoretischen, das oder die Sittengesetze als den praktischen Theil der Religion bezeichnen. Beide bestehen zwar in anscheinend sehr enger Verbindung, jedoch bei genauerem Zusehen nicht in kausalem Zusammenhange, wenigstens nicht nothwendig und unbedingt. Ein Blick auf die großen Religionsgesellschaften lehrt, daß ihre Sittengesetze zwar Verschiedenheiten aufweisen, aber im Grunde so gar weit von einander nicht entfernt sind. Das Sittengesetz ist der Kodex für das praktische Verhalten des Einzelnen für sich und in der Gemeinschaft. So verschiedenartig nun auch die lokalen Verhältnisse sind, welche das Leben der Menschen gestalten, über diesen Gestaltungen stehen zwei Hauptgesichtspunkte, die Erhaltung des Individuums und die Erhaltung der Gesellschaft; diesen strebt die gesammte Lebensthätigkeit zu.

Die Differenzirung des menschlichen Wesens geht nun aber nicht so weit, daß bei nahezu gleicher Richtung der allgemeinen Thätigkeit grundverschiedene ethische Resultate möglich wären. Deshalb weisen die verschiedenen Sittengesetze überall ähnliche, oft gleiche Vorschriften auf, während die zugehörige Metaphysik recht verschiedenartig gestaltet sein kann. Die praktische Ethik wird von der Metaphysik nur gestützt und zwar insofern, als letztere gemeinhin die Autorität liefert, ohne welche nun einmal der gewöhnliche Mann das Sittengesetz bis jetzt nicht gelernt hat und deshalb vielleicht auch nicht für bindend ansehen würde.

Wenn man nun diesen Ausführungen, die durch den Thatbestand auf allen Lebensgebieten der Völker der Erde nicht widerlegt, sondern im Großen und Ganzen bestätigt werden, zustimmt, dann kann das Sittengesetz auch nur als das Allgemeingültige, weil die allgemeinen und gleichen Bestrebungen der Menschen Fördernde und Regulirende angesehen werden, während die Metaphysik als das der außerordentlich mannigfaltigen geistigen und körperlichen Verfassung der Völker Angepaßte und demnach Spezielle erscheint. Man ist also genöthigt, im Sittengesetze das Nothwendige zu sehen, in der Metaphysik das Zufällige.

Mit Vorstehendem hat die oben aufgestellte Behauptung, daß die höher Gebildeten mit der Anhängerschaft an eine Religionsgesellschaft nicht zugleich den gesammten Inhalt des Bekenntnisses verlieren oder zu verlieren brauchen, ihre Begründung erhalten; wer sich umsieht, wird das bestätigt finden, es ist meistens nur das Zufällige abgestreift worden.

Der sogenannte Atheismus unserer Gebildeten bedeutet demnach keineswegs das einfache Aufgeben der christlichen Religion, er bedeutet im Grunde nur den Widerspruch gegen die christliche Weltanschauung. Wenn dieses Verhältniß, wie es häufig genug geschieht, kurzweg ignorirt wird, so ist der Atheismus vollauf berechtigt hiergegen zu protestiren, insbesondere ist die weitere Gepflogenheit, dem Atheismus unterschiedslos den groben Materialismus anzuhängen, ebenso grundlos wie leichtfertig, worüber späterhin noch einiges gesagt werden soll. Vorläufig sei hier nur auf die öffentlich vorliegende Thatsache der Bildung ethischer Gesellschaften oder Vereine hingewiesen, deren Mitglieder, den gebildeten Klassen angehörig, wohl in der überwiegenden Mehrzahl sich von der christlichen Weltanschauung losgesagt haben und gerade deswegen sich verpflichtet fühlen, ihre geistige Arbeit der Herstellung eines unabhängigen Sittenkodex zu widmen, welcher bestimmt sein soll, die unleugbaren Gefahren abzuschwächen, welche mit der Abwendung der Massen von der Religion am Horizonte der Gesellschaft sichtbar geworden sind.

Die Genesis des religiösen Abfalls der Massen liegt, wie bereits erwähnt, in der Verbreitung der Sozialdemokratie; die Frage, weshalb der Abfall auch in den Kreisen der Gebildeten so große Dimensionen angenommen, ist nunmehr ebenfalls beantwortet: die christliche Weltanschauung hat für sie die Gültigkeit eingebüßt.

Bei der Forschung nach dem Grunde auch dieser Erscheinung hat man die Augen auf den Gesammtcharakter im geistigen Leben der Gegenwart und jüngeren Vergangenheit zu richten.

Von hervorragendem Einfluß auf Denken und Thun der Menschen ist von je her der Grad ihrer Naturerkenntniß gewesen; nach ihr hat sich einerseits immer die materielle Gestaltung des Daseins richten müssen wegen seiner Abhängigkeit von der Beherrschung gewisser Naturkräfte und Naturerzeugnisse, andererseits hat auch nur auf der Basis der Naturerkenntniß sich der metaphysische Drang der Menschen bethätigen können. Die Ethnologie

läßt über die natürliche Stufenreihe der metaphysischen Entwickelungen keinen Zweifel übrig. Die Naturerkenntniß ist nun in den letzten Jahrhunderten, vornehmlich im gegenwärtigen, durch den überaus regen Betrieb der Naturwissenschaften auf eine bisher auch nicht annähernd erreichte Höhe gelangt und sind die Resultate derselben, was in früheren Zeiten nicht der Fall war, einer großen Anzahl von gebildeten, aber sonst außerhalb der Forscherkreise stehenden Leuten zugänglich gemacht worden. Im Gefolge des naturwissenschaftlichen Zuges des Jahrhunderts hat sich nun auch eine Uebung von Kritik ausgebreitet, wie sie in solcher Ausdehnung wohl niemals in der Menschheit vorhanden gewesen, und wer vermöchte sich zu verwundern, daß diese Kritik vor der überlieferten Weltanschauung nicht Halt gemacht hat? Alle wissenschaftliche Erkenntniß erstrebt die Wahrheit; wie hätte die errungene Erkenntniß nicht verwerthet werden sollen in einer Zeit, in der das Streben nach Wahrheit den herrschenden Grundzug im geistigen Leben bildet? Den vereinzelten Freidenkern früherer Perioden stehen heute Legionen gegenüber.

Es ist gewiß, noch jetzt findet sich unter den Gebildeten eine nicht geringe Zahl von Männern, welche der Naturerkenntniß keinen Einfluß gestatten auf ihre metaphysischen Ueberzeugungen, sei es, daß sie die Erschütterung des Glaubens an die christliche Metaphysik für inopportun oder gefährlich halten, sei es, daß sie meinen, Wissenschaft und Weltanschauung haben überhaupt nichts mit einander zu thun, oder auch daß sie die Ergebnisse der Naturforschung noch nicht für feststehend und weitgehend genug erachten, um tief greifende Folgerungen an sie anzuschließen. Kein Vernünftiger wird ihnen eine solche Stellungnahme verargen, zumal unter den Naturforschern selbst betreffs der philosophischen Ausbeutung der Forschungsresultate nichts weniger denn unbedingte Einigkeit herrscht. Doch ist das ein Zustand, der angesichts der großen unaufgeklärt verbleibenden Reste in der Naturerkenntniß nicht anders sein kann, noch je wird anders sein können; sogenannte „letzte Fragen" werden immer Probleme bleiben, ungelöst von Verstand und Vernunft, anheimgegeben wenig sicherer Schlußfolgerung, dem Dafürhalten oder bloßen Gefühlsäußerungen. Erkennt man dies bereitwillig an, so giebt es doch in allen Zweigen der Naturwissenschaft eine Masse Thatsachen von großem Werthe und gewaltiger Tragweite, welche dem, der sich die Mühe ihrer Erwägung und Zusammenstellung nicht verdrießen läßt, ein ganz anderes Weltbild liefern

müssen, als er z. B. auf dem Wege christlichen Religionsunterrichts seiner Zeit erhalten hat.

„Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater nähret sie doch." In dem Zusammenhange der Bergpredigt, in welchem Christus dieses Gleichniß lediglich gebraucht, um die Menschen vor allen Dingen auf die Wichtigkeit ihres Seelenheils hinzuweisen, ist es gewiß treffend und wohlangebracht; es bleibt — eines unter manchen anderen — jedoch auch für sich allein betrachtet interessant, weil es gerade ohne den weiteren Zusammenhang ein getreues und klares Bild der Natur- und Welt-Anschauung von Christi Umgebung liefert, worüber man übrigens nicht erstaunt zu sein braucht, denn kein Kulturvolk des Alterthums hat so wenig für Naturerkenntniß geleistet wie die Juden.

Nun wohl, wenn es so wäre, wie das Gleichniß angiebt! Aber leider ist die Wirklichkeit ganz anders, der himmlische Vater läßt die Vögel unter dem Himmel ohne Bedenken zu Hunderttausenden zu Grunde gehen an Hunger in Sommer und Winter, an den Nachstellungen zahlreicher Feinde im Thierreich wie im Menschengeschlecht. Und diese bedrohte Stellung in der Natur, so traurig vom Standpunkte des Gemüthslebens aus anzusehen, bleibt die maßgebende für die Individuen ohne Ausnahme, mögen sie dem Pflanzen- oder dem Thierreich angehören; und doch lieben sie alle ihr Dasein unbewußt wie mehr oder weniger bewußt! Etwas Aufmerksamkeit, auf den Verlauf der Lebenserscheinungen verwendet, führt selbst den gewöhnlichen Beobachter unwiderruflich zu pessimistischen Anschauungen, und die Meinung, daß Gott hier auf Erden Alles so herrlich eingerichtet für seine Geschöpfe, möchte nur noch von der Unfähigkeit klaren Wahrnehmens zu vertreten sein. Schauen wir uns doch ein wenig um in der organischen Welt! Schon bei den bewußtlosen Organismen, den Pflanzen und niedersten Thieren, zeigt sich der schrankenlose Ausbreitungstrieb der Individuen, ein Baum im Walde mit kräftigem Wachsthum nimmt dem Nachbar ohne Weiteres Licht und Leben fort, während es wiederum der winzigen Schmarotzerpflanze gelingt, durch tückische Umgarnung selbst des Riesen Herr zu werden. Und im Thierreich, von den einfachen Formen bis zu den höchsten die grausamste Selbstbehauptung des Stärkeren auf Kosten des Schwächeren; im Wasser, in der Luft, auf der Erde, überall zerfleischt der Große den Kleinen, und nicht anders ist es bei dem Menschen, dessen geschriebene und unge-

schriebene Geschichte Raub, Unterdrückung und blutige Handhabung des Rechtes des Stärkeren ist.

Von A bis Z also rücksichtsloser Kampf um die Selbsterhaltung, zumeist in Formen vor sich gehend, für welche ein nicht ganz unempfindliches Gemüth nur die Bezeichnungen „abscheulich, grauenhaft" gebrauchen kann, ist das den Individuen wie den Gemeinschaften von Haus aus innewohnende Lebensprinzip, einzig gemildert in der Gesellschaft auf höherer Kultur befindlicher, sittlichen Grundsätzen gehorchender Menschen! Und wieviel bleibt auch hier noch zu wünschen übrig!

Nicht umsonst sind, in Umlauf gesetzt von der Biologie, die Worte „Kampf um's Dasein" zum alltäglichen Schlagworte geworden, welches überall Verständniß vorfindet, selbst in den Kreisen derer, welche nach wie vor der Führung göttlicher Vorsehung vertrauen. In einer seiner neuesten Reden äußerte sich Fürst Bismarck wie folgt: wenn man überhaupt über die Intentionen der göttlichen Vorsehung nachdenken will, so muß man doch darin (d. h. in dem Ineinanderschieben der Nationalitäten) dasselbe Prinzip erkennen, was sich in der ganzen Natur bethätigt „ohne Kampf kein Leben"; und kurz zuvor hatte er bekannt: ich beuge mich vor den Beschlüssen der göttlichen Vorsehung, ihre Wege sind mir aber oft unverständlich. Beide Aussprüche des großen Mannes sind charakteristisch nicht nur für den Redner selbst, sondern überhaupt für die Art, in welcher sich ein Theil der Gebildeten mit den unleugbaren Thatsachen unter Beiseitestellung des natürlichen Lichts, der menschlichen Intelligenz, abfindet.

Wie aber mit dem, der so leichten Kaufs mit den Thatsachen nicht fertig zu werden vermag? Der sie nüchtern anerkennt, zusammenstellt, und sich aus ihnen ein Gesammtresultat erschließt? Ja, dem, der so thut und thun muß, fallen allerdings bald die gewohnten Begriffe und Anschauungen, er sieht sich in eine anders geartete Welt versetzt, im Kleinen wie im Großen!

Da verschwindet zunächst die Idee des allmächtigen Weltschöpfers, der Kosmos besteht fortan aus an Zahl unendlichen, in stetem Flusse befindlichen (πάντα ῥεῖ), von einer sogenannten mechanischen Kraft, der Gravitation, beherrschten Gebilden — und wie wäre ohne logischen Widerspruch „die Schöpfung" einer Unendlichkeit denkbar? Nein, das Weltall in seiner unaufhörlichen Entwickelung kann nur der Ewigkeit angehören, von Ewigkeit her ist es gewesen und in alle Ewigkeit muß es bestehen.

Des Ferneren wird ihm zur Unmöglichkeit der persönliche, Alles lenkende und in Liebe führende Gott; ihn vermag er nirgends mehr zu entdecken, seine Stelle nimmt ein die absolute Gesetzmäßigkeit, die kausale Nothwendigkeit, welche in allem Geschehen erkennbar ist, in der unbelebten wie in der belebten Natur, die Welt wird ihm ununterbrochen vor sich gehende Entwickelung mit vielleicht immanenten, niemals aber transscendentem theologischem Prinzip. Und wenn der Denkende sich selbst, wie er nicht anders kann, in die unendlichen Entwickelungsreihen der Welt einstellen muß, alsdann werden ihm auch scharfe Schnitte am bisherigen eigenen Ich nicht erspart. Eingereiht wird es als winziges Glied in das unermeßliche Weltgeschehen, muß Theil nehmen an ihm im Werden, Bestehen, Vergehen, Leib und Seele sind nur verschiedene Aeußerungen derselben Substanz und der tröstliche Glaube an das fernere Bestehen der Persönlichkeit in der „unsterblichen Seele" ist nicht mehr weiter aufrecht zu erhalten, denn die Erkenntniß lehrt seelische Aeußerungen *ausnahmslos* in unmittelbarer Verbindung mit körperlichen Zuständen, beide mögen auch von noch so grundverschiedener Qualität sein. Dem bewußten Ich ist somit nur eine kleine Spanne Zeit vergönnt, sich zu bethätigen, und es bedarf sehr der Ueberlegung, wie sie ausnutzen zum eigenen Wohle, wie zum Besten der menschlichen Gesellschaft.

An diesem Punkte nun verliert das unerläßliche Vorstadium der Negation seine Bedeutung, die Erfassung eines Positiven wird zum unabweislichen Bedürfniß. Einzig und allein vermag hier die *Philosophie* einzutreten, denn, wie sie auch beschaffen sein mag, sie liefert neben vielem Anderem auf dem Grunde vernunftgemäßer Betrachtung sowohl eine Weltanschauung wie eine Ethik; sie allein verstattet den Gebildeten, deren Intellekt lauter spricht als Gefühl und Phantasie, — und gerade im häufigen Vorhandensein dieses Verhältnisses liegt ein Wahrzeichen unserer Tage — die so nothwendige Orientirung im Weltall und Stellungnahme zu seinen Erscheinungen.

Man sollte meinen, solches Bestreben verdiene bei denen, welchen ihre innere Beschaffenheit nun einmal verbietet, die alten Wege weiter zu wandeln, nicht Tadel, sondern Lob und Aufmunterung, oder wenigstens die Achtung, welche einer jeden gewissenhaften, ehrlichen Ueberzeugung zukommt, und doch ist man gewöhnt, von entgegengesetzter Seite recht oft geringschätzige oder gar verdammende Urtheile zu vernehmen über Alles, was nicht im Sinne des staat-

licherseits gestützten und für jetzt auch nicht mit Unrecht vertretenen Autoritätsglaubens liegt! Meint man, den heiligen Drang des vernunftbegabten Individuums mit Worten wie „seichter Rationalismus, philosophischer Radikalismus“ niederhalten zu können? Daß dieses Unterfangen alle Zeit ein vergebliches gewesen, beweisen nicht wenige Männer aus alten wie neuen Zeiten, welche, den geistigen Größen der Menschheit angehörend, keine würdigere Verwendung für ihr Genie kannten, als es in den Dienst vernunftgemäßer Weltbetrachtung zu stellen. Und haben diese Weltweisen jemals ihr Wissen und ihr Glauben Andersdenkenden aufgedrängt? Nein, sie haben sich stets suchen und finden lassen, wie auch noch heutigen Tages die sogenannten gebildeten Atheisten fremder Meinung eine ganz andere Rücksichtnahme entgegenbringen, als ihnen selbst gespendet wird.

Doch das ist nun einmal so und wird sich auch sobald nicht ändern, der Philosoph kommt über solche untergeordnete Dinge auch unschwer hinweg, seine Antwort giebt er höchstens durch ein Lächeln.

Das Positive, was der Einzelne in der Philosophie erstrebt, muß naturgemäß recht verschiedenen Inhalts sein, denn es handelt sich hier nicht um eine Offenbarung, die als solche Glauben beansprucht, sondern darum, dem Suchenden eine Ueberzeugung zu verschaffen, welche am meisten seiner geistigen Konstitution, seinem Wissen, Können und Wollen entspricht. Und es trifft sich, daß den verschiedenartigen Bedürfnissen ebenso verschiedene Philosophieen oder philosophische Systeme gegenüberstehen; alle sind als Lösungsversuche des Welträthsels anzusehen und beanspruchen in dieser Eigenschaft in letzter Instanz gleichfalls Glauben, denn die Vernunft schreckt zwar keineswegs davor zurück, ihre Lichtstrahlen auch in die äußerste Finsterniß zu werfen, aber noch liegen zu viele Hindernisse im Wege zur letzten Station, sie muß auf einer früheren Halt machen, die Ergänzung des Fehlenden dem Glauben, nicht dem beliebig zugreifenden, wohl aber dem von den Wahrheiten aller Forschung durchdrungenen und geführten Glauben überlassend.

Die Rezepte, welche Naturheilkünstlerin Philosophie für die von metaphysischen Schmerzen Geplagten in Bereitschaft hält, sind mancherlei Art. Aus den Worten Deismus, Pantheismus, Materialismus, Mechanismus, Monismus, Entwickelungstheorie u. s. w. springt ihre Reichhaltigkeit schon in die Augen. Es liegt nun nicht entfernt in der Aufgabe dieser Zeilen, irgend welche Würdigung der

Philosopheme oder philosophischen Systeme anzustellen, auch das in metaphysicis berechtigte „ignoramus und ignorabimus,“ die Unmöglichkeit, daß jemals für den Menschen das Welträthel eine endgiltige Lösung erfahren könne, braucht hier kaum besonders hervorgehoben zu werden; weder Spekulation, noch Glaube, noch Erfahrung vermögen das, obwohl ein erheblicher praktischer Unterschied zwischen den drei Wegen besteht.

Die Spekulation ist, wo sie ein System aufstellen wollte, in das sie das Weltganze einzureihen vermöchte, noch immer dem Dogma verfallen, subjektiven Voraussetzungen, aus denen auch nur eine subjektive Welt hervorgehen kann; ihr Fundament bleibt unsicher, weil auf Axiomen beruhend, zu deren Annahme keineswegs Jedermann verpflichtet ist. Der Glaube endigt mit einer mystischen Persönlichkeit, sein letztes Prinzip, Gott, entbehrt jeglicher Ausgestaltung, so daß es seinem Wesen nach ewig dunkel bleibt; es setzt sich überdies aller Orten mit der Welt der Erfahrung in Widerspruch, so daß am Ende eine vollkommene Niederschlagung der Ergebnisse der Erkenntniß nöthig ist, um es aufrecht zu erhalten. Die Erfahrung durch Erkenntniß und ihre vernünftige Verwerthung leistet dem Menschen wenigstens das Eine, daß sie ihm über sich und seine Umgebung Klarheit verschafft, soweit die Grenzen des Erkenntnißvermögens dies eben gestatten, und das ist immerhin, wenn auch nicht viel, doch etwas Positives. Mit der erlangten Erkenntniß vermag der Mensch sich einzurichten innerhalb seiner Sphäre und zwar ohne Rücksicht auf außerhalb seiner Welt Angenommenes oder Vermuthetes; nur auf diese Weise gewinnt er einen einigermaßen sicheren Boden, von dem aus er über die Ausgestaltung seines Daseins nachdenken und sich bewüßte Ziele setzen kann.

Soviel über die allgemeine Lage dem Welträthsel gegenüber!

Etwa andere als philosophische Ersatzmittel für den christlichen Glauben der Betrachtung zu unterziehen, kann füglich als nicht zum Zwecke führend unterbleiben. Man könnte ja, von den semitischen Religionen, zu denen das Christenthum ebenfalls gehört, absehend Umschau halten unter den großen arischen Religionen und z. B. dem Buddhismus näher treten, dessen Bekenner noch heutigen Tags an Zahl den Christen gleichkommen. Man würde daselbst viele dem atheistischen Standpunkte außerordentlich sympathische Dinge antreffen, dabei aber doch auch Anschauungen über Leben und Lebensarbeit begegnen, mit denen sich der Europäer schlechterdings nicht

befreunden kann; der Versuch, in der buddhistischen Lehre eine neue Welt- und Lebensauffassung zu gewinnen, müßte also von vornherein ebenso aussichtslos sein, wie die Philosophieen, die im Buddhismus ihre Anlehnung suchten, es nicht zu einer weitere Kreise umfassenden, dauernden und ernsthaften Anerkennung haben bringen können.

Es war hier nur von Belang darauf hinzuweisen, daß der philosophischen Ersatzmittel für Glaubens-Metaphysik nicht so gar wenige vorhanden sind, und es sei hinzugefügt, daß bei sämmtlichen, allerdings in verschiedenen Gradabstufungen, ein gewisser Prozentsatz an Naturphilosophie nachweisbar ist, eine Eigenschaft, welche ihnen von dem hier vertretenen Standpunkte aus sicherlich nicht zum Schaden gereicht.

Nur einem philosophischen Systeme mögen noch einige Worte gewidmet sein, lediglich weil sein Name in unseren Tagen in eine gewisse feste Verbindung mit dem Ausdruck Atheismus gerathen ist, und weil weiter oben den Atheisten der gebildeten Stände das Recht eingeräumt werden mußte, sich gegen diese Verbindung energisch zu verwahren. Es handelt sich um den Materialismus.

Auch bei diesem Worte ist man genöthigt, behufs Vermeidung von Mißverständnissen zunächst eine nähere Bestimmung vorzunehmen.

Der alltägliche Sprachgebrauch versteht unter Materialismus eine Ansicht vom Leben, welche seinen Werth hauptsächlich in dem Streben nach Erlangung materieller Güter und Genußmittel erblickt, der sogenannte Lebensgenuß ist also das Ziel, auf dessen Erreichung alle Anstrengungen gerichtet werden. Um diesen Materialismus von anders geartetem zu unterscheiden, sei ihm die bereits übliche Bezeichnung grober Materialismus auch hier beigelegt.

Verschieden von diesem Sprachgebrauch wird das Wort Materialismus angewendet, um eine wissenschaftliche Theorie, die materialistische Doktrin, zu benennen, und in diesem Sinne ist Niemand berechtigt, mit dem Worte die Vorstellung von etwas Schlechtem oder Unehrenhaftem zu verbinden. Der wissenschaftliche Materialismus ist eben wie jede ander philosophische Theorie ein Versuch, die Welt und das Geschehen in ihr auf ein einheitliches Prinzip zurückzuführen, und wenn er hierzu sich die Materie mit ihren Kräften ausersehen hat, so ist er dafür lediglich vor der wissenschaftlichen Kritik verantwortlich. Schon die altgriechische Philosophie weist eine materialistische Schule auf, es wäre geradezu unverständlich, wenn im Zeitalter der Naturwissenschaft und einer

staunenswerth geförderten Naturkenntniß Niemand es unternommen hätte, das frühere materialistische Gedankengebäude von Neuem und auf erweiterten Grundlagen aufzuführen. Daß die Anfechtbarkeit der materialistischen Doktrin nach verschiedenen Richtungen hin von der Kritik nachgewiesen, das ganze Gebäude als eine Art spekulatives Luftschloß hingestellt werden konnte, zeigt auch nur, daß hier wieder einmal über das Ziel hinausgeschossen worden ist; das Bestreben, solche Lehre zu konstruiren, bleibt demungeachtet berechtigt und zwar um so mehr, als sie eine Verbindung von Physik und Metaphysik anbahnt, die, zur Zeit zwar noch lose, als ferne Möglichkeit doch nur freudig begrüßt werden könnte. Mit ihr erschlösse sich die Aussicht, in metaphysicis das Gebiet des Glaubens allmählich einzuengen, dafür aber dem Wissen breiteren Raum zu gewähren.

Die so beliebte Verbindung Atheismus-Materialismus muß nach Obigem nunmehr in zwei Verbindungen aufgelöst werden, nämlich in Atheismus — grober Materialismus und Atheismus — wissenschaftlicher Materialismus.

Die erste dieser Verbindungen kommt im praktischen Leben häufig vor, die ungebildeten Atheisten verfallen ihr faute de mieux ohne Weiteres, in der Reihe der Gebildeten pflegen ihr hauptsächlich anzugehören Mitglieder der besitzenden oder besser gesagt „viel" besitzenden Klassen, und zwar mit der Besonderheit, daß in diesen Kreisen der grobe Materialismus nicht blos als Gemeingut von atheistisch, sondern ebensowohl von streng kirchlich gesinnten Personen auftritt, hier also gewissermaßen die höhere Kategorie darstellt, der sich Atheismus oder Religionsanhängerschaft unterordnen.

Die zweite Verbindung, Atheismus — wissenschaftlicher Materialismus, ist, wie aus den früheren Ausführungen erhellt, keine nothwendige, sondern allenfalls eine zufällige; ein gebildeter Atheist mag sie als befriedigende Formel annehmen, er braucht es aber nicht, es stehen ihm noch andere philosophische Auswege offen, denn die Gedankenarbeit, welche die Menschheit im Laufe der Jahrhunderte geleistet, ist keineswegs so gering, daß eine vernunftgemäße Anschauung der Dinge schließlich immer der materialistischen Theorie zu Gute kommen müßte. Bereits im Vorstehenden ist die Reichhaltigkeit der philosophischen Litteratur an Systemen und Theorieen erwähnt worden, sie deuten auf die verschiedenen Wege hin, welche rationale Betrachtung dem „großen Geheimniß" gegenüber eingeschlagen hat, und man kann sie allesammt dem Atheismus mit demselben Rechte anhängen wie das Wort Materialismus.

Nachdem nunmehr der Atheismus von der entehrenden Gesellschaft des groben Materialismus befreit worden ist, bleibt zu untersuchen, was er in sich selbst ist und welche Aussichten sich ihm wohl eröffnen.

Von hervorragender Bedeutung für die Werthschätzung des Atheismus wird die Beantwortung der Fragen sein: schließt er höhere ideale Ziele aus? sind sie mit ihm vereinbar? oder verstärkt er vielleicht noch den Trieb des Menschen, sich ihnen zu widmen? Könnte für die letzte Frage eine Bejahung als nothwendig nachgewiesen werden, wobei die Beschränkung auf ethische Ziele als selbstverständlich vorausgesetzt werden muß, dann darf der Atheismus auch nicht mehr als das graue Gespenst angesehen werden, dessen Erscheinen unter den Menschen Furcht und Schrecken verbreitet.

Die Geschichte der Menschheit lehrt nun, daß alle Völker, mit verschiedenen Resultaten und je nach ihrer natürlichen Lage und Begabung, nach höherer Kultur gestrebt haben. Ursprünglich von der Mutter Natur recht stiefmütterlich behandelt, haben die Existenzfrage, der nothwendige Kampf um's Dasein, den Menschen gelehrt, nach Mitteln zu suchen, wie ihn am besten zu bestehen, und er hat überall und jeder Zeit als das wirksamste erfunden die Gesellschaft. Die Gesellschaft also ist die Form, in welcher die Entwickelung des Menschengeschlechts im Ganzen wie im Speziellen vor sich geht, und diese geschichtlich bestätigte Thatsache ist es, die der Atheist zum alleinigen Fundament jeder menschlichen Entwickelungstheorie machen darf und muß. Die irdische gesellschaftliche Grundlage allein liefert aber auch Motive in Hülle und Fülle, um der menschlichen Entwickelung die höchsten Ziele zu stecken.

Für eine menschliche Gesellschaft kann es sich unter solchen Voraussetzungen nur handeln um Erreichung des höchsten Grades irdischer Glückseligkeit des Ganzen wie der Einzelnen; man darf dies zusammenfassen in dem Ausdruck Kultur, denn sie birgt in sich die weitestgehende Förderung des Menschen in materieller, intellektueller und ethischer Hinsicht. Wenn nun dem Atheismus insbesondere der Mangel an ethischem Gehalt vorgehalten zu werden pflegt, so beruht dies nur auf Unkenntniß der Menschennatur. Jede menschliche gesellschaftliche Vereinigung, selbst die von Kannibalen nicht ausgeschlossen, verlangt und besitzt eo ipso sittliche Begriffe, so niedrig sie auch sein mögen, denn ohne irgend welche Beschränkung des Egoismus und die in ihrem Gefolge befindliche Aufstellung der Begriffe von Gut und Böse ist jede Vereinigung

überhaupt unmöglich. Hiermit ist aber auch das Sittengesetz natürlich und nothwendig gegeben, also ganz allein durch die Gesellschaftsform, ohne Beihilfe von außer- oder überirdischen Gewalten, ohne Offenbarungen. Wie die Fortschritte des Menschengeschlechts überhaupt stets von einzelnen Personen getragen worden sind, so haben auch auf sittlichem Gebiete fast bei allen Völkern hervorragend begabte Männer das Sittengesetz mit besonderer Klarheit und Schärfe ausgebildet, ebenso wie bekannt ist, daß sie, um den von ihnen für ihre Volksgenossen als heilsam erkannten sittlichen Vorschriften erhöhtes Ansehen zu geben, häufig die unmittelbare Inspiration eines höheren Wesens vorgaben oder in gutem Glauben auch selbst annahmen. Für den nüchtern Denkenden ist es aber eine größere Freude und ein festerer Stolz zu wissen, daß die auf Erhöhung des Menschen hinzielenden Sittengesetze von ihm selbst hervorgebracht und im Laufe der Zeiten immer mehr vollkommener Gestaltung entgegengeführt worden sind und werden; gerade aus diesem Bewußtsein schöpft er den tröstlichen Glauben, daß allmählich mit Ausbreitung der intellektuellen Kultur unter den Menschenmassen auch ein größerer Gewinn an ethischer Kultur zu verzeichnen sein wird, wie unter den bisherigen Verhältnissen geschehen ist.

Der Atheismus, dem das Wohl der Menschheit alles gilt, führt naturnothwendig nicht nur zum Glauben, sondern auf dem Boden der Erfahrung auch zum berechtigten Glauben an den Genius der Menschheit, an ihre unbeschränkte Entwickelungsfähigkeit zu höheren Daseinsformen, in denen der sittliche Wandel des Individuums nicht ferner auf fremden Geboten beruht, deren Vernachlässigung hier oder im Jenseits mit Strafe bedroht ist, sondern in denen geläuterte Erkenntniß und freie Ueberzeugung den ausschließlichen Maßstab für das Wollen abgeben, dessen Prinzipien dem Wohle der Gesellschaft entnommen sind; mit einem Worte, der Atheismus ist Optimismus.

Welch' pessimistische Grundansichten liegen im Gegensatze zum Atheismus dem christlichen Glauben unter! Hier ist der Mensch nicht allein schlecht aus der Hand seines Schöpfers hervorgegangen, dem Elenden winkt auch keine Hoffnung auf irgend welche Selbstbefreiung; so sehr er auch arbeiten mag, es kann ihm nichts gelingen und von fremdem Belieben, von fremder Gnade hängt es ab, ob ihm Seligkeit zu Theil werden soll oder Verdammniß. Den bedeutendsten Kirchenvätern des Mittelalters nicht weniger wie den Reformatoren ist dieser Pessimismus Ausgangspunkt ihrer Lehren

gewesen, und nur der Merkwürdigkeit halber sei auf einen berühmten, gut kirchlich gesinnten Mann an der Wende von Mittelalter und Neuzeit, den englischen Kanzler Thomas Morus hingedeutet, der in seiner Utopia naiv erklärt, ohne Gott, Unsterblichkeit und Belohnungen bezw. Strafen nach dem Tode für Tugend bezw. Laster sei absolut nicht auszukommen mit den Menschen; ohne diese Dinge müßte man ja nicht bei Verstande sein, wollte man das Vergnügen sich nicht durch alle möglichen Mittel, erlaubte oder verbrecherische, zu verschaffen suchen, Strenge und schwere Tugenden zu üben, sich freiwillig dem Schmerze unterziehen und nach dem Tode nicht die geringste Belohnung für die irdischen Leiden zu hoffen; das sei der Gipfel aller Thorheit. Kann man sich größeren Pessimismus denken, als er hier kundgegeben? Und dabei wird Klage geführt über das erschreckliche wirthschaftliche und sittliche Elend der Zeit, das doch nur unter der Herrschaft der religiösen Dogmen zu Stande gekommen war, welche aber demungeachtet nach wie vor für unerläßlich gehalten werden für die menschliche Gesellschaft!

Freilich wird der Pessimismus im Wechselverhältniß auch erst recht groß gezogen durch den Dogmenglauben. Ist die göttliche Gnade allein im Stande, die schlechte Seele des Menschen zu rehabilitiren, so liegt hierin kein besonderer Sporn zur Erhebung aus eigener Kraft, zum Wenigsten muß die Ueberzeugung von der ursprünglichen Verderbtheit der Menschennatur entmuthigend wirken. Die soziale Geschichte der christlichen Völker beweist auch, daß der Glaube allein die Menschen weder im Ganzen noch im Einzelnen zu dauerndem sittlichen Aufschwunge jemals veranlaßt hat, sonst könnten die sittlichen Fortschritte im Laufe von Jahrtausenden nicht so geringfügig gewesen sein, wie sie in der That sind. Naturam furca expellas, tamen usque recurret — dieser Satz hat gegolten bis zur heutigen Stunde, keine Offenbarung, keine Mystik hat an ihm etwas geändert, kein Lohn, keine Strafe im Jenseits hat noch den Egoismus gezähmt, wo ihm erlaubt war, sich frei zu entfalten, da hat er es gethan — unsere heutigen gesellschaftlichen Zustände erbringen dafür den vollgiltigen Beweis.

Hier vermag nur Wandel zu schaffen die menschliche Gesellschaft selbst, sobald sie die Einsicht und den Willen haben wird, sittlichen Normen überall Achtung zu verschaffen, welche das so nahe liegende allgemeine Wohl bezwecken. Belohnung, Strafe, das sind Motive wirksam bei der Erziehung von Kindern, bei einem in der Erkenntniß aller Dinge fortgeschrittenen Kulturvolke sind aber

die Maximen für Kindererziehung entbehrlich, man würde, wollte man sie beibehalten, bald auf Widerstand stoßen. Und dieser Widerstand macht sich bereits fühlbar, er besteht in dem sich mehrenden Unglauben der gebildeten Stände, in ihrem Atheismus.

Der von der Wurzel an optimistische Atheismus schließt also ideale Ziele nicht nur nicht aus, nein, sie sind mit ihm geradezu eines und dasselbe; seine Bekenner, wollen sie nicht an sich selbst Untreue verüben, müssen ihr Aeußerstes thun zur Förderung der Kultur im edelsten Sinne des Wortes, die Rücksicht auf die Kürze des Einzellebens fordert das gebieterisch, das Dasein kann von ihnen nur dann als werthvoll angesehen werden, wenn demselben eine Bethätigung in dieser Richtung irgendwie beschieden gewesen ist.

Sollte nunmehr vielleicht auch zugegeben werden, daß der Atheismus weder zu niedriger Gesinnung noch zu unedler Lebensführung verpflichtet, so hört man doch nicht selten den Einwurf, der Atheismus leiste dem Individuum zu wenig, er sei keine Stütze dem Schwachen, kein Mahner dem Starken, kein Tröster im Leiden, kein Helfer in der Noth, kein Bereiter sicheren Pfades in Gegenwart und Zukunft. Scheinbar befinden sich die Gegner hier im Rechte, denn es läßt sich nicht bestreiten, daß im Leben Eindrücke der verschiedensten Art unausgesetzt auf das menschliche Gemüth einstürmen und daß es einer erheblichen, verhältnißmäßig nur Wenigen eigenen Stärke des Sinnes bedarf, um nicht bald die Flagge des Lebensmuthes zu streichen. Gewiß ist ein jedes Leben nicht arm an Augenblicken, in denen das Gefühl des Menschen auf das Härteste getroffen wird, und dann mag es zum Troste gereichen, sich befreien zu können von der schwer drückenden Last des Mißgeschicks, denn der Mensch ist im Allgemeinen schwach und anlehnungsbedürftig. Es soll auch nicht bestritten werden, daß solche Hilfsleistungen der atheistischen Weltanschauung nicht unmittelbar zur Verfügung stehen, aber andererseits sei nicht vergessen, daß die Beruhigungsmittel der geoffenbarten Religion in den Augen des Atheisten nur Illusionen sind, denen sich ein Individuum wohl hingeben kann, die aber um nichtsdestoweniger Illusionen bleiben. Der Mensch kennt nur den Gott, den er begreift, seine Gottesvorstellung ist daher besten Falls eine Zusammenstellung aller möglichen menschlichen Idealbegriffe, wie daraus aber eine Persönlichkeit werden soll, ist unerfindlich; das Wesen, um dessen Erhörung der Unglückliche fleht, erhört nicht, weil es nicht erhören kann, hilft

nicht, weil es nicht helfen kann, thut keine Wunder, weil es keine thun kann, der nothwendige Gang der Natur besteht fort trotz Flehen und Bitten, es sei denn, daß menschliche Intelligenz in diesen Gang einzugreifen befähigt wäre, und jede, auch die geringste Ausnahme von der Naturnothwendigkeit ist undenkbar, weil mit ihr die Gesetze des Weltalls zuvor aufgehoben werden müßten.

Die atheistische Weltanschauung vermag also nicht den Anforderungen des Gemüths in derselben Weise gerecht zu werden, wie es das Christenthum seinen Bekennern gegenüber zu können vorgiebt, es fragt sich also, ist erstens das, was das Christenthum bietet, in praxi unbedingt nothwendig, und weiter, fehlt dem Atheismus durchaus jedes Aushilfemittel?

Unter den christlichen Glaubenssätzen nimmt die Unsterblichkeit der Seele einen ganz hervorragenden Rang ein, ohne sie würde das ganze Religionsgebäude in sich zusammenfallen. Der Atheist hingegen verhält sich a priori skeptisch zum Dualismus von Leib und Seele, und wie er sich überhaupt als einfach in das unendliche Naturgeschehen hineingesetzt betrachtet, so weist er auch die Seelenunsterblichkeit als jeglicher Erfahrung widerstreitend von sich. Vom dogmatischen Standpunkte aus gesehen erscheint das zunächst als ein ungeheurer Verlust, die Religionsgeschichte aber beweist, daß der Unsterblichkeitsglaube keineswegs zu den unbedingten Erfordernissen jeder Religion gehört. Es sei hier nochmals des Buddhismus Erwähnung gethan, der, etwa 600 Jahre vor Christus erstanden, bis zur Gegenwart für ungezählte Menschenmilliarden nie bezweifelte Norm im Leben und Sterben gewesen ist. Der Buddhismus kennt keine Unsterblichkeit, eine Fortdauer nach dem Tode weist er gewissermaßen zur Strafe nur denen zu, welche es nicht verstanden haben, sich auf Erden zur Vollkommenheit hindurchzuarbeiten, nur diesen soll in fortgesetzter persönlicher Existenz Gelegenheit geboten werden, das Versäumte nachzuholen, während den schon hier Vollendeten der Vorzug wird, mit dem Tode, der Fesseln der Persönlichkeit ledig, in der Harmonie des Weltalls aufzugehen.

Wenn nichts Anderes, so dürfte durch Vorstehendes wenigstens so viel erwiesen sein, daß der christliche Himmel im Allgemeinen kein absolut nothwendiges Requisit für den Menschen ist, sonst würden die Buddhisten — unter ihnen giebt es auch hochgebildete Leute — sich längst nach ihm umgesehen haben und nicht auch noch heutigen Tags ihren Glauben für den besseren und be-

gehrenswertheren halten. Der gebildete europäische Atheist befindet sich also, indem er die Seelenfortdauer dahingestellt sein läßt, in ähnlicher Lage wie der gebildete Buddhist, er nimmt den Verzicht als eine Nothwendigkeit hin, der er sich zu fügen hat und ist bestrebt, während seiner Lebenszeit nach Kräften die Ideale, welche seine Weltanschauung ihm aufdrängt, an der eigenen Person wie am Gesellschaftskörper zu verwirklichen und der folgenden Generation getreulich zu überliefern.

Stellt man sich nun einmal vor, die hohen ethischen Anforderungen, welche im Wesen des Atheismus liegen, wären allmählich der Gesellschaft wirklich in Fleisch und Blut übergegangen und hätten also auch in dem Verhältniß der Individuen zu einander ihren Ausdruck erhalten, so würde die Nächstenliebe nicht allein in Religionsbüchern und von Kanzeln herab gepredigt werden, sondern der Hauptgegenstand des praktischen Handelns sein. Dem vom Unglück Getroffenen würden alsdann seine Mitbürger ohne Weiteres beispringen, den Schaden wo es angängig gut machen, oder wo das nicht möglich, wo der Verlust ein innerlich schwer empfundener ist, ihm doch durch die Bezeugung aufrichtiger Liebe und Theilnahme Trost zu spenden versuchen. In Herzenstrübsal Verständniß seiner eigenen Lage zu finden, ist Schmerzlinderung, das Bewußtsein, weitgehender liebender Theilnahme zu begegnen, vermag den Schmerz zwar nicht zu ertödten, aber mit Hülfe der ausgleichenden Zeit bahnt es in der Mehrzahl der Fälle eine Versöhnung mit dem Schicksal an. Ein Mehreres kann dem Atheisten nicht geboten werden, er kann auch damit zufrieden sein, die Erfahrung lehrt überdies, daß auch bei tiefer empfindenden gläubigen Seelen der religiöse Trost keineswegs Wunder wirkt, daß auch bei ihnen erst die Zeit die erhaltenen schmerzlichen Eindrücke ausgeglichen haben muß, bevor die Verheißungen der Religion im Bewußtsein wieder aufleben und wirken können. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, das ist die höchste praktische Anforderung des Christenthums an seine Bekenner, nicht anders lautet das oberste Sittengesetz des Atheismus, auf welchem die ganze Wirklichkeit in Familie, Gemeinde, Staat und Gesellschaft aufgebaut werden muß.

Wenn im Verlaufe dieser Erörterungen die Verbindung des Atheismus mit dem Materialismus erst eingeschränkt und dann überhaupt, so weit sie den groben Materialismus betraf, als irrthümlich gekennzeichnet werden mußte, so fehlt es auch nicht an

weiteren Vorwürfen und Beschuldigungen, die auf das Konto der Atheisten gesetzt zu werden pflegen. Es liegt nicht in der Aufgabe dieser Zeilen, allen diesen Dingen nachzugehen und sie aus dem Dämmerlicht unklaren Meinens hervorzuziehen an den Sonnenschein vernünftiger Betrachtung, nur eines der gewöhnlichsten Irrthümer über das Wesen des Atheismus soll hier noch kurz gedacht werden.

Bei dem so gründlich durchwühlten Gesellschaftsmeere der Gegenwart ist es nicht zu verwundern, daß die verschiedenartigen Wellen vielfach durcheinander gerathen und die Gesammtoberfläche dem Beschauer das Bild wirrer Unordnung darbietet. Das ist nicht nur ein Schein, sondern baare Wirklichkeit. Man braucht blos, um sich dessen zu vergewissern, einen Blick zu gönnen den Regierenden, den Schaaren der Gesetzgeber und den durch zahllose Einzelinteressen vielgespaltenen bürgerlichen Kreisen — überall tiefgehende Meinungsdifferenzen über dieselbe Sache, so daß die Entscheidung, wo die Wahrheit liege, oft recht schwierig ist; in der weitgehenden Begriffsverwirrung wird versucht, die eigene Sache mit allen möglichen nicht zur Sache gehörigen Dingen zu fördern, die des Gegners durch willkürliche Erfindungen zu schädigen.

Daß auch der Atheismus unter diesen Verhältnissen zu leiden hat, ist selbstverständlich; man behauptet z. B. dreist, er führe naturgemäß zum Radikalismus, ohne weder über den Einen noch den Anderen irgendwie nachgedacht zu haben. Würde man das thun, so würde sich ergeben, daß der Atheismus radikal ist nur in einer Beziehung, in seinem Gegensatz zum Theismus, man würde ihm also höchstens religiösen Radikalismus vorwerfen dürfen; daß politischer und sozialer Radikalismus aber ein ganz anderes Ding ist als religiöser, das wird gar nicht erst erwogen und dem Atheismus kurzweg der Radikalismus als solcher angehängt.

Geht man der Sache nun weiter nach, so stellt sich heraus, daß der Atheist irgend welche Welterklärungstheorie zu seinem geistigen Eigenthum gemacht hat, weiter vorläufig nichts — metaphysische Theorieen bestehen aber für sich und haben mit Politik nicht das Mindeste zu thun; als allgemeinste praktische Folge ergiebt sich alsdann, daß er gebunden ist, seinem und seiner Mitbürger irdischem Wohle auf das Aeußerste zu dienen.

Ueber die Wege, welche zu diesem Zwecke einzuschlagen, hat er vollkommen freie Verfügung, er wird hierbei auch durch garnichts präjudizirt; er mag in liberalem Fahrwasser fahren oder in konser-

vativem, jedenfalls hat das mit seiner Weltanschauung nichts zu thun. Nur einigen Dingen ist der Atheist nothwendigerweise abhold, wie z. B. dem widernatürlichen sozialdemokratischen Kosmopolitismus, und der gewaltsamen Veränderung, der Revolution, denn sie ist ein Eingriff in den Gang der natürlichen Entwickelung und kann als solcher lediglich Schaden anrichten. Also besonnener Fortschritt auf geschichtlichem Boden lautet das politische und soziale Bekenntniß des Atheismus, und es verschlägt wenig, ob es auf Grund von liberaler oder konservativer Doktrin oder mit beiden zusammen durchgeführt wird. Was soll man nun dazu sagen, wenn man ernst gemeinte Sätze liest wie den folgenden: „Die konservative Weltanschauung ist die Vorbedingung des deutschen Nationalstaats?“ Es bleibt ungewiß, ob man mehr staunen soll über die Anmaßung, welche solchen Ausspruch thun läßt, oder über die Voreingenommenheit und Kritiklosigkeit, welche hier mit einem unklaren Begriffe ganz unverantwortlich hantiren.

Wenn der Atheismus nun in der That nicht das böse Prinzip ist, als welches er in der Welt gilt, wenn er, wie ja auch von Seiten der Gegner mit Bedauern zugestanden wird, zwar nicht gerade unter den Edelsten der Nation, wohl aber in den Reihen der Klügsten und Besten vielen Anklang gefunden hat, so verlohnt es sich schon, auch einmal die Frage aufzuwerfen, welche Aussichten er wohl in der menschlichen Gesellschaft hat?

Vor dem Versuche, die Antwort zu finden, muß einschränkender Weise hier noch gesagt werden, daß der Atheismus der Massen überhaupt nicht für berechtigt angesehen werden kann, in die beabsichtigte Betrachtung einbezogen zu werden. Dieser pure wirthschaftliche Atheismus hat entweder gar keine Ziele oder strebt den Umsturz der gesammten Gesellschaftsverhältnisse an, ist demnach direkt kulturfeindlich und in dieser Eigenschaft überhaupt nicht existenzberechtigt. Wenn er trotzdem von Staat und Gesellschaft allgemeiner und eingehender Beachtung gewürdigt wird, so liegt dies eben an seiner Kulturfeindlichkeit und an seinem massenhaften Auftreten, Dinge, deren Bedrohlichkeit aber doch nicht so erheblich ist, wie sie auf den ersten Augenblick erscheint. Selbst den Fall angenommen, daß es in der That zu einem bewaffneten Aufstandsversuch käme, — was indessen noch keineswegs sicher — so müßte dieser Versuch immer mißlingen, so lange die Regierungsgewalt sich ihrer großen Machtmittel bewußt und sie zu gebrauchen entschlossen bleibt; daß

dies aber auf absehbare Zeit der Fall sein wird, darf wenigstens für Deutschland als feststehend gelten.

Mit der Ausbreitung großer Leben- und Welt-umspannenden Ideen ist es eine eigene Sache, aus der Geschichte läßt sich eine für derartige Vorgänge giltige Regel nicht destilliren, weil die begleitenden Umstände immer allzu verschiedenartig gewesen sind. Immerhin wird es nicht nutzlos sein, sich das Großwerden des Christenthums vor Augen zu halten, um mutatis mutandis eine Vorstellung von der Möglichkeit der Ausbreitung des Atheismus zu gewinnen.

Bekanntlich hat es annähernd dreier Jahrhunderte bedurft, um das Christenthum von den ersten Anfängen an den Weg bis zur Staatsreligion durchlaufen zu lassen. Mancherlei Hindernisse lagen auf diesem Wege. Von vornherein war die demokratische Gemeindeverfassung der Bekenner ein Widerspruch gegen die bestehende Gesellschaftsordnung, und der nothwendige Ausgleich konnte nicht in kurzer Frist erfolgen. Revolutionäre Ideen lagen zwar nicht direkt in der christlichen Lehre, aber es waren Dinge vorhanden, welche sich als Folge des neuen Glaubens von selbst ergaben, wie z. B. die Weigerung, in den Tempeln der Götter zu opfern, — das Alterthum kannte nur Staatsreligionen — und noch mehr der Widerstand gegen die in Gebrauch gekommene Vergötterung der römischen Imperatoren, welche es verständlich erscheinen lassen, daß die damaligen Machthaber und regierenden Klassen den Christen die Absicht sozialen Umsturzes zutrauten, wovon Zeugniß ablegen die zahlreichen und grausamen Christenverfolgungen. Nicht wenig wurde der bestehende Verdacht verstärkt dadurch daß die neue Lehre sich von unten ausbreitete, also gegen die besitzenden und führenden Stände gerichtet erschien. Dies Alles verlangsamte zwar erheblich die Fortschritte der neuen Ideen, vermochte aber doch nicht sie aufzuhalten, weil sie der zu römischer Kaiserzeit unter dem Drucke ungeheuren sozialen Elends stöhnenden Menschheit die damals allein mögliche Linderung und Befreiung versprachen. Allmählich fanden sie auch Eingang bei den Mitgliedern der bevorrechteten Klassen, aber erst als diese in überwiegender Mehrzahl der neuen Lehre und Weltanschauung gewonnen waren, erst dann war der christlichen Religion der revolutionäre Charakter von selbst genommen, und die offizielle Anerkennung war nur mehr ein formaler Akt nachträglicher Sanktionirung.

Zuvörderst ergeben sich nun aus dem Vergleiche zwischen Christenthum und Atheismus allerdings erhebliche Unterschiede. Das Christenthum trat von Anfang an mit einer bestimmten von einer Persönlichkeit ausgehenden Lehre auf — der Atheismus verfügt über keine Lehre, das Allgemeine in ihm ist, wie früher gezeigt worden, nur negativ, die Verneinung der bisherigen Anschauungen, während bestimmte metaphysische Satzungen aus ihm nicht hergeleitet werden können. Das Christenthum wandte sich vermöge seines Inhalts vorzugsweise an die Armen, an die Mitglieder der unteren, größtentheils aller Menschenrechte beraubten Gesellschaftsklassen der alten Welt — der Atheismus als Ergebniß fortgeschrittener naturwissenschaftlicher Erkenntniß ist Eigenthum von Gelehrten und in Bildung hochstehender Kreise. Seine Ausbreitung erfolgt aus diesem Grunde auch gegensätzlich zum Christenthume von oben her, und wenn seine Abart, der Massenatheismus, nicht in langsamer Entwickelung, sondern sprungweise sich in den breiten Volksschichten festgesetzt hat, so ist er selbst nicht dafür verantwortlich, wohl aber die in den höheren und besitzenden Klassen befindliche Mehrzahl der Anhänger des Christenthums, welche durch unterlassene Bethätigung praktischer christlicher Liebe die weitgehende Unzufriedenheit des Volkes mit verschuldet haben. Christi Aeußerungen über den Reichthum lassen erkennen, wie sehr in diesem Hauptpunkte seine Lehren bei seinen Bekennern nur leere Worte geblieben sind, andernfalls hätten sich die gesellschaftlichen Zustände in allen Kulturstaaten der Gegenwart nicht so sehr bedenklich zuspitzen können.

Der Atheismus, wie er hier verstanden wird, stellt also einen in den oberen Schichten der Kulturmenschheit vor sich gehenden naturgemäßen Zersetzungsprozeß dar, denn so lange Kulturvölker bestehen werden, wird auch wissenschaftliche Forschung sein, und so lange diese betrieben wird, werden durch das Zusammenwirken von Thatsachen und Schlüssen immer neue Daten geschaffen werden, welche das Vorhandensein einer an sich und in sich bestehenden ausnahmelosen Weltordnung wahrscheinlich machen. Der Zersetzungsprozeß nun wird seine langsame Arbeit thun, und erst wenn er auf dem Punkte angelangt, daß die große Mehrzahl der Gebildeten ihm unterlegen ist, erst dann wird sich zeigen, ähnlich wie beim Christenthum, daß der Atheismus auch regierungsfähig sein kann; der Fall ist noch nicht verzeichnet, daß die Masse einer

Nation auf die Dauer den von den Gebildeten ausgehenden geistigen Strömungen sich entzogen hätte.

Freilich die Regierungsfähigkeit setzt voraus, daß die gebildeten Bekenner des Atheismus mittlerweile auch seine ethischen Konsequenzen gezogen haben und gewillt sind, diese mit eigener Aufopferung ins praktische Leben zu übersetzen. „Thörichte Voraussetzung das“ wird man vielleicht erwidern, und es ist zugegeben, sie wäre es auch, wenn nicht besondere im Wesen atheistischer Weltanschauung liegende Gründe für ihr Eintreffen sprächen; sie sind früher erörtert worden, sie verbinden schon jetzt den Einzelnen und werden geradezu zwingend werden, sobald die atheistische Gemeinschaft den gesammten Erkenntnißschatz einer Nation in sich aufgenommen haben wird. Dabei wird, um jeder Ueberschwänglichkeit fern zu bleiben, zum Mindesten so viel Intelligenz zum Vorschein kommen, um die Ueberzeugung zu verallgemeinern, daß mit der praktischen Durchführung ethischer Ideale der Atheismus vor seiner Existenzfrage steht; ein Ausweichen in's Jenseits, wie es dem Christenthum möglich, geht nicht an, es gilt, entweder der Mehrzahl der Volksmassen ein befriedigendes materielles und geistiges Dasein zu gewähren oder abzudanken. Hier ist also geradezu Nöthigung vorhanden und sie wird der menschlichen Schwäche zu Hülfe kommen da, wo der Wille durch den Intellekt nicht genügend beeinflußt sein sollte. Es wäre voreilig aus den Verhältnissen der Gegenwart etwa einen gegentheiligen Schluß zu ziehen, denn wir leben in einer Uebergangsperiode, jederzeit reich an Unklarheiten und Halbheiten; auf der einen Seite staatliche und kirchliche Autoritäten als Stützen des alten Glaubens, auf der anderen Seite vereinzelte, noch durch kein gemeinsames Band geeinte Anhänger eines auf keinerlei wie auch geartetes Bekenntniß verpflichtenden Zukunftsglaubens — wie wäre da schon einheitliches Meinen und Handeln möglich! Es wird aber kommen mit der Verbreitung des Atheismus; mit den alsdann unvermeidlichen vielfachen persönlichen Berührungen der Atheisten müssen sich von selbst die Ziele klären und gemeinsames Handeln wird zur Nothwendigkeit. Unterstützt werden wird die Bewegung durch die sich immer mehr in der Volksmasse ausbreitende Intelligenz, welche durch keine feindliche Macht aufzuhalten ist, dafür bürgen alle unsere Einrichtungen zu Gunsten materieller wie geistiger Verkehrsfreiheit.

Endlich auch leistet ein Theil der christlichen Kirche unbewußt und wider Willen werthvolle Vorarbeit für den Atheismus — der

Protestantismus. Will er nicht in Mystik erstarren, wie der Katholizismus, so muß er sich eine Verbindung der Erkenntnisse der Naturwissenschaft mit der Religion angelegen sein lassen. In nicht zu unterschätzenden Anfängen liegen die Versuche hierzu auch bereits vor, die Fortsetzung ist ebenfalls unvermeidlich und so muß nothwendig eine allmähliche Ausscheidung des sogenannten Uebernatürlichen aus der Religion erfolgen, hiermit zugleich aber wird die Ethik das Hauptmoment des Glaubens und die Verbindung mit dem Atheismus ist hergestellt. Bei Gelegenheit der Eröffnung einer Sitzungsperiode des preußischen Landtags ließ sich in seiner Festpredigt ein preußischer Konsistorialrath u. A. folgendermaßen vernehmen: „Jede Zeit hat eine besondere Seite, nach der hin sich die Gotteskraft des Evangeliums offenbarend beweisen soll, und die Noth unserer Zeit weist nach einer anderen Seite (als der der Glaubenskraft); liegt noch heute im Evangelium von Christo befreiende und erlösende Gotteskraft, so muß es vor Allem als eine Macht neuer Liebe sich offenbaren. In der Macht dieser Liebe liegt auch heute der Sieg; wo sie ist, sind zwar die Fragen an sich noch nicht gelöst, aber sie haben ihre Schärfe, ihre Gefahr verloren. Wer Kräfte verbindender Liebe in die zerrissene Welt von heute trägt, der hält, heilt, rettet. Man hat Theorieen aufgestellt über den Antheil der Kirche an der Lösung der sozialen Nöthe der Zeit, die Kirche trägt ihren Antheil hinzu, welche Kräfte der Liebe in die Herzen hineinträgt.“ Ist das nicht dem zukünftigen atheistischen Prediger beinahe aus dem Munde gesprochen?

Im Verlaufe dieser Erörterungen war die Ansicht geäußert, der gemeine Mann sehe das Sittengesetz ohne Verkündigung durch eine höhere Autorität nicht leicht für bindend an, man wäre also vielleicht berechtigt, hieraus für kommende Zeiten auf besondere Schwierigkeiten zu schließen, die sich bei Ertheilung ethischen Unterrichts an die Jugend herausstellen würden. Es kann aber angenommen werden, daß, wenn die Zeit da sein wird, solchen Unterricht zu gewähren und die jetzt für ihn mit Hindernissen bedeckten Wege werden frei geworden sein, daß dann die Pädagogik sich vor keiner unlösbaren Aufgabe befinden wird. Die Kindesseele ist eine unbeschriebene Tafel, aufnahmebereit ebensowohl für eine christliche wie für eine atheistische Sittenlehre, und die Erfahrung zeigt, daß dem Verständniß von Kindern durch zweckmäßige pädagogische Maßregeln beigebrachte und eindringlichst eingeschärfte Lehren auch

außerordentlich fest zu sitzen pflegen. Wenn alsdann, wie nicht anders zu erwarten, eine weitere unausgesetzte Ueberwachung der Jugend in Bezug auf ihr sittliches Verhalten hinzukommt, so ist anzunehmen, daß die ethischen Grundsätze der Menschen nicht mehr so leicht im Ansturme des Lebens Schiffbruch erleiden, sondern sich als wirkich führende und leitende Mächte erweisen werden.

Ob durch das Vorstehende nun jeder Leser überzeugt oder befriedigt sein wird, muß billig bezweifelt werden; es genügt auch, daß die dem Verfasser dieser Zeilen in ihren Anschauungen nahe stehenden Leser sich durch dieselben sympathisch berührt fühlen, vielleicht auch eine geringe Erweiterung der Gründe ihrer Ueberzeugung zu eigenem Nutz und Frommen davontragen. Der Vielseitigkeit der Menschennatur läßt sich aber in keiner Weise gerecht werden, ihre herrschenden Kräfte, Vernunft und Empfindung, stoßen sich gegenseitig, wo die eine befriedigt wird, kommt die andere zu kurz -- jedoch das Zeitalter der Vernunft nähert sich, langsam zwar, aber unaufhaltsam, und dem Atheismus ist es beschieden, den Bau, welchen die geoffenbarte Religion nicht hat unter Dach bringen können, die Herstellung möglichst allgemeinen menschlichen Glücks, ausschließlich mit den Hilfsmitteln freier Vernunft zu unternehmen und durchzuführen.

Henrik Ibsen.

Von

Philip H. Wicksteed.

Aus dem Englischen

von

C. B.

Einleitung.

Die nachfolgenden Betrachtungen wollen die Aufmerksamkeit vornehmlich auf die unter uns weniger bekannten Ibsenschen Werke richten, um eine sachlichere, weitherzigere Beurtheilung seines Schaffens anzubahnen.

Jede Kontroverse ist einer fruchtbringenden Würdigung hinderlich, und jeder unbedingte „Kultus" gleich verdrießlich für Anhänger und Widersacher. Leidenschaftslose Beurtheiler suchen gewaltsames und unnatürliches Polemisiren zu vermeiden, das sich fast wie eine unabweisliche Nothwendigkeit allem gegenüber breit macht, das wir nicht gewohnt sind. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo wir Ibsen bewundern dürfen ohne uns in Positur zu werfen, und ihm, wenn wir uns Nichts aus ihm machen, vorübergehen können, ohne eine Grimasse zu schneiden. In der Hoffnung hierzu beitragen zu können, wende ich mich besonders, wenn auch nicht ausschließlich, an die große Menge derer, die in Ibsen nichts Besonderes, nichts Bewundernswerthes finden, trotzdem aber seine Verehrer nicht als Opfer kapriziöser Leichtfertigkeit oder krankhafter Hinneigung zu verabscheuungswürdigen Dingen betrachten.

Ich möchte Niemanden veranlassen, Ibsen zu lesen, der ihn nicht mag. Ich will froh sein, wenn ich aufrichtigen Lesern, die

sich nicht zu ihm hingezogen fühlen, in gewissem Maße verständlich machen kann, was andre an ihm haben.

Erster Abschnitt.

Gedichte.

Ibsen ist ein Dichter. Seine Anhänger behaupten, er sei noch viel mehr, wollen das aber aus Werken beweisen, aus denen Andre nur weniger herauslesen können. Ich will zufrieden sein, wenn es mir gelingt, klar zu stellen, worauf Ibsens Anspruch, ein Dichter zu sein, beruht, und auf das hinzuweisen, was in seinen frühesten Gedichten vielleicht einen Schlüssel darbietet für seine späteren Werke.

Ich wende mich gleich zu Ibsens frühen „Bauplänen“.*)

Ich kann mich noch entsinnen, als wenn es heut geschah,
Wie ich gedruckt im Blatte mein erst Gedicht einst sah.
Ich saß im Stübchen abends, von bläulichem Dampf umhüllt.
Und rauchte selig träumend von stiller Lust erfüllt.

„Im ganzen Norden strahle mein neues Wolkenschloß;
Der eine der beiden Flügel sei klein, der andre groß.
Und während in dem großen ein unsterblicher Skalde thront,
So sei von einem Mägdlein der Kleinere bewohnt.“

Mir schien der Plan gar herrlich, voll Harmonie erdacht;
Doch wurde manche Störung nachher darein gebracht.
Der Meister ward verständig, der Bau ein tolles Spiel:
Zu klein der große Flügel, der kleinere verfiel.

Viele seiner Gedichte sind selbsterlebt, und wir dürfen aus diesen Zeilen, deren verschiedene Personen schon an sich eine Geschichte entfalten, getrost den zusammengedrängten Inhalt seiner Dichterlaufbahn herauslesen. In den Tagen, als der junge Apotheker die Mängel seiner Jugendbildung zu ergänzen strebte und sich seiner poetischen Veranlagung, die nach Ausdruck und Anerkennung rang, bewußt wurde, faßte er den Dichterberuf wahrscheinlich ähnlich auf wie andere Menschen. Balladenhafte, romantische Vorstellungen lagen gleichsam in der Luft und „des Fräuleins Kemenate“ bildete den nothwendigen Ausweis eines aufstrebenden Dichters. Aber schon machten sich originale Elemente in seinen Ideen bemerkbar, und als er zu voller Höhe ausgewachsen war, boten ihm die traditionellen Motive und Stoffe der Poesie

*) Die metrischen Uebersetzungen sind von H. Haumann und L. Passarge.

nicht genug Spielraum. Er erkannte, daß „die Poesie der Liebe“ in seinen reiferen und ernsteren Werken keinen Raum beanspruchen könne: „Zu klein der große Flügel, der kleinere verfiel“.

Brandes, der dänische Kritiker, bestätigt nur das Selbstzeugniß dieser Verse, wenn er sagt, daß in dem Lebenskampf Ibsen irgend einmal der lyrische Pegasus unter dem Leibe erschossen worden sei. Halten wir einen Augenblick Umschau unter den Ruinen des „kleinen Flügels“. Hat der Huf des Pegasus den Boden berührt, und ist ihm irgendwo ein Musenquell entsprungen?

Verschwunden.

Wir folgten den späten
Gästen zur Pforte;
Nachtwinde verwehten
Die Abschiedsworte.

Wie öde wieder
Die Hallen lauschten,
Wo süße Lieder
Mich eben berauschten!

In Nacht verglommen
Festhelle Stunden;
Als Gast gekommen —
Ist sie verschwunden.

Oder lesen wir die Verse die „eine Wasserlilie“ begleiten:

„Sieh mein Liebling, ich bringe dir die Blume mit weißen Schwingen. Ein Kind des Frühlings, fluthete sie traumverloren auf den stillen Wassern die sie geboren. Willst du ihr die Heimath ersetzen, dann lege sie an deine Brust mein Liebling, damit eine tiefe, lautlose Woge ihre Blüthen schwelle. Kind, hüte dich vor dem Bergstrom. Es ist gefährlich da zu träumen. Der Wasserneck scheint eingeschlafen und die Lilien tanzen auf den Wellen. Kind, dein Busen ist der Bergstrom. Hüte dich vor deinen Träumen. Auf den Wellen tanzen die Lilien, und der Neck thut als schliefe er“.

Eine leichtere Tonart schlägt „eine Vogelweise“ an:

„Auf und nieder den Baumgang wandelten wir an einem Maientag. Die verbotene Stelle lag vor uns, bezaubernd wie ein Räthsel. Der Westwind seufzte in den Zweigen und der Himmel war blau. In der Linde sang die Vogelmutter ihren Jungen ein Lied:

Ich malte Dichterbilder
Und sparte die Farbe nicht;
Zwei braune Augen lauschten
Und glänzten hell und licht.

Doch über unsern Köpfen klangs
Wie Lachen ungefähr; —
Wir schieden von einander
Und sahn uns niemals mehr.

Wenn ich nun einsam wandle
In schattiger Allee,
So macht das kleine Federvolk
Dem Herzen doppelt Weh.

Frau Sperling hat gemerkt sich, was
Wir uns gesagt zuletzt,
Und eine Weise gedichtet
Und in Musik gesetzt.

Nun singt ein jeder Vogelmund
Auf seiner Lindenhöh
Von unsrem Maiengange.
In schattiger Allee.

Ungefähr gleichzeitig mit diesem Gedicht ist „das Fest auf Solhaug" entstanden; das heiterste im Ton, das glücklichste in der Lösung von allen Ibsenschen Dramen. Ich theile ein Lied daraus mit, um nicht das einzige lichte Bildniß aus Ibsens Galerie zu übergehen:

Ich wandelte sinnend allein auf der Halde,
Da zwitscherten ringsum die Vöglein im Walde.
So hell erscholl ihr lustiges Lied:
Hör an wie die Liebe im Herzen erblüht!
Sie wächst wie die Eiche wohl jahrelang,
Sie nährt sich von Sorge, von Traum und Gesang. —
Sie keimet geschwind: in der flüchtigsten Stund'
Fasset sie Wurzel im Herzensgrund.

Diese Beispiele genügen für Ibsens Liebeslieder. Aber eine herrliche Ballade hat ihn durch ganz Skandinavien hin berühmt gemacht, und sich der Einbildungskraft des Volkes bemächtigt, das seine charakteristischeren Werke ungelesen ließ.

Terje Wigen, ein norwegischer Matrose, hat nach wildem Wanderleben geheirathet, und findet in den Banden eines geordneten Lebens die höchste Glückseligkeit als ihn eine kleine Tochter aus ihrer Wiege anlacht. Da bringt der Krieg sein Dorf in große Noth. Die britische Flotte schneidet alle Zufuhr von außen ab, und die Ernte daheim mißräth. Da faßt Terje den verzweifelten Entschluß in einem offenen Boot nach Dänemark hinüberzurudern, um Nahrung für Weib und Kind aufzutreiben. Bei seiner Rückkehr, dicht bei der Heimath, erblickt ihn ein englisches Kriegsschiff, setzt ein Boot aus mit fünfzehn Mann, das ihn verfolgt. Er

rudert bis das Blut ihm unter den Nägeln hervorquillt, um über eine zwei Fuß unter dem Wasser liegende Klippe zu gleiten, auf der das schwerere Boot seiner Verfolger zerschellen muß. Aber als er die Stelle erreicht, kommen die Engländer heran; ein junger Offizier erhebt das Ruder und schlägt ein Loch in Terjes Boot. Seine drei kostbaren Fässer mit Gerste sind verloren. Er wird zu der unbeschreiblichen Freude des jungen Engländers zum Gefangenen gemacht, der sich über Terjes ausländische Versuche, seine Freilassung und das Leben der Seinigen zu erlangen, lustig macht und ihn im Triumph auf das Kriegsschiff führt. Jahre vergehen, ehe der Friede Terje aus der Gefangenschaft erlöst, und als er heimkehrt, muß er erfahren, daß seine Frau „als ihr Mann sie verlassen hatte", gestorben war; ebenso das Kind, und daß ihnen ein Armeleutebegräbniß geworden.

Seitdem ist Terje, dessen Haare die Qual gebleicht, der das Haupt wie aus Scham gebeugt trägt, der waghalsigste und geschickteste aller Lootsen. In einer Sturmnacht ruft ihn eine gefährdete englische Yacht zu Hilfe. Bemüht, sie klar zu machen, erblickt er den Lord und die Lady mit ihrem schönen Kinde. Da läßt er die Yacht fahren, erklärt sie gehorche dem Steuer nicht mehr, wirft sich mit den Dreien in ein Boot und rudert in stilleres Gewässer. Da richtet er sich hoch auf, ergreift ein Ruder, schlägt ein Loch in den Boden des Bootes und nun stehen sie Alle zwei Fuß tief im Wasser, weitab vom Lande.

Da rief der Lord: „Keine Bank! — Es droht
Der Grund, der sich schwankend bewegt!"
Doch lächelt der Lootse: „Es hat keine Noth! —
Ein mit drei Tonnen Gerste gesunkenes Boot
Ist die Klippe welche uns trägt."
Wie ein Blitz durchzuckt die Erinnerung
Das Antlitz des Herren mit Schreck;
Den Matrosen erkennt er, der kräftig und jung
Unter Thränen kniet auf dem Deck.
Da schrie Terje Wigen: „Du schätztest gering
Mein Alles, das Du mir geraubt!
Jetzt folge ich nur der Vergeltuug Wink" — —
Da beugte der stolze Edeling
Vor dem Lootsen Knie und Haupt.
Doch Terje, gestützt auf des Ruders Schaft,
Stand schlank, wie als Jüngling er war;
Es brannte der Augen unbändige Kraft,
Es flutet im Winde sein Haar.
„Du fuhrst auf der großen Korvette gemach,
Ich rudert im winzigen Boot,

Für die Meinen mich mühend, zum Tode schwach: —
Du nahmest ihr Brot und vergaltest voll Schmach
Meine bitteren Thränen mit Spott.
Deine reiche Lady, wie Frühling zart,
Hat Hände wie Seide so fein, —
Die Hand meines Weibes war grob und hart,
Doch sie war dennoch ja mein.
Dein Mädchen hat Goldhaar und Augen blau,
Wie ein liebliches Herrgottskind;
Doch meins war unscheinbar, wie meine Frau,
Und — leider Gottes! — mager und grau,
Wie Kinder der Armen meist sind.
Sieh, das war mein Reichthum auf dieser Erd',
Das einzige Kleinod für mich.
Das schien mir ein Schatz so groß und werth,
Doch wenig wog es für Dich. —
Jetzt aber hat Dich die Vergeltung erreicht:
Dein harret ein Augenblick,
Der die langen Jahre der Qual ausgleicht,
Die mein Haupt gebeugt, mein Haar gebleicht,
Da im Grunde versank mein Glück!"
Da schwang er das Kind und umfaßte mit
Seiner Linken der Lady Leib:
„Zurück, Mylord! Ein einziger Schritt, —
Und es kostet Dich Kind und Weib!"
Aufsprang der Britte zum Kampf aufs Neu
Doch matt war sein Arm und weich;
Sein Athem brannte, sein Auge war scheu, —
Und als diese einzige Nacht vorbei,
Da sah man sein Haar schon bleich.
Doch Terje — still wogenden Busens stand
Er, die Stirne friedlich und klar.
Voll Ehrfurcht küßt er dem Kinde die Hand
Und reicht es den Eltern dar.
Er athmete auf wie nach Kerkerzwang,
Die Stimme klang fest aus der Brust:
Nun ist Terje er selbst, — Dem Himmel sei Dank! —
Mein Blut war ein steinigter Strom bislang;
Ich mußte mich rächen, ich mußt'!
Die langen Jahre in Kerkersqualm,
Die machten mein Herze wund.
Dann lag ich geduckt wie des Berges Halm
Und sah in den gräßlichen Schlund.
Doch nun sind wir quitt, es kam die Zeit;
Dein Schuldner betrog Dich nicht.
Ich gab was ich hatte — für Kummer und Leid, —
Und willst Du, so klage dem Herrn unsern Streit!
Er schuf mich, er halte Gericht:"

Zuletzt bringt Terje sie natürlich alle sicher ans Ufer. und als sie ihrem Retter danken, weist er auf das Kind. Das Kind hat sie gerettet.

Aber es ist Zeit, daß wir den Boden verlassen, auf dem Ibsen mit so vielen Gefährten zum Vergleich auffordert. Denn schon macht sich in seinen Gedichten mancher Spuk bemerkbar, den der Schatten seiner späteren Werke vorauswirft.

Ein ganz frühes Gedicht enthält eine wunderbare Darstellung seines fast leidenschaftlichen Glaubens, daß Licht durch und in Finsterniß zu finden sei; und damit wechselt scheinbar Ergebung in die Dunkelheit. Dasselbe Moment, das uns in seinen späteren sozialen Dramen zugleich entzückt und abstößt.

Der Bergmann.

Grubenwand! brich ein mit Gepolter und Getöse vor meinen schweren Hammerschlägen. Ich muß mir meinen Weg zur Tiefe bahnen bis ich den Erzgang dröhnen höre. Tief in der Nachtfülle des Berges winken mir reiche Schätze, Diamanten, kostbare Steine in den rothen Adern des Goldes. Und in der Tiefe ist Frieden, Frieden und Verlassenheit von Ewigkeit her. Brich mir den Weg mein schwerer Hammer, zu dem Herzen des verborgenen Geheimnisses.*) Einstmals, als fröhlicher Knabe, saß ich unter dem Himmelsheer der Sterne, wandelte auf blumigen Frühlingspfaden, Kindesfrieden im Herzen. Aber ich vergaß die Tagespracht in der Mitternachtsdunkelheit, vergaß des Windes Seufzen und Seufzen der Oberwelt unter den Tempelbogen der Unterwelt. Als ich zuerst hernieder kam, glaubte ich in Herzensunschuld, der Geist der Tiefe werde mir das alte immerwährende Lebensräthsel lösen. Noch hat mir kein Geist entwirrt, was mir so seltsam scheint; noch ist kein Strahl von unten nach oben erglommen. Habe ich mich denn geirrt? Wird der erwählte Weg mich nie zur Klarheit führen? Und doch blendet das Licht mich, wenn ich es droben suche. Nein, ich muß hinab in die Tiefe, da ist Frieden von Ewigkeit her. Brich mir den Weg mein schwerer Hammer, zu dem Herzen des verborg'nen Geheimnisses. Hammerschlag auf Hammerschlag, bis zum letzten Lebenstag. Kein Morgenstrahl erglänzt. Keine Sonne der Hoffnung geht auf".

Was sollen wir zu dieser seltsamen Hinneigung zur Dunkel-

*) Wörtlich: „Der Herzkammer des Verborgenen. Vgl. Hiob XXVIII mit dem ganzen Gedicht.

heit sagen? Den scheuen empfindsamen Dichter, von den litterarischen Koterien und Kritikern seiner Tage vernachlässigt oder leicht genommen, kaum im Stande sein tägliches Brot zu verdienen, überkommt das Gefühl, als sei das Licht für ihn nicht vorhanden. Er lernt darum das Dunkel lieben und ringt nach Frieden, Licht, Hoffnung, wenn die überhaupt zu finden ist, — jedenfalls nach Frieden. Wird er hier den Spielraum finden, der ihm in der Welt des Lichtes versagt zu sein scheint?

Lichtscheu.

An Mut gebrachs mir nimmer,
Da ich zur Schule ging, —
Das heißt, wenn der Sonne Schimmer
Noch Thäler und Berge umfing.

Doch hatte nächtliches Düster
Erst Hügel und Moor bedeckt,
So ward ich durch Geistergeflüster
Aus Märchen und Sagen erschreckt.

Und schloß ich die müden Lider,
So sah ich Gespenster drohn;
Dann zitterten meine Glieder,
Und all mein Muth war entflohn.

Nun hat sich aber schon lange
Gewendet mein Vertraun;
Nun werde ich scheu und bange
Beim ersten Morgengraun.

Nun kommen Gespenster bei Tage.
Nun preßt des Lebens Gewirr
Aus meinem Busen die Klage
Und macht mich ängstlich und irr.

Dann suche ich mit Beben
Des Dunkels bergenden Flor;
Da rezt sich all mein Streben
So adlerkühn wie zuvor.

Da trotze ich Flammen und Wogen,
Und schwinge mich auf wie der Weih.
Kummer und Angst ist verflogen, —
Bis wieder die Nacht vorbei.

Entbehr ich als Zuflucht des Schoozes
Des Dunkels, so weiß ich nicht Rath; —
Ja, glückt mir einmal etwas Großes,
So wirds eine nächtliche That.

Wer „Brand“ kennt, erinnert sich wie dies seltsame Motiv dort wiederkehrt. Unter aller Leidenschaft für Licht und Luft, die in dieser Dichtung vibrirt, zieht sich die unterirdische Strömung eines Argwohns, der zuweilen nur als leiser Ton, halb verklingend heraufdringt; zuweilen als beleidigend zurückgewiesen und bekämpft, als zermalmendes, tödtendes Gericht empfunden wird, dann aber auch als Glaube erscheint, in dem allein Ruhe und Kraft zu finden sei. Daß nämlich der Friede und die Tiefe der Dunkelheit des Menschen eigentliche Bestimmung sei und nicht das gleißende Licht. Daß sein Verlangen nach Glück nur die ungeheuerliche Krankheit einer Kreatur, die das ihrer Natur gemäße Element zu meiden sucht.

Brand sagt:

Zwei Dinge dacht' ich mir als Kind,
Sie machten stets mein Lachen rege,
Darob die Lehrerin geschwind
Mir zürnte, und dann setzt es Schläge.
Ich dacht mir dunkelscheu 'ne Eule
Und einen wasserscheuen Fisch
Und lachte laut. Gedämpft 'ne Weile
Packt es mich wieder zauberisch.
Wo lag der Reiz zum Lachen nur?
Ich fühle dunkel die Natur
Des Zwiespalts zwischen dem, das ist,
Und dem wozu es Gott bestimmte,
Der Last die unentrinnbar ist*)
Und die doch unsern Rücken krümmte.
Hier jedermann' alt oder frisch
Ist solche Eule, solcher Fisch.
Als Landmann muß er niedrig leben,
Und möchte doch nach Höherm streben;
Er scheut der eignen Nächte Pracht,
Er möchte weg von seiner Stelle,
Und jammert nach des Tages Helle.

In dieser Periode des Wallens und Gährens, denen die meisten „Gedichte“ angehören, finden sich noch mehr Merkmale, daß der enttäuschte, seiner Illusionen beraubte, beinahe hungernde Dichter, danach ringt, in manchen Stimmungen wenigstens — das höchste Leben in einer Existenz zu finden, die jeden Verständnisses, jeder Anerkennung, aller Expansion und völlig des persönlichen Austausches entbehre, die ihm versagt schien.

In einem Gedicht, das einem im Original fast das Blut ge-

*) Wörtlich: unabwerfbar.

rinnen macht, besitzen wir eine Art Vorspiel zu Peer Gynt. Ibsen treibt hier den charakteristischen Versuch, das höchste Leben aus Cynismus zu extrahiren, und aus dem absoluten Tode dessen, was man gemeinhin unter Leben versteht, bis zu einem Extrem, das auch den Hartgesottensten schaudern macht. Hier, wie auch sonst oft, werden wir darüber in Zweifel gelassen, ob der Schluß wirklich als Lösung bezweckt ist oder nur als letzter Ausdruck bitterster Satyre. Der Held des Gedichtes „Auf dem Hochgebirge" sucht zunächst, wie Peer Gynt nach ihm, seine Sünden durch wohlfeiles Bedauern und Entschlüsse, die ihn nichts kosten, wieder gut zu machen. Hoch oben am Berghang liegt er die Nacht, nachdem er sich von seiner Verlobten getrennt hat.

„Wie Menschen auf dem Kirchenpfad,
Kam der Gedanken Reih;
Sie schaarten sich, wenn sie genaht
Und flüsterten und pflogen Rath,
Und schritten still vorbei.

Wär ich Dir nah zu dieser Stund,
Du Blume, die ich brach,
Ich läge Dir als treuer Hund
Zu Füßen, allzeit wach.
Dein Blick hat mir das Herz erquickt
Wie ein Verjüngungsborn.
Den Drang, der gestern mich berückt,
Als Du am Gitter mich entzückt,
Erschlüge ich im Zorn!

Als dann das Bewußtsein des errungenen Sieges in ihm glüht, schwingt sich sein Gebet auf zu Gott, daß jeder Tag im Leben seiner Braut von Sonnenschein erfüllt sei. Und als das Gefühl der Kraft in ihm wächst, bittet er, ihr Weg möge sauer sein, der Fluß reißend, den sie überschreiten will, der Fels schlüpfrig, der Pfad steil, damit er sie auf seinem Arme durch die Fluthen tragen, sie fest an seine Brust schließen, von wo Gott selbst, sie ihm nicht ohne Widerstand und Kampf entreißen solle.

Hoch oben auf der „Widderne", der Hochgebirgsweite, begegnet er seinem eigenen, geheimnißvollen, andern Selbst. In der Gestalt eines Fremden, übt er einen Zauber auf ihn aus, den er früher gern gebrochen hätte, wenn er gekonnt, den er jetzt aber nicht einmal zu brechen wünscht. Dieser Mensch, dem die unausgesprochenen Gedanken wie nordische Morgendämmerung um die Stirne strahlt, dessen Lachen thränenerfüllt, dessen Lippen sich be-

wegen auch wo er schweigt, dessen Aeußerungen geheimnißvoll wie der Laut des Windes in den Zweigen, erschreckt und bezaubert ihn mit seinem Auge, das kalt, dunkel und unergründlich wie der Bergsee, der sich an den Busen der weiten Schneefelder schmiegt, die ihn speisen. Mit schwerem Flügelschlag kreisen die Gedanken um das Geisterantlitz des Mannes; wilde Stürme zerwühlen seine Zügel denen wir, die wir tiefer unten segeln, oder in Furcht um unser Leben auf dem Boden kriechen, nicht ausgesetzt sind. Lebt er nicht ein höheres, freieres, edleres Leben? bedeutet er nicht eine Macht, die empor trägt? Allmählig, ganz allmählig macht er unsere Helden abwendig von dem Gedanken, dem Sehnen nach der Heimath, bis er soweit ist, sich jeder früheren Zuneigung zu schämen und alles menschliche Fühlen wie eitel Empfindelei zu zertreten. Schließlich hat sich der eisige Cynismus seines Doppelgängers so bei ihm eingenistet, daß er sich sogar unter dem Schatten einer leidenschaftlichen Sorge behauptet, die seine Seele zerreißt!

Er blickt hernieder auf die Hütte seiner Mutter, aber ein spöttisches Wort des Fremden bestimmt ihn, sich dieser Schwäche nie mehr schuldig zu machen. Da sieht er eine Glut um Dach und Sparren weben; bis aus dem wolkigen Aufdämmern die rothen Flammen ausschlagen.

Es leuchtete, brannte, krachte und brach;
Laut schrie ich vom fernen Platze.
Der Fremde tröstet: Warum so schwach?
Es brennt ja nur das alte Dach,
Mit dem Weihnachtsbier und der Katze.

Er sprach so klug in all meiner Noth,
Daß es schaudernd ins Ohr mir dröhnte,
Er wies, wie wirksam des Feuers Roth
In des Mondes Streiflicht hinüberloht
Und die Nachtbeleuchtung verschönte.

Dann guckte er durch die hohle Hand,
Um die Perspektive zu heben.
Da tönte ein Sang über Berg und Strand.
Ich merkte, der Geist meiner Mutter entschwand,
Den Engeln anheimgegeben:

Still war Dein Schaffen, still Dein Leid,
Still Dein Gang im Getümmel.
Wir tragen Dich sanft über Berge weit
Empor zum Lichte, zur Herrlichkeit,
Zur Weihnachtsfreude im Himmel!

Fort war der Fremde, der Mond war bedeckt. —
Durchs Blut zuckte Brand und Kälte.
Ich schleppte die Qual, die mich jäh erschreckt
Uebers Fjell. Doch unleugbar, es machte Effekt.
Als die Nacht sich doppelt erhellte.

Nun bleibt ihm noch der letzte Schmerz. Er sieht einen Hochzeitszug aus der Hütte kommen, und erkennt in der Braut die, die sein hatte werden sollen.

Es schäumt nicht mehr in den Adern die Fluth.
Und ich glaub, im Gewölbe des Busens ruht
Mir ein Ansatz zu innrer Versteinung.
Ich schlürfte den letzten stärkenden Trank.
Daß nimmermehr oben mich frieret.
Mein Lebensbaum brach, mein Schiff versank, —
Aber sieh, wie ihr rothes Kleid noch lang
Die Birkenhainlandschaft zieret,
Es geht im Galopp, nun sind sie schon
Am Kirchensteige verschwunden.
Erinnerung des Schönsten, das mir entflohn,
Leb wohl, und mit Dir mein letzter Ton!
Ich hab höhere Aussicht gefunden.*)
Fest wie Stahl, will ich treu dem Gebot,
Hinfür in der Höhe wandern.
Vorbei ist des Tieflands Leben und Noth;
Hier auf den Bergen ist Freiheit und Gott,
Da unten tappen die andern.

Eine Geschichte furchtbarer Enttäuschung und Bitterkeit liest sich hier zwischen den Zeilen. Aber welch unterdrückte Leidenschaftlichkeit, welche Intensität des Lebensgefühls weht hindurch, und welch titanenhafte Kraft! Wer in solchem Cynismus, den ich geronnenem Blut verglichen habe, nichts als Frivolität oder Leichtsinn erblickt, verwechselt die tödtliche Entschlossenheit eines Menschen, der auszuhalten und zu ertragen gewillt ist, mit Gefühllosigkeit. Wenn irgendwo, dann sind die Worte eines deutschen Kritikers hier am Platze: Ibsen ist so furchtbar ernst.

Ibsen wandelte damals thatsächlich im Thal des Todesschattens. Er kämpfte um sein Leben, buchstäblich und bildlich genommen. Dichten und Leiden schweißt er in einem grimmig humoristischen Gedicht in eins zusammen, an dem wir uns nach „Paa Vidderne“ erholen werden.

*) Wörtlich: Glück mit Dir, Du Süße! Mein letzter Einsatz ist verspielt, aber ich habe jetzt einen weiteren Blick gewonnen.

Macht der Erinnerung.

Ist Ihnen bekannt, wie Bänd'ger die Bären
Nie zu vergessende Künste lehren?
Das Thier wird in einen Braukessel geschnüret,
Und dicht darunter ein Feuer geschüret.
Indes wird die Leier gespielt, wie zum Hohne:
Freu dich des Lebens im lustigsten Tone.
Der Zottige rast vor Schmerz an der Fessel:
Er kann nicht stehn, er muß tanzen im Kessel.
Und hört er später das Lied erklingen,
Flugs treibt ihn ein Teufel zum Tanzen und Springen.
Ich selber saß einmal im Kessel und schwitzte,
Als bei voller Musik man ihn tüchtig erhitzte.
Nicht bloß meine Haut hat den Brand empfunden
Mich schmerzen, so lange ich lebe, die Wunden.
Und hör ich den Nachklang von jenen Weisen,
So ist mir, als stünd ich auf glühendem Eisen.
Es brennt und sticht mich an Fingern und Zehen,
Dann muß ich auf Versfüßen tanzend mich drehen.

In dieser ganzen Schaffensperiode besaß Ibsen aber noch den Rückhalt einer idealen Welt. Seine dramatische Laufbahn hatte er mit einem Schauspiel begonnen, das die dunkelste Zeit norwegischer Geschichte behandelt. Er war dann zum 14. Jahrhundert aufgestiegen, zu den Balladen. Dann hatte er die Wikinger-Zeit in einem wunderbar schönen Drama idealisirt, das sich auf die Wolsung-Saga gründet; und schließlich die großen historischen Motive, der auf Harald Blondhaars Einigung Norwegens folgenden Zeit verwertet. Hätten wir doch Ibsen zuerst aus „den Wikingern von Helgoland" und „den Kronpretendenten" kennen gelernt!" Ein Mensch, der unter solchen Erfahrungen und Gefühlen, wie sie seine „Gedichte" wiederspiegeln, nicht nur Gestalten wie Hjördis und Skule konzipiren konnte, sondern eine Dagny, Sigurd, Margrete und Ingeborg, hatte sicherlich nicht alles Empfinden für das verloren, was wir, „die hier unten Tappenden", unter innerer Schönheit und Zartheit verstehen.

Lauschen wir einen Augenblick auf Margrets „Wiegenlied", ehe wir uns wieder in tiefe Gewässer stürzen.

Es hebt sich los die Decke*)
Hoch bis zum Himmelszelt,
Da fliegt der kleine Hakon
Hin durch die Traumeswelt.

---

*) Uebersetzt von W. von Borg.

Es baute eine Leiter
Der ganze Engelchor,
Drauf steigt der kleine Hakon
Zum Himmel froh empor.

Die Engel Gottes schützen
Mein Kind die ganze Nacht,
Schlaf ruhig kleiner Hakon,
Auch deine Mutter wacht.

Die Kritik hat manche Uebereinstimmung zwischen den Charakteren und Erfahrungen Skules und Ibsens herausgefunden. Vielleicht ist Skules letzte Rede ein Ausdruck der Krisis, die der Dichter damals durchmachte. Die Umgebung, in der er lebte, war ihm feindlich und trat ihm hemmend entgegen. Er lechzte nach Leben und Raum zur Entfaltung. Er suchte Zuflucht in den großen Erinnerungen der Vergangenheit, obwohl sich sein Blick mehr und mehr der Gegenwart zuwandte. Bot ihm die Gegenwart nicht vielleicht Leben und Entfaltungsmöglichkeit, die er nur nicht erkannte? Der sterbende Skule begreift zuletzt, daß er in der Liebe von Weib und Kind, unwissentlich den Schatz besessen, um dessentwillen er die Welt sündigend und verwüstend durchzogen hatte. Liegt unser aller Aufgabe vielleicht dicht neben uns, wenn unsere Augen nur dafür geöffnet wären? Lag Ibsens dichterischer Beruf mehr in der poetischen Gestaltung der Gegenwart als der Vergangenheit? Lagen nicht schöpferische Kräfte in ihm, die ihn wohl befähigen konnten, es mit der Nichtachtung und dem Widerstand, die sein Leben verbitterten, aufzunehmen? Eine stand ihm schon zur Seite, an die er nach vielen Jahren den „Dank“ richtet: „Die Schmerzen die meinen Weg gehemmt, empfand sie als eigenes Weh; die guten Geister die mich vorwärts trugen, als Freude. Das Meer der Freiheit ist ihre Heimath, da darf des Dichters Boot sich ruhig spiegeln. Die Reihen wechselnder Gestalten, die mit flatterndem Panier durch meine Verse ziehen, sind ihr Eigenthum. Sie möchte nur den Blick öffnen, mein Können zur Glut entfachen, ohne daß man ahne, von wo mir Hilfe kommt. Und weil sie nicht einmal Dank begehrt, soll ich ihr dieses Lied bringen“.

Sollte aber Ibsen seine Zeit besingen, so mußte er es auf seine Weise thun. Und welcher Weg ihn dazu führen sollte, macht uns eine merkwürdige Stelle in den „Kronpretendenten“ deutlich.

König Skule wird von Zweifeln gemartert, ob er oder sein Nebenbuhler, von Rechtswegen der berufene Herrscher sei. Könnte

er nur darüber Gewißheit erlangen, so würde er auch Ruhe finden. Er zweifelt auch, ob er würdig und befähigt zum König sei. Da befragt er den Skalden Jatgeier, und dessen Antworten greifen tiefer, als er ahnt und erwidern mehr, als er gefragt worden.

Skule. Sag an Jatgejr, wie kam es, daß Du Skalde wurdest? Wer lehrte Dich die Dichtkunst?

Jatgejr. Die Dichtkunst lehrt man nicht.

Skule. Man lehrt sie nicht? Wie kam es denn?

Jatgejr. Ich emfing die Gabe des Schmerzes und da ward ich Skalde.

Skule. Die Gabe des Schmerzes also ist es, deren der Skalde bedarf?

Jatgejr. Ich bedurfte des Schmerzes; es mag andere geben die des Glaubens, der Freude bedürfen — oder des Zweifels —

Skule. Auch des Zweifels?

Jatgejr. Ja; doch dann muß der Zweifler stark und gesund sein.

Skule. Wen nennst Du einen ungesunden Zweifler?

Jatgejr. Den, der an seinem eigenen Zweifel zweifelt.

Skule. (langsam) Mich dünkt, das ist der Tod.

Jatgejr. Schlimmer noch; es ist das Leben im Tode (wörtlich Zwielicht.)

Wir vergleichen Ibsens „Poetische Epistel“ mit dieser Szene. Ein Freund fragt ihn, was eigentlich der gegenwärtigen Zeit fehle, die trotz aller ihr erschlossenen Möglichkeiten und allen Könnens, von einer vagen Furcht befallen scheine, und der alle Lebenskraft von sinnlicher Verödung und Erschöpfung ausgesaugt werde. Ibsen erwidert — höchst charakteristisch für ihn — er stelle lieber Fragen, als daß er es als seine Aufgabe betrachte, sie zu beantworten. Doch wolle er hier einmal den Versuch machen.

Seeleute hegen den Aberglauben, sie dürften keine Reise unternehmen mit einer Leiche an Bord. Regt sich irgendwo der Verdacht, die Schiffsladung berge eine solche, so wird die Bemannung muthlos und schlapp; jede Zuversicht und Spannkraft geht ihr verloren.

Ibsen vergleicht nun das Leben mit einem guten Schiff, das seine Reise angetreten hat. Er selbst ist einer der Passagiere.

Es ist nicht lange her, da saß ich stille
Auf Deck, in einer schwülen Sternennacht;
Der Lufthauch mild, der Abendwind so sacht,
Als wär beschnitten seiner Flügel Fülle.
Die Passagiere schlafen schon gegangen;
Ein trüber Lampenschein drang durch die Ritze
Von unten, mehr noch eine ekle Hitze,
Die Alle hielt im Halbschlaf wie gefangen.
Ich trat heran an das halboffne skylight
Und schaut hinab, mechanisch, ohne Mitleid.
Da lag ein Staatsmann mit halboffnem Mund,
Sein Geist gab sich demnächst im Gähnen kund,
Und ein Professor rollte fast vom Lager,
Mit seinem Wissen schiens ein wenig mager,
Ein Theolog lag, ganz bedeckt die Stirn;
Ein andrer schien in dumpfen Traumeswirrn.
Und oben, unten, Künstler und Skribenten,
Von Lorbeerkränzen träumend und Prozenten.
Doch über allen brütete dieselbe
Schlaflose Hitze, eine qualmig-gelbe.
Ich wandte mich von dieser Ruh, so bleiern,
Und starrte suchend in die frische Nacht;
Im Osten ward ein schwaches Licht entfacht,
Der Sternenglanz verhüllt mit lichtern Schleiern.
Da traf mein Ohr, von unten her ein Wort, —
Ich lehnte gerade an den Vordermast. —
Ganz deutlich hört ich's und doch klang es fast
Wie wenn ein Mensch im schweren Traume spricht,
Oder den Alp, der auf ihm lastet, bricht:
„Ich glaub' wir haben eine Leich an Bord."

Da haben wirs. Was versteht er unter der Leiche? Welches ist die todte Last, die wir Alle, seiner Meinung nach, mit uns schleppen? Das, was wir ererbt von unsern Vätern haben? Unser Handelssystem? Unsere Ehegesetze? Unsere eingewurzelte Gewohnheit zu lügen? Unsere engherzige, thörichte Art die Wahrheit zu verdrehen? Unsere ungezähmten, elementaren, noch nicht vermenschlichten Leidenschaften? Unsere traditionellen und konventionellen Anmaßungen? Oder unsere Religion?

Wer sich vor diesen Fragen fürchtet, bleibe Ibsen fern. Wer sie ohne Rückhalt zu stellen wagt, wird den furchtbaren „Dichter des Zweifels" willkommen heißen und seinem Fragen lauschen ohne gleichzeitig Antwort von ihm zu verlangen.

Ibsen ist der Dichter des Zweifels. Was ist nun seine Mission,

und was befähigt ihn dazu? Er muß ein im Kern seines Wesens gesunder Zweifler sein.

Er darf keine Verantwortung fühlen hinsichtlich der Lösung seiner Fragen, die er ja sonst auf das Niveau seiner Erkenntniß herabstimmen müßte. Vor allem darf er weder cynisch noch sentimental sein. Wie könnte er sonst wirkliche Fragen stellen? Aus allem müssen wir herausfühlen, daß seine Urtheilskraft nicht zu verwirren, wo es sich um die Erkenntniß von Schönheit und Loyalität der Wahrheit gegenüber handelt; daß sein Sinn allem Edlen und Großen gegenüber aufgeschlossen ist und ihm verständnißvoll entgegenschlägt. Daß er fest entschlossen ist, nichts als Lösung gelten zu lassen, was keine Lösung ist, und jedem Gedanken, jedem Impuls, der so von Leben glüht, daß der Dichterzweifler es gar nicht in Frage ziehen kann, sich ehrerbietig und zartfühlend gegenüberstellt.

Ibsen ist der Dichter des Zweifels; und sein Zweifel ist so kraftvoll, so wahrhaftig, daß wenn wir uns mit den Fragen befaßt haben, die er uns vorlegt, wir uns zugleich mit dem Leben befaßt haben.

Als Ibsen aber im Jahre 1863 „die Kronpretendenten“ veröffentlichte, war es ihm noch möglich in den großen norwegischen Traditionen seine Ideale verwirklicht zu finden. Noch hatte ihm nichts seine Mission als Dichter des Zweifels aufgedrängt. Die Sagen, die Geschichte Norwegens, lieferten ihm den Stoff für fast alle seine Dramen. In der Vergangenheit fand er den tapfern, echten Norweger, den er unter den kleinlichen Interessen, den niedrigen Eifersüchteleien und Zwistigkeiten seiner unmittelbaren Umgebung vergebens suchte.

In der Liebe zu den glorreichen Erinnerungen der Vergangenheit, fühlte er sich mit denen eins, von denen er sonst in allem getrennt war. Als der dänisch-deutsche Krieg heraufdrohte, lebten die Erinnerungen an Norwegens Heldenzeit in jedem Herzen neu auf. Der König von Norwegen und Schweden hatte sich dem König von Dänemark zum Bürgen gestellt. Ein leidenschaftlicher Enthusiasmus ergriff die Jugend Norwegens, und ganz Skandinavien schien nur von einem Gedanken durchglüht.

Aber in der Prüfungsstunde siegte Vorsicht über Begeisterung. Der König ward, wie man sagte zu seinem großen Kummer gezwungen, sein Wort zurückzunehmen. Schweden und Norwegen betheiligten sich nicht an dem Kampfe. Keine Freiwilligenschaaren strömten südwärts. Man betrachtete es als nutzlosen Don Quixotismus ein

Gewicht in die Wagschale zu werfen, das sie doch nicht heben konnte. Die Norweger waren ein armes, schwaches Volk. Was hätten sie gegen eine überwältigende Feindesmacht ausgerichtet?

So blieb es Dänemark allein überlassen zu kämpfen und zu fallen.

Ibsen läutete die norwegische Sturmglocke in einem Gedicht, das die ältere dänische Generation heut noch nicht ohne Thränen lesen kann.

*) Nun sammelt sich in Thyras Saal
In todtenstiller Hast
Ein Volk, vielleicht zum letzten Mal
Die Flagg auf halben Mast!
Verlassen, grade dieses Tags
Und in des Kampfes Stund!
War das der Sinn des kräftgen Schlags
Der Hand, und jenes Worts: „ich wags,"
In Axels Stadt und Sund?
Die Worte und der hohe Muth, —
Im Herzen schien ihr Quell: —
Doch wars nur eine Phrasenfluth
Die sich verlief, — wie schnell!
Der Baum an Hoffnungsblüthen reich
Ein Festesscheingebild,
Steht nun entblättert, traurig, bleich,
Ein Grabkreuz auf der Jugend Reich,
Gerade nun, da's gilt.
So wars 'ne Lüg im Festgewand,
Ein giftger Judaskuß,
Was an des Sundes hellem Strand
Man jubelte zum Gruß!
Der Kön'ge Küsse, aufgebauscht
Zur Staatsaktion, — was werth?
O hätte man dem Volk gelauscht
Und Gustavs Maskenspiel vertauscht
Mit Karls des Zwölften Schwert!
Ein Volk in Noth, von Gottes Fluch
Getroffen, steht allein.
Schließt so sein reiches Heldenbuch?
Soll es zu Ende sein?
Spräche ein Feiger so wohl gar:
Ja, Deutsch werd Thyras Schloß;
Den letzten von der Dänenschaar
Als Decke auf der Todtenbahr
Der Dannebrog umschloß!

*) Uebersetzt von L. Passarge.

Doch Du, norweg'scher Bruder hast
Du unter Dir noch Grund —
Das kommt, weil du dein Wort vergaßt
In der Gefahren Stund.
Gut, wenn du dich vom Heimathsort
Aufs weite Meer verbannst
Und heimlich führst von Port zu Port
Und als ein Fremder immerfort
Dich birgst, so weit du's kannst.
Und jeder Sturmwind, der dich jagt
Und deinen Mast zerbricht,
Mit Donnerstimme fragt und klagt;
Was kamst du, Bruder, nicht? —
Wenn ich für mich allein nur stritt,
Es war nicht von Gewicht!
Euch galts, dem ganzen Norden mit! —
Wo wart ihr, da zum Tod ich schritt? —
Was kamst Du, Bruder, nicht!
Es war ein Traum. — O stark und keck
Erwacht zu einer That!
Ein Volk in Noth — all Mann auf Deck!
Hier braucht es kühnen Rath!
Noch kann es lauten seiner Zeit:
Dänisch blieb Thyras Schloß.
Des Dannebroges Fahnenkleid
Den ganzen Norden, faltenweit
Mit seinem Roth umschloß.

Aber wir wissen Alle, daß der letzte Vers ein Traum war. Die Dänen kämpften und fielen allein. Ibsen konnte sich nicht mehr in Norwegens Vergangenheit flüchten, denn seine einstige Herrlichkeit wurde ihm nur zum Gradmesser für seine gegenwärtige Schmach. Jeder Gedanke an die heldenhafte Vergangenheit, wandelte sich ihm in Bitterkeit.

Zu dieser Zeit verlor Ibsen die Mittel seines kargen Unterhalts. Das Theater, mit dem er in Verbindung stand, fallirte, weil kein genügendes Interesse für das nationale, norwegische Schauspiel vorhanden war.

Es ist Sitte in Norwegen, daß das Parlament hervorragenden oder vielversprechenden Schriftstellern Mittel zu Reisen bewilligt. Ibsen kam um diese Vergünstigung ein, erhielt sie aber nur halb aus Barmherzigkeit.

Krank im Herzen wandte er sich südwärts. Er fühlte, daß er nie heimkehren werde. Die Heimath war ihm vergällt. Durchglüht von Scham und Empörung über das, was er als Schmach

seines Landes betrachtete, aufgestachelt durch persönliche Beleidigungen, verbittert durch Enttäuschungen, stand er da, nach seinen eignen Worten, als „Dichter, an dem Rande seines Grabes.“ Aber grade die Tiefe dieser Bitterkeiten zeitigte die beiden gewaltigen Dichtungen, die Norwegen und ganz Skandinavien im Sturm eroberten und seinen Ruhm über alle spitzfindigen Einwände hinaustrugen.

In „Brand“ und „Peer Gynt“ hat er wie in dem darauffolgenden „Bund der Jugend“ die Schalen seines Zornes ausgeschüttet.

Der Gemüthszustand, in dem er seine Heimath verließ und seine großen lyrischen Dramen verfaßte; das allmählige sich Besänftigen seiner Gefühle seinem Vaterland gegenüber, und das Sehnen seines Herzens nach dem Norden, hat seine Spuren den Gedichten eingeprägt, mit denen ich abschließen will.

In unmittelbarem Zusammenhang mit dem eben zitirten Gedicht steht

Des Glaubens Grund.

Ich schleudert hinaus einen Glockenschrei
Uebers weite Land, doch bliebs dabei.

Mein Thun zuende, ich stieg an Bord
Und dampfte fort von dem theuren Nord.

Im Kattegat hielt uns der Nebel fest
Und jeder richtet sich ein aufs Best.

Doch einge verhandelten bis auf den Tüppel,
In warmer Kajüte den Fall von Düppel.

Sie sprechen auch von den jungen Freiwilligen
Und deren Leben, doch ohn es zu billigen.

Dem einen war ein Neveu entführt
Dem andern gar ein Kommis desertirt.

Und natürlich man fühlte sich nicht ganz frei;
Im gewissen Sinn war man auch dabei. —

Auf dem Sopha, im Scheine des Lampenlichts
Saß ne ältre Dame und sagte nichts.

Ihr Schmerz so schien es, war am größten,
Denn jeder suchte zu helfen und trösten.

Und die Damen sprechen allerbängstlich
Von dem einzigen Sohn, halb herzlich, halb ängstlich.

Ich sehe sie noch, wie still sie nickte:
„Da bin ich ganz sicher“, und weiter strickte.

Wie schien sie mir schön, die alte Frau,
Mit der Zuversicht, und ihr Haar schon grau!

Es rieselte warm mir durch Herz und Blut,
Ich fühlte gekräftigt den nackten Muth.

„Dein Volk nicht todt; es schläft nur jetzunder; —
Im Glauben der Frauen geschieht das Wunder!

Doch später fand ich, sie sei sehr klug,
Was das Leben betrifft, nicht des Lebens Buch.

Und so ward sie mir doch zum Rätsel wieder:
Woher das Vertrauen, so fest, so bieder?

Die Lösung war freilich nicht gar schwer:
Ihr Sohn war Soldat im norwegischen Heer.

Das berühmte Gedicht „der Eidervogel“ schlägt eine ganz andere Tonart an:

Der Eidervogel wohnet am Strand
Des bleigrauen Fjords im normanischen Land.

Er pflückt sich vom Busen den weichen Daun,
Um ein warmes, behagliches Lager zu baun.

Doch findet der grausame Fischer sein Nest
Und plündert es bis zum letzten Rest.

Die Brust des Vogels ist warm und treu,
Er rupft den seidenen Flaum aufs Neu.

Und wenn ihn der Fischer wieder bestahl,
Er kleidet sein Lager zum dritten Mal.

Doch raubt man den letzten Schatz ihm sogar,
Dann spannt er die Schwingen im frühen Jahr.

Teilt blutend des Nachts das nebligte Graun, —
Gen Süden, gen Süden, nach sonnigen Au'n!

Ibsen fühlte, daß er sein Vaterland als Heimath — endgültig verloren hatte, obwohl er ihm noch angehörte.

Verbrannte Schiffe.

Südwärts wandte er des Schiffes Bug und folgte der Fährte milderer Götter. Die Gipfel des schneebedeckten Landes versanken im Meer; eingelullt ward sein Sehnen an sonnigeren Gestaden.

Er verbrannte seine Schiffe und die Rauchwolke blaute nach Norden und spannte sich hinüber gleich einer Brücke. Aus südlichen

Hainen reitet in jeder Nacht ein einsamer Reiter nach den Hütten des Landes, wo der Schnee liegt. In jeder Nacht.

Noch deutlicher redet der Eingang eines 1872 zu der tausendjährigen Feier der Einheit Norwegens verfaßtes Gedicht.

Mein Volk, das mir den bittern Trank der Labe
In tiefen Kelchen bot, wodurch mit Qual
Zum Kampfe in des Tags gebrochenem Strahl
Als Dichter ich erstarkte, nah dem Grabe, —
Mein Volk, das mich dem finstern Ernst empfahl,
Damit ich sorgenschwer am Flüchtlingsstabe
Mit Flügelschuhn der Angst zu wandern lerne,
Dir send ich einen Gruß aus weiter Ferne!
Für jede Gabe dank ich tiefbewegt,
Für jede schmerzensreiche Läuterungsstunde.
Die Pflanzen die mein Lebensgarten hegt,
Sie wurzeln doch in jener Zeiten Grunde.
Daß sie hier reichlich sprossen, üppig ranken,
Der trüben Luft der Ferne ist's zu danken.
Was Sonne löst, erhielt vom Nebel Feste; —
Mein Land hab Dank! Du schenktest mir das Beste.
Dorthin wo Nebel braut um Bergeszinnen,
Wo übers Thal der Wetterschauer fliegt,
Wo draußen es so stille ist wie drinnen,
Wo zwischen Hof und Hof die Wildniß liegt,
Ich schau dem Lotsen gleich nach jener Richtung
Ich such mein Heim bei Nacht und in der Dichtung.

Ferdinand von Braunschweig.

Von

Emil Daniels.

Sechster (vorletzter) Theil.

(Die Gefechte von Corbach und Warburg. Der Zug nach Wesel und das Gefecht bei Rheinberg. Die Belagerung Kassels und das Gefecht von Atzenhain im März 1761.)

Das Jahr 1760 drohte eines der verhängnißvollsten der deutschen Geschichte zu werden: Wir erinnern uns, welche Drangsale dem Prinzen Ferdinand bevorstanden, und was den König von Preußen betraf, so hatte er die Verluste des vorigen Jahres, Kay, Kunersdorf, Maxen, nicht zu ersetzen vermocht und glaubte deshalb, in diesem Sommer unfehlbar erliegen zu müssen. In seiner Noth verlangte Friedrich von Ferdinand, er solle Leipzig und das Magdeburgische gegen die Reichsarmee decken: „Sie haben nur Franzosen gegen sich, während ich hier mit Oesterreichern zu thun habe, die sehr viel bessere Ordnung halten und viel mehr für den Krieg geschaffen sind als jene." Nun hätte sich aber Prinz Ferdinand, wenn er der Forderung Friedrich's nachgekommen wäre, in den Kampf mit 20000 Oesterreichern, welche mit der Reichsarmee kombinirt waren, verwickelt. Er gerieth über das Ansinnen des Königs außer sich: „Großer Gott! welch ein Mensch!" schrieb er nach dem Parterre seines Hauptquartiers herunter; „Es scheint mir, daß man sich freuen würde, wenn man mich nach und nach dahin brächte, auch von jenem Abgrund verschlungen zu werden, den man anscheinend vor sich selber gähnen sieht. Da hat man aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht." Die Antwort, die der Prinz seinem königlichen Schwager ertheilte, besagte, die Alliirten würden den

Preußen erst helfen können, wenn sie den Franzosen gegenüber wiederum einen bedeutenden Erfolg errungen hätten. Daraufhin befahl Friedrich II. den 1500 preußischen Dragonern, die fast seit dem Amtsantritt Ferdinand's unter den alliirten Fahnen fochten, nach dem östlichen Kriegsschauplatz zurückzukehren. Man kann diese Verfügung dem rings umstellten, halb verbluteten Könige um so weniger übel nehmen, als er seine 750 Husaren dem Prinzen ließ, andererseits jedoch ist es auch menschlich, daß Ferdinand in der bezeichneten Angelegenheit an nichts weiter denken wollte, als an die abermalige Verminderung seiner Handvoll Kombattanten gegenüber der erdrückenden Uebermacht Broglies. Er schrieb an Westphalen: „Muß ich denn das Opfer sein, weil er 35 Schwadronen verloren hat? Ich muß gestehen, das ist sehr schroff, nach Allem, was ich für diesen Fürsten gethan habe . . . . Ich weiß nicht, wo mir vor alledem der Kopf steht."

Schon einmal, im Jahre 1758, zwischen Olmütz und Zorndorf, hatte König Friedrich von Ferdinand die Rücksendung seiner Kavallerie beansprucht. Damals führte der Prinz die Ordre seines Schwagers einfach nicht aus; der Sieg von Zorndorf versetzte Friedrich in günstigere Verhältnisse, und er ließ sich die Nichtausführung seines Befehls stillschweigend gefallen. Jetzt kamen Ferdinand und Westphalen überein, die Anweisung abermals zu ignoriren. Hierzu bedurfte das alliirte Hauptquartier des passiven Beistandes des Prinzen von Holstein, der das preußische Kontingent befehligte. Man sollte meinen, daß Georg Ludwig die alliirte Armee, wo er, der Prinz und Generalleutnant, dem obskuren Major von Schlieffen Ordre pariren mußte, lieber heute als morgen verlassen haben würde. Indessen weit gefehlt — Prinz Georg Ludwig hing an dem alliirten Heere: zwar war seine dortige Stellung etwas demüthigend, aber dafür sah Ferdinand ihm durch die Finger, wenn er seine Börse füllte. Gar zu dreist durfte er es freilich auch hier nicht treiben: kurz bevor die Abberufungsordre des Königs von Preußen einlief, hatte Georg Ludwig einen Kostenanschlag eingereicht, die Equipirung eines Bataillons betreffend. Auf dieses Aktenstück war seiner Hoheit ziemlich unverhüllt der Bescheid geworden, der Prinz habe im eigenen Interesse 4000 Thaler zuviel gefordert, und deshalb solle die Sache einem anderen Offizier übertragen werden.

Trotz des eben geschilderten unangenehmen Zwischenfalls zögerte Prinz Georg Ludwig, dem Wunsche Ferdinands gemäß, den In-

struktionen seines obersten Kriegsherrn nachzukommen. Jedoch unter den obwaltenden Umständen konnte der König von Preußen nicht nachgeben. Nachdem er fünf Wochen lang geduldig auf seine Reiter gewartet hatte, schrieb er zornentbrannt dem Holsteiner: „Wiesen Sie Wehm Sie diehnen und wessen ordres Sie folgen müssen?“ Nun mußte Prinz Ferdinand wohl oder übel die Dragoner abziehen lassen. Friedrich hatte bereits Ferdinands und Ludwigs Erklärung in Händen, daß die Dragoner unverzüglich die alliirten Fahnen verlassen würden, als er seinem Schwager noch einen Brief schrieb, in dessen Postskriptum es hieß: „Die Gefälligkeiten haben ihre Grenzen; denken Sie nicht, mein Lieber, daß ich gutmüthig genug bin, mir die Nase abschneiden zu lassen, wenn es Ihnen gefällt, mich verstümmelt zu sehen. Alles hat seine Grenzen, und es ist jetzt nicht die Zeit, um zu spaßen.“

Nichts merkwürdiger als die Verschiedenheit der Gefühle, welche Friedrich der Große seinem Schwager Ferdinand und seinem Neffen Karl Wilhelm entgegenbrachte. Den fünfundzwanzigjährigen Erbprinzen überschüttete der König mit Lobsprüchen, die ihm, nicht zum Heil des Staats, einen großen Namen machten am preußischen Hofe. Den unerschrockenen Haudegen, welcher, wie wir wissen, den strategischen Ideen eines Ferdinand nicht von fern zu folgen vermochte, behauptete sein königlicher Oheim, unbedenklich mit dem Oberbefehl über sämmtliche preußische Armeen betrauen zu können:

„Ce héros, dont l'esprit unit dès sa jeunesse
Le solide au brillant, l'ardeur à la sagesse,
Est de mon propre sang.“

Der Herzog von Broglie verfügte über 88000 Mann, Ferdinand, dem die letzten britischen Nachschübe noch immer abgingen, hatte dem Herzog gegenüber nur 58000 Kombattanten. Der Minderzahl der alliirten Streitkräfte ungeachtet, war Prinz Ferdinand im Begriff, die Offensive zu ergreifen und Gießen zu belagern, als Broglie seinerseits den Vormarsch antrat. Am 24. Juni erreichten die Franzosen die Ohm und überschritten den Fluß, den sie trotz der Steilheit und Versumpfung seiner Ufer unvertheidigt fanden, zwischen Homburg und Amöneburg. Schwerlich dürfte es den Franzosen gelungen sein, das rechte Ufer zu betreten, wenn General von Imhof mit der 25000 Mann starken alliirten Vorhut ihnen die Passage streitig gemacht hätte. Aber Imhof wähnte, von Furcht übermannt, jene ganze Streitmacht an einem

einzelnen, garnicht bedrohten Uebergangspunkt nöthig zu haben und räumte, den Befehlen des Prinzen zuwider und gegen das „Sentiment“ seiner Kameraden, Amöneburg und Homburg. In derselben Nacht, in welcher der Herzog von Broglie die Ohmlinie gewann, erreichte das alliirte Gros einen nur noch drei Stunden von dem zu haltenden Flusse entfernten Punkt. Nach dem Uebergange der Feinde glaubte sich Ferdinand „in einer sehr schlimmen Lage“ zu befinden und zog sich zurück. Anstatt der Belagerung Gießens durch die Alliirten erfolgte nunmehr die Belagerung Marburgs durch die Franzosen. Die Hin- und Hermärsche und mißglückten Manöver, mit denen die Kampagne anhob, übten keinen günstigen Einfluß auf den Geist des alliirten Heeres aus: der Kommandant von Marburg, von Pufendorf, wartete die Vollendung der französischen Batterien garnicht ab, sondern kapitulirte bereits am 1. Juli, nachdem man gegnerischerseits noch nichts gegen sein Schloß gethan hatte, als drei Bomben darauf abzuschießen. Zwei andere Offiziere, die von feindlichen Abtheilungen angegriffen worden waren, stellte Prinz Ferdinand vor ein Kriegsgericht, wegen eines Verhaltens, „das eines Mannes von Ehre so unwürdig ist.“

Imhof's Furchtsamkeit und Ungehorsam, wodurch jenes ganze Mißgeschick herbeigeführt worden war, tadelte der Prinz, da er den genannten General durch keinen besseren zu ersetzen wußte, wie immer nur in der vorsichtigsten und rücksichtsvollsten Weise. Imhof jedoch besaß die Bosheit, zu verbreiten, Ferdinand wäre durch die Tanzgesellschaften, welche er dem hessischen Adel zu geben pflegte, in dem „Capua“ Wavern zu lange zurückgehalten worden. Nunmehr erfolgte ein offener Zusammenstoß zwischen dem Feldherrn und dem Unterführer, und Imhof mußte den Weg Sackvilles gehen. Der regierende Herzog von Braunschweig trug seinem Bruder noch immer die Eigenmächtigkeit nach, mit welcher Ferdinand zu Beginn seiner Laufbahn nothgedrungener Weise über das braunschweigische Kontingent verfügt hatte.*) Herzog Karl beehrte Herrn von Imhof, der sich nach Braunschweig zurückzog, mit hoher Gunst.

Zehn Tage lang standen die beiden feindlichen Heere einander in der Umgegend von Ziegenhain gegenüber, dann drängten die Franzosen die Alliirten durch Manöver in's Waldeckische zurück. Bei Korbach wurde am 10. Juli unter Broglie's persönlicher

*) Vergl. I. 496.



Leitung ein detachirtes Korps der Alliirten, das der Erbprinz anführte, geschlagen. Bei dieser Gelegenheit imponirte der Herzog von Broglie den Truppen durch außergewöhnlichen persönlichen Muth: durch eine deutsche Granate in Flammen gesetzt, flogen vierzehn französische Munitionskarren in die Luft. Neben „cette horrible girandole," wie Rochambeau sich ausdrückt, stand der Herzog, ein Glas Wein in der Rechten, ein Butterbrod in der Linken, mit vollen Backen ruhig weiterkauend und dabei Rochambeau zu der Kaltblütigkeit beglückwünschend, welche dessen Truppen angesichts der Explosion bewahrten. Die Moral der französischen Armee hob sich unter dem neuen Feldherrn merklich: „Prinz Ferdinand," so heißt es in einem Brief aus dem Korbacher Lager, „wird sich gezwungen sehen, uns eine Schlacht zu liefern, wenn er nicht vorzieht, uns zwei Provinzen (Hessen und Westfalen) kampflos preiszugeben. . . . Wenn dieser Fürst den Entschluß faßt, sich zu schlagen, werden wir uns erstens mit der Uebermacht der Zahl schlagen und dann mit dem größten Vertrauen auf die Talente unseres Generals . . . . Versuchen Sie, sich die Felddienstordnung des Marschalls Broglie zu verschaffen; sie ist gut und um so besser, als sie von allen unseren Verordnungen die einzige ist, welche buchstäblich befolgt wird . . . wie unsere Armee unter der Leitung Marschall Broglie's marschirt, . . . befindet sich Jedermann ohne Ausnahme auf seinem Posten . . . . Ein anderes Wunder ist, daß Niemand etwas von den Plänen des Feldherrn weiß . . . . Alles bleibt im Lager, Niemand geht anders in's Hauptquartier als mit Erlaubniß, und man darf nicht oft dorthin kommen."

Broglie hatte auch den Generalstab reorganisirt, und zwar in dem Sinne, daß er Ferdinand's Adjutantensystem nachahmte und einen Kreis von Offizieren um sich schuf, die nur von ihm abhingen und ein Gegengewicht gegen die Generalität bildeten: „Zuweilen," so erzählt jene Korrespondenz aus dem Lager von Korbach, „wissen die Generale, welche die Marschkolonnen kommandiren, nicht, wohin die Generalstabsoffiziere sie führen, da sie ihre Itinerarien nur in bestimmten Fällen öffnen dürfen. Demgemäß müssen Sie einräumen," so fährt der Briefschreiber mit einem gerade an dieser Stelle etwas sonderbar anmuthenden Stolze fort, „daß nur ein Mann dazu gehört, um aus der französischen Nation Alles zu machen, was man will."

Im Fürstenthum Waldeck konzentrirte sich der ganze Krieg. Am 10. Juli vereinigte sich das Korps Saint-Germain*) mit der französischen Hauptarmee; am 13. Juli gewann nach einem sehr langsamen Marsche das Korps Spörken**) Fühlung mit dem alliirten Gros. Indem Spörken den Anordnungen Ferdinand's gemäß bei Landau Posto faßte, verrieth der General eine erstaunliche Ungeschicklichkeit und Hilflosigkeit. Auf einen an den Feldherrn gerichteten Nothschrei Spörken's erwiderte Prinz Ferdinand: „Ich empfange soeben den Brief Eurer Excellenz, in welchem Sie mir mittheilen, daß die große von Arolsen kommende Straße den Feind direkt Ihrem Lager in den Rücken führen würde. Das ist ein sehr schwerer Fehler, sodaß Eure Excellenz nichts eiligeres zu thun hat, als Ihre Stellung zu verändern, damit Sie, wenn der Feind debouschirt, ihm die Front zukehren. Da ich das Terrain nicht kenne, muß ich mich auf die Entscheidung Eurer Excellenz verlassen." —

Die alliirten Truppen konnten bei Sachsenhausen, in der Stellung, welche Ferdinand für sie ausgesucht hatte, einem französischen Angriffe mit Ruhe entgegensehen, trotzdem der Marschall über 102000 und der Prinz nur über 76000 Kombattanten***) verfügte: „Die Feinde lagerten vor uns," heißt es in einem französischen Bericht, „in der vortheilhaftesten Position, glaube ich, die es in diesem Lande giebt." Da Broglie unter den geschilderten Umständen die Schlacht nicht wagte, traf er Anstalten, Ferdinand von Sachsenhausen wegzumanövriren. Inzwischen erlitt ein französisches Detachement eine äußerst schimpfliche Katastrophe: Bei Emsdorf stand der Generalmajor von Glaubitz, um die Verbindung Broglies mit Marburg zu decken, von wo der Herzog seine Lebensmittel bezog. Glaubitz besaß das aus Husaren und Fußgängern gemischte Regiment Berchiny, aber die genannten Freiwilligen (so hießen damals die leichten Truppen) hüteten das Lager so schlecht, daß es am hellen Mittage des 16. Juli vom Erbprinzen aufgehoben werden konnte. Die Franzosen setzten sich außer den Leuten des Obersten Berchiny aus 5 Bataillonen zusammen. Fast Niemand entrann; neun Fahnen führte Karl

---

*) Vergl. V. S. 512.
**) Ibidem.
***) Auf S. 509 des vorigen Aufsatzes ist gesagt worden, die Franzosen wären von 1759 auf 1760 von 100000 auf 140000 Streiter angewachsen. Das ist ein Irrthum. Sie vermehrten sich damals nur bis auf 120000 Mann; die Stärke von 140000 erreichten sie erst im Frühjahr 1761.

Wilhelm mit sich hinweg. Trotzdem gelang es Broglie (24. Juli) die Alliirten zur Räumung des Lagers von Sachsenhausen zu zwingen: „Les voilà depostés!“ jubelte man bei den Franzosen. Prinz Ferdinand wurde bis Kassel zurückgedrängt; seine Situation fing an, sehr unangenehm zu werden. Da führte er sein Gros vermittelst eines nächtlichen Gewaltmarsches nach Warburg, wo ein detachirtes französisches Korps unter de Muy stand. Es gelang dem Prinzen, die genannten feindlichen Streitkräfte im Morgennebel zu überfallen, sie völlig zu zersprengen und ihnen einen Verlust von 8000 Mann beizubringen (31. Juli).

Die antiferdinandische Stimmung in England schlug jäh um „Der Jubel wurde bis zur Extravaganz getrieben“, so schildert Hänichen das Bild, das London nach der Ankunft der Siegesbotschaft darbot. „Man hat so viel Pulver verschossen, um den Sieg zu feiern, als dazu gehörte, um ihn zu gewinnen . . . . . Auf jede ersinnliche Weise ist er gefeiert worden: Böllerschüsse, Freudenfeuer in allen Straßen, allgemeine Illumination, und Lärmen und Schreien bis zum nächsten Morgen.“

Ferdinand sollte seines Triumphes nicht froh werden: zu derselben Zeit, wo er de Muy schlug, bemächtigte sich Broglie Kassels. Die Festungswerke der genannten Stadt waren — wie Ferdinand argwöhnte, infolge landgräflicher Ränke — noch nicht soweit vollendet, um eine Belagerung aushalten zu können. Am Morgen des Schlachttages von Warburg ließ Broglie gegen die hessische Residenz eine Avantgarde von 12000 Mann vorgehen. Der Vertheidiger der bedrohten Hauptstadt, der hannöversche Generalleutnant von Kielmannsegge, verfügte über 7500 Streiter. Trotz dieses keineswegs besonders ungünstigen Verhältnisses der Streitkräfte räumte Kielmannsegge, den unzweideutigen Instruktionen des Prinzen zuwider, Mittags Kassel und retirirte auf Münden. Als Broglie in der Morgendämmerung des 1. August die Katastrophe von Warburg vernahm, marschirte er sofort mit seinem Gros gegen die Diemel, um die geschlagenen Truppen aufzunehmen, Kassel aber hielt er mit 12000 Mann fest. Wie der Landgraf von Hessen im Kreise derjenigen, welchen er traute, häufig geäußert hatte, wäre es ihm sehr angenehm gewesen, sich von den Franzosen in seiner Residenz gefangen nehmen zu lassen. Aber zu des Landgrafen guten Freunden gehörte auch der lebenslustige Schlieffen, der von der Armee an den Hof versetzt worden war. Durch diesen Kanal floß dem Prinzen Ferdinand manche wichtige Mittheilung

zu, und so hatte man denn alliirterseits dafür zu sorgen verstanden, daß der Landgraf, sobald der Krieg sich wiederum auf Kassel zuzuwälzen begann, sein Hoflager nach Braunschweig verlegte.

„Das ist eine sehr schmerzhafte Wunde“, schrieb Prinz Ferdinand über den Verlust der hessischen Hauptstadt an König Friedrich, „und ich weiß nicht recht, wie ich sie heilen soll. . . . Ich bin in Verzweiflung, um so mehr, als die Niederlage de Muys mir den Besitz Kassels gesichert zu haben schien.“ Indessen stellte sich bald heraus, daß die Alliirten doch dnrch die Katastrophe bei Warburg mehr gewonnen als durch die Räumung Kassels verloren hatten: „Die Franzosen“, schrieb Hänichen an Westphalen, „erblicken in der Bewegung, welche Prinz Ferdinand am 31. Juli gemacht hat, das größte Meisterwerk.“ Die bei Warburg so schwer geprüften Truppen hatten bis kurz vor der Aktion unter dem Grafen Saint-Germain gestanden, der nach einem heftigen Zwist mit Broglie aus dem Dienst geschieden war.*) Die Niederlage des neuen Korpsführers fiel indirekt auch auf denjenigen, welcher ihn an seine Stelle gesetzt hatte. Deshalb klatschten die ehemaligen Offiziere Saint-Germains, soweit sie an der Diemel nicht getödtet oder ertrunken waren, über die neue ihren Fahnen widerfahrene Demüthigung schallend in die Hände. 35 Stabsoffiziere des geschlagenen Korps warfen dem Herzoge ihre Degen vor die Füße und verließen das Heer. Durch die bezeichneten widrigen Eindrücke entmuthigt, verzichtete Broglie für diesen Feldzug auf die Eroberung Westfalens und blieb, ohne sich zu rühren, drei Wochen lang am rechten Ufer der Diemel stehen. Inzwischen verharrte Ferdinand, Westphalen deckend, am anderen Ufer des genannten Flusses bei Warburg. Schließlich fand Broglie für seine 60000 Pferde an der Diemel kein Futter mehr. Er retirirte deshalb am 22. August bis in die Nähe von Kassel und zehrte hier gleichfalls Wochen lang die Gegend aus. Prinz Ferdinand war sich seines jüngsten Zuwachses an moralischer Ueberlegenheit wohl bewußt: sobald es ihm seine Verpflegungsverhältnisse gestatteten, Mitte September, überschritt er die Diemel, um das feindliche Heer anzugreifen. Aber der französische Oberbefehlshaber entzog sich der Feldschlacht, indem er bis unter die Kanonen von Kassel zurückwich. Die Zustände iu der französischen

*) Es sei beiläufig bemerkt, daß dieser zuchtloseste aller Generale unter Ludwig XVI. Kriegsminister wurde und als solcher die Prügelstrafe in der Armee einführte. Es war das eine jener reaktionären Maßregeln, welche das Ancien Regime noch zuguterletzt ergriff, und welche den Kelch zum Ueberlaufen brachten.

Armee wurden mit jedem Tage wüster. Generalintendant war noch immer Herr von Gayot, den schon Prinz Clermont vergebens zu stürzen versucht hatte,*) die Kreatur des steinalten, körperlich hinfälligen aber geistig noch immer sehr regen Paris du Verney. Auch Broglies Thatkraft vermochte mit den unheilvollen Einflüssen der hohen Finanz nicht aufzuräumen, pflegten doch Frau von Pompadours Briefe an Paris du Verney den hilfsbereiten Geldmann mit einem der zärtlichsten Koseworte anzureden, über welche die Marquise verfügte: „Mein süßes Schweinchen!“ So kam es, daß die Truppen zuweilen drei Tage lang kein Brod erhielten, zuweilen sich in der glühenden Augustsonne das Wasser kaufen mußten. Die Verschmachtenden stürzten sich auf das Obst, welches in diesem Jahr in Hessen besonders gut gerathen war, und die Ruhr brach aus. Die sogenannten „großen Fouragirungen“ erforderten stets die Mitwirkung eines gewaltigen Truppenaufgebots. Bei ihnen und überhaupt bei allen Manövern ließ Broglie aus Furcht vor einem Ueberfall sämmtliche ausrückende Streitkräfte immer in Linie anstatt in Kolonne marschiren, was die Leute furchtbar anstrengte. Die geschilderten Strapazen und Entbehrungen bewirkten, zumal, da sie überwiegend zu Niederlagen und Retiraden führten, daß auch die Subalternoffiziere,**) die sonst dem Marschall Broglie fest anhingen, die allerübelste Stimmung verriethen. Unter den geschilderten Verhältnissen verzweifelte Broglie daran, Hessen und Südhannover — ein Korps war über Münden nach Göttingen vorgeschoben worden — auf die Dauer behaupten zu können. Er erklärte dem Kriegsminister, seine Eroberungen nur bis an das Ende der Kampagne festhalten und dann an den Main zurückkehren zu wollen: „Das ist eine recht erbärmliche Kampagne trotz unserer so sehr gerühmten Ueberzahl,“ klagte man am Hof. Dann ließ das Oeil de boeuf seinen Kummer plötzlich fahren und ergötzte sich an den allerdings überaus geistvollen makkaronischen Versen:

D'Estrées duxit,
Richelieu deduxit,
Clermont reduxit,
Contades fecit promenade,
Broglie à la fin rétrograde.

---

*) Vgl. I S. 534.

**) Ueber das Verhältnis der Subalternoffiziere zu den höheren vgl. „Ludwig XVI und Marie Antoinette auf der Flucht nach Montmédy i. J. 1791; aus dem Nachlasse des Freiherrn E. v. Stockmar herausgegeben von E. Daniels.“ S. 104.

„Jedermann ist überzeugt,“ schrieb Hänichen in Bezug auf die Ansichten des Versailler Publikums an Westphalen, „daß dieser Marschall (Broglie) beim geringsten Fehler oder der kleinsten Dummheit, die er macht, abberufen werden wird, da er die stärkste Kabale des Hofes gegen sich hat. So gewinnt es ganz den Anschein, als ob Prinz Ferdinand bewirken würde, daß der sechste Marschall die Bühne des deutschen Krieges betritt.“

Der üble Eindruck, den Broglies Retirade hervorrief, wurde noch verstärkt durch das schimpfliche Vorkommniß von Zierenberg: die Freiwilligenregimenter Clermont und Dauphiné, die dort lagen, vernachlässigten, wie dem alliirten Hauptquartier gemeldet wurde, den Dienst; nur wenige Außenposten, so hörte man, wären stark genug. In der Morgendämmerung des 6. September überfiel der Erbprinz Zierenberg: 400 Volontaires wurden getödtet, 400 andere fielen mit 33 Offizieren in die Hände Karl Wilhelms. Auch der Kommandeur der zusammengehauenen Abtheilung, Herr von Nortmann, gerieth in Gefangenschaft: „Er war für seine Person so flink,“ rapportirte Broglie dem Kriegsminister, „daß er beim ersten Schuß zu Pferde saß, und daß alle seine Leute angezogen waren, und daß weder ein Soldat noch ein Offizier im Hemde gefangen genommen wurde.“ Aber trotz der Befriedigung, die Broglie darüber empfunden zu haben scheint, daß die Volontaires sich den eindringenden Feinden wenigstens nicht in unanständiger Nacktheit präsentirten, beantragte er doch beim Kriegsminister, daß von nun an jeder General, der sich überfallen ließe, ohne weitere Untersuchung kassirt werden solle.

Das französische Ministerium verbot dem Herzog von Broglie entschieden, die Räumung der okkupirten Provinzen in's Auge zu fassen. Ferdinand hatte jetzt wieder auf der hessischen Seite der Diemel festen Fuß gefaßt, glaubte sich jedoch fast außer Stande, in Hessen weiter vorzurücken: die Landgrafschaft glich in Bezug auf Fourage einer wahren Wüste; alle Bedürfnisse für die Pferde einer Invasionsarmee hätten aus Hannover, Braunschweig und Westfalen nachgeführt werden müssen. Auf die hannöverschen Behörden und die englischen Kommissare konnte man sich nicht verlassen; standen doch die Alliirten jetzt schon 7 Wochen in der Nähe der Diemel, ohne daß es auch nur gelungen wäre, dort das bescheidenste Magazin zusammenzubringen; vielmehr lebten die Truppen aus der Hand in den Mund. Deshalb beschlossen Ferdinand und Westphalen, anstatt weiterer Versuche, „den Stier bei den Hörnern

zu packen," lieber mit dem Gros an der Diemel stehen zu bleiben und inzwischen eine Diversion gegen Wesel zu veranstalten. Es war ein Anschlag von großartiger Kühnheit: am 23. September brach der Erbprinz von Braunschweig, 20000 Mann mit sich nehmend, im tiefsten Geheimniß auf; ihm folgte Graf Wilhelm von Bückeburg an der Spitze eines Parkes. Acht Tage lang, bis zum 1. Oktober, blieb es den Franzosen verborgen, daß ein alliirtes Korps quer durch Westfalen eilte, um Wesel wegzunehmen. Am 30. September vollzog der Erbprinz die Zernirung der genannten Festung. Man wußte im alliirten Hauptquartier durch Hänichen, der, Dank der Beredsamkeit des guten holländischen Guldens, fast in sämmtlichen Waffenplätzen der Franzosen wohl orientirt war, daß in der sehr ausgedehnten Festung Wesel, für welche nach einem gelegentlichen Ausspruch Friedrich's des Großen 4200 Vertheidiger zu wenig waren, nur 1500 Mann lagen. Ueber Pionieroffiziere verfügte der Kommandant Castella garnicht, Artilleristen besaß er nicht mehr als 80. Ein Sturm auf den halb vertheidigungslosen Platz würde die günstigsten Chancen geboten haben, jedoch vermochte sich der in strategischer Hinsicht immer zaghafte Karl Wilhelm zu der bezeichneten Maßregel nicht zu entschließen und wählte die Belagerung „dans les formes". Elf Tage lang mußte man auf das Belagerungsgeschütz warten, dessen Vormarsch durch anhaltenden Regen gehemmt wurde. Endlich in der Nacht vom 10. auf den 11. Oktober erfolgte die Eröffnung der Laufgräben. Wilhelm von Bückeburg, dessen Nachruhm organisatorischen und militär-pädagogischen Charakters ist, während der Graf sich als praktischer Poliorketiker keineswegs besonders bewährt hat, betrieb die Operationen ebenso deplacirt methodisch wie Karl Wilhelm und begann die Trancheeen in sehr großer Entfernung von den Festungswerken. Trotz dieser Fehler seiner Gegner sah General von Castella in der pessimistischsten Stimmung täglich dem Fall der ihm anvertrauten Stadt entgegen. Wesel war die einzige starke Festung, die die Franzosen in Deutschland und Belgien besaßen. In der französischen Generalität liefen die ungeheuerlichsten Gerüchte um: sogar ein Rochambeau glaubte daran, wenn man ihn versicherte, 20000 Engländer seien im Begriff, bei Antwerpen zu landen und sich dieses Brückenkopfes zu bemächtigen. Prinz Ferdinand — so stellte sich die erregte Phantasie der Herren die weitere Entwickelung der Dinge vor — würde sich mit jenen Briten im Herzen Belgiens vereinigen, um von hier aus in Nordfrankreich einzudringen.

Lüttich galt bereits als verloren, der Rückzug bis Sedan als unbedingt geboten.

Jedenfalls würde die Kapitulation Wesels den Rückzug der französischen Armee auf das linke Rheinufer zur Folge gehabt haben. Der Herzog von Broglie erbebte bei dieser Perspektive und inmitten der allgemeinen Verwirrung der Geister, jedoch wußte er sich zu fassen und rasch die zum Entsatze des gefährdeten Waffenplatzes erforderlichen Maßregeln zu treffen: ein Detachement Broglies vereinigte sich auf dem linken Rheinufer, bei Neuß, mit Truppen, welche gerade auf dem Wege von Frankreich nach Hessen waren. Wenn der Erbprinz dem Marquis von Castries, der die geschilderten Entsatztruppen kommandirte, den Eintritt in Wesel verwehren wollte, mußte er mit einem Theil seiner Streitkräfte den Rhein passiren. Von Ferdinand ansehnlich verstärkt, ging Karl Wilhelm am 15. Oktober bei Ginderich über den Strom, dessen geschwollene Gewässer von einem furchtbaren Sturm gepeitscht wurden, so daß die noch unvollkommene Brücke dreimal zerriß. Am folgenden Morgen griff der Erbprinz de Castries bei Rheinberg an, das einen halben Tagemarsch von Ginderich liegt. Die Franzosen zählten 19000 Mann, Karl Wilhelm hatte 14000 herbeigeführt; die Alliirten waren also im Vergleich mit anderen Aktionen dieses Krieges keineswegs besonders schwach. Zunächst überfiel Karl Wilhelm die Volontaires des Obersten Fischer, der sich schon bei Warburg übel bewährt hatte. Die Fischersche Truppe wurde so vollständig von dem Lager des Gros abgedrängt, daß kein einziger Freiwilliger dem General de Castries Botschaft von dem Anmarsch des Feindes zu bringen vermochte. Völlig unbemerkt erschien der Erbprinz in der linken Flanke und dem Rücken der Franzosen. Zu den Vortruppen, auf welche die Alliirten hier stießen, gehörte der Kapitän Chevalier d'Assas. Ein alliirter Offizier, erzählt Rochambeau, rief dem Kapitän d'Assas in französischer Sprache zu, man möge den Hahn in Ruhe setzen, man schieße auf Freunde. Vom Morgennebel geblendet, trat d'Assas aus dem Gliede, um sich zu orientiren, und sah sich von Hannoveranern umgeben, welche ihn drohend schweigen hießen. Der Held aber schrie: „Schießt Schützen! Feinde! Feinde!“ und sank, von Bajonnetstichen durchbohrt, zu Boden.

Der umgangene de Castries sah den Tag schon für verloren an, aber die Franzosen schlugen sich, wie immer im koupirten Terrain, sehr tapfer und hartnäckig: die Brigade Rochambeaus

verlor von 80 Offizieren 58 und dazu die Hälfte ihrer Gemeinen. Die Offiziere und Mannschaften der Brigade Alsace legten eine ähnliche Aufopferung an den Tag. Rochambeau erhielt einen Schuß gegen die Brust, kommandirte jedoch, auf zwei Grenadiere gestützt, bis ans Ende des Gefechtes weiter. Auf der andern Seite wurde dem Erbprinzen das Pferd unter dem Leibe erschossen; mit einer schmerzhaften Quetschung am Bein hinkte Karl Wilhelm lange auf dem Schlachtfelde umher, bis er endlich ein lediges Pferd fand, auf das er sich schwingen konnte.

Indessen genügte die persönliche Tapferkeit des kühnen Degen nicht, um das Gefecht siegreich durchzuführen. Karl Wilhelm zeigte sich außer Stande, das moralische Uebergewicht, welches ihm die gelungene Umgehung verlieh, rasch auszubeuten; de Castries faßte sich und schließlich, nach vierstündigem wüthendem Ringen, wurden die Alliirten endgiltig zurückgeschlagen. Die Franzosen hatten 16, die Alliirten nur 11 Prozent ihres Bestandes verloren, gleichwohl waren die Truppen des Erbprinzen so entmuthigt, daß Karl Wilhelm für nothwendig hielt, das linke Rheinufer zu räumen, womit der Anschlag auf Wesel in sich selber zusammenfiel. Als jedoch die Alliirten die Brücke bei Ginderich wieder erreichten, fanden sie das Bauwerk zum vierten Male zerstört. Den ganzen 17. Oktober hindurch stand der Erbprinz, auf die Wiederherstellung der Brücke wartend, hinter den Ueberresten einer ehedem von Turenne angelegten Verschanzung. Das dürftige Quantum Munition, mit dem die alliirte Intendantur Karl Wilhelm ausgerüstet hatte, war bei Rheinberg fast völlig verbraucht worden. De Castries stand den Schanzen Turenne's unthätig gegenüber; er dachte nicht nur nicht daran, die Besiegten von Rheinberg in den Strom zu werfen, sondern befürchtete sogar, in der Nacht abermals von ihnen überfallen zu werden. Am Morgen des 18. Oktober war die Brücke wieder benutzbar und räumten die Hannoveraner bei hellem lichten Tage fast unbelästigt das linke Rheinufer.

König Friedrich hatte sich im Juni, infolge der Katastrophe des Korps Fouqué, nach Schlesien begeben müssen; Sachsen deckte General von Hülsen mit geringen Streitkräften. Die ganze Kampagne hindurch grollte der König seinem Schwager, weil er sich an der Vertheidigung des Kurfürstenthums nicht betheiligen wollte: „Ich glaube, daß ein königlich preußischer Feldjäger eingetroffen ist,“ schrieb Ferdinand einmal in das Parterre seines Hauses hinunter. „Ist der Brief lang? Ist ein eigenhändiges Postskriptum

darunter? Die letzten fürchte ich ein wenig." Um die Zeit des Gefechtes von Rheinberg hatte die Reichsarmee dem General Hülsen Sachsen bis auf den letzten Platz entrissen. Friedrich mußte aus Schlesien herbeieilen, um das Kurfürstenthum wiederzuerobern. Als nun an der Diemel die Antwort auf den Brief anlangte, in welchem der Prinz dem König die Aufhebung der Belagerung von Wesel angezeigt hatte, schrieb Ferdinand an den Rand der Depesche, welche in's Parterre zum Dechiffriren ging: „Je crains des sottises." Und wahrlich! an schnöden Beleidigungen fehlte es in dem königlichen Schreiben nicht! Es lautete so: „......... Ich will Ihnen ganz ehrlich gestehen, daß wenn Sie sich, ich will nicht sagen als preußischer General, sondern nur als treuer Bundesgenosse des Königs von Preußen und als ein ergebener Diener der Interessen der gemeinsamen Sache gefühlt hätten, Sie den Erbprinzen mit dem großen ihm zugewiesenen Detachement nach Sachsen zu hätten schicken müssen .... Die Unglücksfälle, welche ich in dieser Kampagne zu ertragen hatte, sind viel größer und bedeutender gewesen als die Ihnen widerfahrenen; die Zahl der meinigen hat mich naturgemäß fast unempfindlich gegen alles Mißgeschick der Anderen gemacht. Würden Sie überrascht sein, wenn ich Ihnen sagte, daß Sie im gegenwärtigen Augenblick kaum auf Mitgefühl bei mir zu rechnen haben?"

Auch an und für sich betrachtet, billigte Friedrich die Expedition gegen Wesel nicht. Einen Sturm auf die genannte Festung, schrieb er, hätte er sich gefallen lassen, aber eine reguläre Belagerung sei ein tollkühnes Unternehmen gewesen. Als ob es zu einer Belagerung „dans les formes" anders als durch die Fehler des Braunschweigers und des Bückeburgers gekommen wäre! „Soweit ich über den Mißerfolg des Erbprinzen urtheilen kann," so sagte Friedrich über das Gefecht von Rheinberg, „ist ihm das Unglück nur deshalb zugestoßen, weil er gegen die Franzosen nicht mit vereinigten Streitkräften agiren konnte und gemäß einer guten vorher (von Ferdinand!) entworfenen Disposition." Wie wir gesehen haben, besaß Karl Wilhelm bei Rheinberg 19000 Franzosen gegenüber 14000 Kombattanten; die Siege von Krefeld und Minden waren unter keineswegs günstigeren Zahlenverhältnissen erfochten. Nichts konnte ungerechter sein, als Ferdinand's schlechtem Feldzugsplan die Schuld aufbürden zu wollen für die Mittelmäßigkeit der strategischen Anlagen des Erbprinzen.

„Uebrigens", schloß des Königs Brief, „nehme ich denselben Antheil an Ihrer schwierigen Lage, den Sie, wie Sie sagen, an meinen Bedrängnissen nehmen." Einen starken Milderungsgrund für die gehäuften Bosheiten des angeführten Schriftstückes bildet die Noth, in welcher sich der große König unmittelbar vor der Verzweiflungsschlacht von Torgau befand. Prinz Ferdinand richtete eine Vertheidigungsschrift an Friedrich, welche der König erst nach seinem Siege bei Torgau vom 3. November beantwortete. Die Form des zuletzt genannten königlichen Briefes war würdig, aber in der Sache hielt der König an seinem ungerechten Urtheil über Ferdinands Kriegführung fest. Er meinte, wenn Ferdinand den Erbprinzen anstatt an den Rhein nach Sachsen geschickt hätte, würde das Kurfürstenthum nicht verloren gegangen und die preußische Armee im Stande gewesen sein, ihrerseits im Winter mit den Alliirten gegen Broglie zu kooperiren. Soweit war des Königs Kritik unzweifelhaft richtig, aber Friedrich vergaß, welcher Sturm des Unwillens sich im vergangenen Jahre in England erhoben hatte, als um Preußens willen ein alliirtes Korps nach Sachsen entsendet worden war.*) Jetzt stand auf den britischen Inseln ein Thronwechsel bevor; am Horizont der Zukunft zeichneten sich die Konturen des Ministeriums Bute ab. Konnte Ferdinand unter solchen Verhältnissen seinen Feldzugsplan von vornherein so anlegen, daß er um der Deckung Sachsens willen die Befreiung Hessens bis zum Winter hinausschob? Gewiß bildeten der östliche und der westliche Kriegsschauplatz in höherem Sinne eine Einheit, und es gab für beide protestantische Großmächte kaum ein wichtigeres Interesse, als Sachsen in preußischen Händen zu sehen. Indessen pflegten Winterfeldzüge ungeheure Summen zu kosten: das Dezemberlager vor Celle hatte ein Viertel der alliirten Armee verschlungen. Die Rücksicht auf seine englischen Geldgeber verbot dem Prinzen Ferdinand schlechterdings, sich auf eine solche Strategie einzulassen, solange es noch schien, als ob Operationen in der günstigen Jahreszeit zum Ziele führen würden.

Nachdem freilich der Anschlag auf Wesel gescheitert war, blieb aller Bedenken ungeachtet doch nur übrig, die winterliche Invasion der „hessischen Wüste" zu wagen. Der alliirte Feldherr zeigte sich in seinen Ansprüchen an Magazine nothgedrungenerweise so bescheiden, daß er die Operationen schon beginnen wollte, sobald es

*) Vgl. V S. 510.

nur gelungen sein würde, für 8—14 Tage Fourage an der Diemel zu sammeln. Unglücklicherweise hielt das seit Anfang September im ganzen nordwestlichen Deutschland herrschende Regenwetter auch weiterhin beharrlich an: die Landstraßen — Chausseen gab es ja damals noch nicht — waren fast unfahrbar, die Weserschiffahrt hörte auf. Unter so gewaltigen Schwierigkeiten versagte die alliirte Intendantur völlig. Nachdem Ferdinand sechs Wochen lang vergebens auf größere Zufuhren aus Hannover und Westfalen gewartet hatte, sah er sich am 12. Dezember genöthigt, die Winterquartiere zu beziehen. Er behielt sich vor, möglichst bald aus ihnen zu einem Winterfeldzuge hervorzubrechen: „Er wird ungeheuer verderblich werden," schrieb der Prinz voll düsterer Vorahnungen an Westphalen, „für Truppen, die rauhen und winterlichen Operationen so wenig gewachsen sind." Uebrigens stellten sich schon in den Winterquartieren Dank der üblen Witterung und der mangelhaften Verpflegung Epidemien ein. Wie der Prinz den Ministern in Hannover schrieb, war der „Mangel die nächste Ursache der . . . eingerissenen leidigen Contagien." Der Prinz drang darauf, daß „die Beamten längs der Weser mit Macht Bier und Branndtwein brauen lassen," indessen blieben seine Bemühungen, den Schlendrian und den bösen Willen zu bannen, nach wie vor erfolglos.

In Folge der Schlacht von Torgau glaubte Friedrich der Große hoffen zu dürfen, daß einem Siege der Alliirten über die Franzosen der allgemeine Friede auf dem Fuße folgen würde. Scheltend drängte er den Prinzen vorwärts; Ferdinands Betheuerungen, die Invasion Hessens sei noch nicht möglich, wollte der König nicht glauben und beantwortete sie mit der Anklage der Furchtsamkeit: „Niemals werden Sie vor der Krone England und in den Augen der Welt verantworten können, daß Sie die Franzosen im Besitz von Kassel, Göttingen und Münden lassen." Prinz Ferdinand loderte auf vor Zorn; im einem eigenhändigen Briefe erhob er Beschwerde über „alles Beleidigende", welches die letzten Depeschen Seiner Majestät enthalten hätten. Jedoch wurde auf Westphalens Einspruch der Brief in dieser Form nicht abgesendet. Wir wissen seit Kurzem, daß der siebenjährige Krieg keineswegs bloß eine Frucht des Neides ist, mit welchem die alten Höfe die Vergrößerung Preußens durch Schlesien betrachteten, sondern daß die Katastrophe auch theilweise durch Eroberungspläne herbeigeführt worden ist, welche König Friedrich in Bezug auf

Sachsen und Westpreußen erfüllten. Daß Ferdinand und Westphalen den geschilderten Sachverhalt richtig ahnten, beweist folgender Vorfall: der Prinz setzte ein Schreiben auf, in dem er seinem Schwager zum 1. Januar 1761 gratulirte. Er äußerte hier den Wunsch, im kommenden Jahre das Schwert, welches der König für die deutsche Freiheit und alle Bekenner des Protestantismus gezogen habe, mit Olivenzweigen bekränzt zu sehen und gab ferner der Hoffnung Ausdruck, daß sich Seine Majestät noch lange Jahre der Titel Beschützer der deutschen Freiheit und Vertheidiger des väterlichen Glaubens erfreuen würde. Zu den gesperrt gedruckten Stellen des obigen Konzeptes machte Westphalen die Randbemerkung: „Könnte weggelassen werden, da zu befürchten steht, daß Seine Majestät es ironisch auffaßt.“ Die Ironie und die ihr verwandten Kunstarten lagen dem an esprit ziemlich armen Prinzen nur zu fern, und die erzählte Episode zeigt uns so recht deutlich, wie hartnäckig und unausrottbar das Mißtrauen war, welches Friedrich gegen Ferdinand hegte.

Der Dezember und der halbe Januar 1761 verstrichen, ohne daß die Niederschläge aufhörten, höchstens, daß das Regenwetter ab und zu durch den Fall schnell schmelzenden Schnees unterbrochen wurde. Das Diemelmagazin kam nicht zu Stande, die hitzigen Fieber rasten unter den nothleidenden Truppen mit höllischer Wuth. Inmitten dieser entmuthigenden Erscheinungen und aller Enttäuschungen ungeachtet hielt Prinz Ferdinand an der Idee fest, Hessen-Kassel und Südhannover durch einen Winterfeldzug zurückzuerobern: „Die Nothwendigkeit,“ sagt er, „um jeden Preis die Maßregeln zu durchkreuzen, welche Herr von Broglie ergriff, um mit dem Beginn der kommenden Kampagne den Krieg in das Herz der alliirten Staaten zu tragen, überwog alle Bedenken.“ Aber das hannöversche Ministerium, dem der Feind doch schon im Lande stand, ließ sich schlechterdings nicht aufrütteln. Vergebens wehklagte Prinz Ferdinand: „Alles, was ich befehle, anordne, bitte, ersuche, flehe, ist ebenso, als wenn ich es gar im Winde redete.“ Was das englische Kommissariat anbetraf, von dessen Thätigkeit Wohl und Wehe des Heeres abhing, so glichen sämmtliche Mitglieder der genannten Behörde ihrem verehrten Präsidenten Mr. Hatton. Dieser wohlbeleibte Gentleman mit dem rosig blühenden Antlitz pflegte jeden Morgen nach dem Breakfast die Rechnungen, welche die katonischen Naturen seiner Behörde ihm präsentirten, zu unterschreiben, ohne sich jemals der Indiskretion einer eingehenden

Prüfung schuldig zu machen; sonst aber arbeitete die drittwichtigste Persönlichkeit der Armee den ganzen Tag über schlechterdings nichts. Ferdinand richtete folgenden verzweifelten Appell an das englische Kommissariat: „Ich bitte Sie im Namen Gottes, meine Herren, geben Sie unseren Verpflegungsangelegenheiten eine bessere Wendung oder ich bin zu Ende mit meinem Latein, und unsere ganze Sache kommt an den Rand des Abgrundes. Ich würde mich gern selber opfern, wenn es entschieden und beschlossen ist, daß ich das Opfer sein soll. Ich würde nicht murren, wenn ich dadurch unsere Sache retten könnte. Was mich jedoch zu Tode betrübt, ist, daß so viele andere unschuldige Opfer fallen, und daß ich den völligen Ruin vor Augen sehe. Es schneidet mir ins Herz, daran zu denken. Wenden Sie . . . das Gewitter, das sich über unseren Häuptern zusammenzieht, ab; . . . . Die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich an alles das denke."

So wand sich der thatendurstige Held unter dem Joche der hannöverschen und englischen Beamten. Für die geschilderten verwickelten Verhältnisse hatte Friedrich II. kein Auge. Immer ungerechter zürnte der König gegen Ferdinand, der ihm, um sich zu verantworten, erwiderte: „Ich gehe mit dem Ministerium zu Hannover keineswegs zu schonend um; ich dränge es unaufhörlich. Ich bediene mich abwechselnd der Bitten und der Drohungen. Es weigert sich niemals, meine Befehle auszuführen, aber wenn ich bemerke, daß sie nicht ausgeführt werden und Rechenschaft verlange, dann überhäuft es mich mit Protesten und mit der Darlegung von Unmöglichkeiten und unübersteiglichen Schwierigkeiten. . . . . Eure Majestät können überzeugt sein, daß man mir mehr Bände voll Vorstellungen gegen diese Lasten schickt als Wagen geladen mit Fourage. Das sind Schwierigkeiten, die Eure Majestät nicht kennt; sobald Sie befehlen, wird Ihnen gehorcht; ich jedoch, ich muß unterhandeln. . . . . ."

Endlich, Mitte Januar, schlug die Witterung um; es trat starker Frost ein und die Straßen kamen in Ordnung. Noch immer ließ die alliirte Intendantur viel zu wünschen übrig: „Einer ist wider den Andern," jammerte der Pinz, „und Jedweder contrecariret den Andern." Gleichwohl zeigte Ferdinand Friedrich an, daß er um den 10. Februar vorgehen wolle. Was das nach wie vor für ein gewaltiger Entschluß war, darauf wirft eine einzige Zahl ein düsteres Licht: von den 80 000 dienstfähigen Kriegern, welche sich

zu Beginn der Regenzeit um ihren Feldherrn geschaart hatten, waren am 10. Februar volle 20000 todt oder bettlägerig krank.

Bis zum 10. Februar waren noch immerhin 3½ Wochen. Tadel von Seiten des großen Königs stimmte den Prinzen stets sehr traurig, und so setzte er denn, vor neuen Vorwürfen wegen des zuletzt genannnten Aufschubes bangend, unter seinen Brief folgendes, fast demüthig klingendes, eigenhändiges Postskriptum: „Meine Laufbahn ist so dornenvoll, daß ich Eurer Majestät gegenüber die Bitte wage, in Ihren Gesinnungen gegen mich nicht Strenge, sondern Nachsicht walten zu lassen." Wie Ferdinand richtig vorausgesehen hatte, grollte der König über die neue Verzögerung, indessen wurde seine Stimmung dem Prinzen gegenüber doch etwas milder, weil jetzt wenigstens ein bestimmter Termin ins Auge gefaßt worden war. Die Blitze des königlichen Zornes gingen von nun an auf schuldige Häupter nieder: „Die englischen Lebensmittelkommissäre," schrieb er seinem Schwager, „wandeln, wie ich höre, nicht auf dem rechten Wege, sondern sind große Schurken. . . . . Leiden Sie das nicht, sondern schreiben Sie nach England über die Unredlichkeit und Nachlässigkeit, mit welcher sie ihres Amtes walten, ... und welche Sie in absolute Aktionsunfähigkeit stürzen würden." In Bezug auf jenes eigenhändige Postskriptum Ferdinands erwiderte Friedrich, ebenfalls in eigenhändiger Nachschrift: „Ich kenne die Verlegenheiten, in denen Sie sich sicherlich befinden, indessen denken Sie daran, daß man sich Verdienste nur durch die Ueberwindung von großen Hindernissen erwirbt, und daß die Unsterblichkeit nur zu diesem Preise feil ist."

Die französischen Winterquartiere fingen am Niederrhein, an der holländischen Grenze, an, liefen den Rhein bis Mainz hinauf, verbreiteten sich sodann über das Mainthal bis Würzburg, erfüllten Hessen-Darmstadt und Hessen-Kassel und erstreckten sich sogar in das befreundete Thüringen hinein, bis Eisenach und Gotha. Während die über so weite Gebiete zerstreuten Franzosen ahnungslos der Ruhe pflagen, fielen am 11. Februar die Alliirten, welche sich in aller Stille theils an der Diemel theils bei Mühlhausen konzentrirt hatten, in Hessen-Kassel und Thüringen ein: „Le diable ne dort donc jamais!" schrieen die Franzosen entsetzt. Broglie, dessen Hauptquartier sich in Kassel befand, wurde für seine Person gleichfalls vollständig überrascht, aber er war kein Clermont und erholte sich rasch von dem Schrecken, welchen ihm die unvermuthete und hochgefährliche Wendung der Dinge eingeflößt hatte. Kassel,

Göttingen und Ziegenhain waren von den Franzosen mit mäßig starken Fortifikationen versehen worden; in den genannten Waffenplätzen ließ der Marschall 13 000 Mann zurück; allen seinen übrigen Streitkräften befahl er, sich bei Frankfurt am Main zusammenzuziehen. Er gedachte, sobald er hier über die ganze Armee verfügte, wieder nach Norden vorzudringen und die einstweilen sich selber überlassenen Festungen zu entsetzen. Die Intendantur vermochte die Truppenmassen, welche plötzlich von Wesel und Würzburg, von Gotha und Kassel nach Frankfurt strömten, nur sehr ungenügend zu verpflegen: in Fulda kostete das Kommisbrod einen Thaler. Anstatt des Brodes reichte man den Soldaten einen Stein: eine allerhöchste Ordonnanz ermächtigte den Herzog von Broglie, jeden pflichtvergessenen Intendanturbeamten ohne Weiteres aufknüpfen zu lassen: „Welchen Nutzen“, schrieb Hänichen an Westphalen, „würde solch Gesetz, wenn es auch in England gemacht würde, nicht in Eurer Armee stiften!“ Natürlich ist es niemals vorgekommen, daß bei einem der Schützlinge des guten Paris Duverney die Schlinge wirklich zugezogen worden wäre.

Die Franzosen hatten es mit der Retirade zu eilig, um überall ihre zurückbleibenden Depots zu vernichten. Auch gelang es den Alliirten, mehrere bereits angezündete Magazine theilweise den Flammen zu entreißen. Von den Vorräthen der Feinde lebend, durchzog das alliirte Gros „die schreckliche Wüste“ Hessen-Kassels. Der König von Preußen betrachtete die raschen Fortschritte der Alliirten mit dem lebhaftesten Vergnügen, aber seinem Schwager gegenüber klang im Munde Friedrichs sogar das Lob verletzend: „Mein lieber Ferdinand hoch!“ schrieb er. „Alles wird gut gehen. .... Sie werden mir noch Dank wissen, daß ich Sie gedrängt habe, ... obgleich es mir bisweilen vorgekommen ist, wie wenn ich Ihnen damit keine Freude bereitete.“

Die Feldarmee der Alliirten postirte sich an der Darmstädtischen Grenze; der Ausgang des Winterfeldzuges hing von den Erfolgen der Belagerungskorps ab, welche Prinz Ferdinand vor Kassel und Ziegenhain zurückgelassen hatte. Der Fall Kassels mußte Göttingens Kapitulation von selber nach sich ziehen. In der Residenz des Landgrafen Friedrich befand sich Graf Broglie, der Bruder des Herzogs, mit 6000 Mann; vor den Wällen lag Wilhelm von Schaumburg mit 14 000 Mann: „Um die Belagerung Kassels,“ schrieb Ferdinand dem Grafen Wilhelm am 26. Februar, „dreht sich unsere ganze Expedition als um ihre Angel; wenn wir nicht

bald Kassel einnehmen, werden wir garnichts ausrichten. . . . . Eurer Exzellenz winkt gegenwärtig die Gelegenheit, sich unsterblichen Ruhm zu erwerben." Leider war zugleich mit dem Beginn des alliirten Winterfeldzuges die Witterung wieder umgeschlagen; abermals plätscherte endloser Regen vom Himmel: „Die Regimenter kampiren in elenden Hütten," schrieb Wilhelm an Ferdinand. „ohne Lagerstroh; sie haben kein Holz zum Heizen, keine Fourage; kaum daß das Brod regelmäßig ankommt, da die Transportpferde der Fourage ermangeln. Die Kommissäre versprechen uns goldene Berge, indessen . . . . bald ist die Weser schuld, welche nicht schiffbar ist, bald ist der Wind konträr, oder fehlen die Fuhrwerke." Ferdinand befahl dem Grafen, dem Belagerungskorps um jeden Preis Stroh und Holz zu verschaffen, und wenn er ganze Dörfer zerstören sollte. Jedoch blieben nicht nur die Lebensbedürfnisse der Truppen, sondern, vom Geschütz abgesehen, auch die übrigen Erfordernisse der Belagerung wie Munition, Faschinen, Schanzkörbe, aus: „Alle Briefe des Grafen von Lippe enthalten nur Jeremiaden," schrieb Ferdinand an den König von Preußen, „. . . . . . Möge Eure Majestät sich vorstellen, daß zwischen Höxter und Kassel eine Wüste von 8 deutschen Meilen Ausdehnung durchschritten werden muß; auf diesem ganzen Gebiet giebt es nicht die geringsten Hilfsquellen, weder an Fourage noch an Pferden; sogar die Menschen sind verschwunden. Diese schreckliche Wüste ist durch die ununterbrochenen langen Regengüsse fast unpassirbar geworden; das Fuhrwerk gräbt sich ein, und die Bauern, die sich vergebens nach Hilfe umschauen, verlassen Wagen und Pferde und ergreifen die Flucht. Infolgedessen gelangen unsere Transporte nicht nur nicht nach Kassel, sondern sind so zu sagen verloren." Uebrigens war der Prinz weit entfernt, den äußerst schleppenden Gang der poliorketischen Operationen ausschließlich den Verhältnissen zur Last zu legen. Vielmehr schrieb er den Ministern in Hannover, daß „Alles zu Grunde gehen und krebsgängig werden" müsse, „wenn nicht Dero Diensteifer durch wirkliche Proben . . . besser wie bishero bestätiget wird . . . . Geschiehet solches nicht, so ist der Ruin der Armee unvermeidlich."

Der Bückeburger konnte sich vor Kassel mit den hohen alliirten Offizieren noch viel weniger vertragen als im Jahre 1759 vor Münster: „Das Lamento der höheren Offiziere nimmt kein Ende," heißt es in einem Briefe Wilhelms an Ferdinand, „sie lieben ihr Leben zu sehr und die Bequemlichkeiten des Lebens. Der gemeine

Soldat schreit nicht so laut und leidet doch viel mehr." In der Nacht vom 6. auf den 7. März wagte Graf Broglie einen Ausfall. Der Kommandant der Trancheen, Generalmajor von Drewes, war von seinem unbehaglichen Posten abwesend und pflog in dem abseits gelegenen „Fasanenhof" der Ruhe. Seine überrumpelten Truppen wurden in ihrer Kopflosigkeit oder, wie der Graf von Bückeburg sagte, in ihrer „Feigheit" blitzschnell aus den Laufgräben und Batterien hinausgeworfen. Nur ein Artillerieoffizier wollte die ihm anvertrauten Mörser nicht verlassen und ließ sich in der Batterie niederstechen. Das Bataillon Redecker ließ nicht einen einzigen Todten oder Verwundeten auf dem Platz, wo es hätte fechten sollen, dagegen eine ganze Anzahl da, wo es floh: „Das erinnert mich," schrieb Wilhelm an Ferdinand, „an den Marschall von Sachsen, der sagt: „c'est le victorieux qui tue."" An der Spitze frischer Truppen anrückend, drängte der Graf von Schaumburg die Feinde wieder in die Festung zurück, indessen hatten sie inzwischen einen großen Theil der Belagerungsarbeiten zerstört und sprengten noch zu guterletzt vermittelst einer brennenden Lunte Wilhelm's Bombenmagazin in die Luft: „An der Stelle," schrieb der Graf schaudernd an Ferdinand, „. . . . . . erblickt man nur Arme, Beine, Leiber und vom Rumpfe getrennte Köpfe."

Prinz Ferdinand befahl, Generalmajor von Drewes sofort in Arrest zu setzen und vor ein unverzüglich zu haltendes Kriegsgericht zu stellen. „Eure Excellenz," heißt es in einem Schreiben des Prinzen an Wilhelm, „wird gefälligst öffentlich bei der Parole erklären, daß es geschieht, weil Drewes gegen die Pflichten eines Ehrenmannes und guten Bürgers, ... verstoßen hat."

Herr von Drewes entzog sich dem angeordneten Gerichtsverfahren, indem er freiwillig seinen Abschied nahm. Am 10. März konnte die Beschießung beginnen; das Wetter besserte sich und ermöglichte stärkere Zufuhren. Trotzdem kam die Belagerung nicht in Gang: die Zahl der alliirten Artillerieoffiziere und Kanoniere war so gering, daß die bezeichneten Truppen nicht abgelöst werden konnten: „Exemple sans exemple peut-être," wie Wilhelm dem Prinzen Ferdinand schrieb. Am 21. März diente Niemand in den Batterien, der sich nicht mindestens 12 Tage lang ununterbrochen dort aufgehalten hätte, während die französischen Kontre-Batterien beständig Leute tödteten und verstümmelten. Nicht weniger empfindlich war der Mangel an tüchtigen Pionieroffizieren: „Wir sind," schrieb der Graf von Schaumburg-Lippe, „in der Führung einer

Belagerung noch sehr unerfahren, während wir diejenigen uns gegenüber haben, welche in der ganzen Welt die gefürchtetsten in dieser Art Kriegführung sind."

Nun war der Graf von Bückeburg nicht der Mann, um die tausend, dem Belagerungsheer anhaftenden Unvollkommenheiten durch hervorragende Feldherrntalente einigermaßen aufzuwiegen. Nach dem 7. März hielt Ferdinand für nothwendig, dem Grafen, ebenso wie anderen unendlich viel weniger achtungswerthen Generalen, einen Adjutanten zur Seite zu stellen: „Denn ohne das wird Alles von Neuem schief und noch schlimmer gehen." Die bezeichnete Mission wurde dem 23jährigen Rittmeister von Riedesel übertragen. Leider folgte der stolze Souverain von Bückeburg nicht den Rathschlägen des prinzlichen Abgesandten, sondern stützte sich auf einen eigenen Vertrauten, den Pioniermajor du Fresnoy. Der Genannte, der früher ganz unbemittelt gewesen war, fing plötzlich an, mit Louis neufs um sich zu werfen, sodaß Westphalen überzeugt war, du Fresnoy sei von seinen französischen Landsleuten bestochen. Andernfalls konnte sich der alliirte Generalstabschef das dienstliche Verhalten jenes Offiziers nur aus Böswilligkeit, Fahrlässigkeit und Feigheit erklären. Jedenfalls zweifelten Westphalen und Ferdinand nicht, daß du Fresnoy den Belagerern mehr Schaden that, als der Graf Broglie, und am 17. März schrieb der sonst so maaßvolle Ferdinand nach dem Parterre seines Wohnhauses hinunter, den Grafen von der Lippe möge der Teufel holen.

Mit Seuchen behaftet waren die Alliirten in den Winterfeldzug eingetreten, und mit jedem Tage wurden die sanitären Zustände der Armee schrecklicher. Um den 20. März hatte sich das Korps des Grafen Wilhelm von 14000 auf 8000 und das Gros von 32000 auf 24000 Kombattanten vermindert. Acht englische Bataillone, die zu Anfang des vergangenen Septembers noch 7000 Mann gezählt hatten, machten jetzt an der Ohm nicht mehr als 700 Mann aus, ohne einen einzigen Soldaten vor dem Feinde verloren zu haben. Allerdings sagt Prinz Ferdinand, überhaupt von den an deutsches Klima nicht gewöhnten Briten: „Diese Truppen halten sich nicht lange und schmelzen zu weniger als nichts zusammen." Aber in die Laufgräben vor Kassel rückten einmal gemeinsam ein hannöversches, ein braunschweigisches und ein hessisches Bataillon ein, die am 11. Semptember aus 1600 Kombattanten bestanden hatten, und im Laufe des Winterfeldzuges

auf 280 herabgekommen waren. Die ungeheure Kraftanstrengung der Alliirten erregte nirgendwo so ungemischte Bewunderung, wie in den gallophoben Kreisen des Haag: „Ihre braven Leute müssen schwer leiden," schrieb Hänichen, „besonders diejenigen, welche die Ehre haben, unter der Leitung des Grafen von der Lippe die Kunst zu erlernen, wie man sich im Dreck auf den Bauch zu Bett legt und mit dem Rücken zudeckt. Ich nehme auch an, daß es bei Ihnen von Zeit zu Zeit Stiefel regnet, sonst begreife ich nicht, wie es möglich ist, den Soldaten genug zu liefern. ...... Diese ruhmvolle Expedition imponirt uns um so mehr, als Niemand etwas davon geahnt hat. Das Unternehmen macht um so größeres Aufsehen, als der feindliche Feldherr hervorragende Talente besitzt, und es verbreitet um so stärkeren Glanz, als man von Weitem nur das Schöne und Erhabene sieht, während die Schwierigkeiten einer rauhen Jahreszeit in einem ausgesogenen Lande das Aufsehen nur vermehren. Wir sind meiner Meinung nach im fünften Akt, der die ganze Verwicklung löst. .... Es steht fest, daß man weder in Frankreich noch in Wien sehr kampflustig mehr ist. Prinz Ferdinand führt die Entscheidung herbei; und wir sind entzückt und begeistert, daß Seine Hoheit diese glänzende Rolle spielt. ...."

So hoffnungsvoll beurtheilte Hänichen die europäische Lage und die Situation der Alliirten in Hessen. In Bezug auf die Aussichten Ferdinands hegte König Friedrich dieselbe Ueberzeugung: „Sie werden bald den frechsten Kerl in Frankreich (den Grafen Broglie) gefangen nehmen!" schrieb er seinem Schwager; nicht vor Juni, behauptete er, würde Broglie wieder vorrücken können. Jedoch gelang es dem Marschall wider das Erwarten des Königs von Preußen, am Main ungeheure Quantitäten Mehl und Fourage zusammenzubringen. Nachdem der Chevalier de Muy dem Herzog am 9. März die Truppen des Niederrheins zugeführt hatte, ging Broglie zur Offensive über. Die Manöver des französischen Feldherrn zielten dahin, den in Kantonnementsquartieren ausgebreiteten Gegnern auf ihren Flanken möglichst viel Terrain abzugewinnen. Denn auch nachdem sich das Wetter gebessert hatte, blieben die Alliirten nach wie vor durch die „Wüste" Hessen-Kassels von ihrer Basis geschieden und mußten von Requisitionen leben. Durch eine Reihe geschickter Manöver gelang es Broglie, binnen weniger Tage seine Gegner so zusammenzudrängen, daß bei ihnen Fouragemangel eintrat. Nach rückwärts konnte Ferdinand keinen einzigen Schritt thun: „Denn wenn ich nur zwei Meilen

retirire, falle ich wieder in jene schreckliche Wüste Hessens." Um sich Luft zu machen, faßte der Prinz den Entschluß, mit den 24 000 Mann des alliirten Gros die 44 000 Kombattanten der französischen Feldarmee anzugreifen. Am 19. März überschritt der Erbprinz mit 9000 Mann die Ohm, um zu rekognosziren. Karl Wilhelm hatte jüngst, bei der vergeblichen Gegenwehr gegen Broglies Umfassungsmanöver, neue Proben glänzender persönlicher Tapferkeit abgelegt und war einmal: „dergestalt zwischen den Feinden gewesen, daß er endlich hatte vom Pferde springen und sich zu Fuße durch einen Morast sauviren müssen. . . . . . . Indessen Feldherrentalente legte „notre jeune héros", wie sein königlicher Oheim ihn zu nennen pflegte, jetzt so wenig an den Tag wie früher bei Rheinberg und Korbach. Nachdem er sich hatte von der französischen Armee überrumpeln lassen, verlor er die Herrschaft über seine konsternirten Truppen: „Trotz der großen Zahl der Feinde", sagt eine Depesche des alliirten Hauptquartiers an Holdernesse, „würde der Erbprinz sich aus ihren Händen haben befreien können, . . . wenn die Haltung der Infanterie eine völlig pflichtgemäße gewesen wäre, und wenn die Kavallerie das Fußvolk nicht feig im Stiche gelassen hätte. So aber geschah es, daß 4000 Mann an todten, verwundeten und gefangenen Fußsoldaten verloren gingen, d. h. ein volles Viertel der Bajonnete des alliirten Gros."*) Die Franzosen büßten nicht mehr als 200 Kombattanten ein. Dem Herzog von Broglie, welcher persönlich den Befehl geführt hatte, widerfuhr eine Ehre, die französischen Generalen schon völlig ungewohnt vorkommen mußte: die Sieger legten 19 eroberte Fahnen zu seinen Füßen nieder. Der 21. März war der Tag vor Ostern, der samedi saint; Broglies Sieg bei Bergen hatte sich genau am Ostersonntage ereignet. Der Elsässer Wurmser, der später die Oesterreicher gegen Napoleon Bonaparte kommandirte, damals aber noch in französischen Diensten stand, sagte zu Broglie: „Herr Marschall! Sie haben eine eigenthümliche Art, Ihre Ostern zu feiern."

Dem Sieger selber kam der geerntete Lorbeer recht unfruchtbar vor. Schon seit 8 Tagen aß die Garnison von Kassel Pferdefleisch. Wie sollte der Herzog durch das verwüstete Niederhessen vordringen und seinen Bruder entsetzen? Trotz Atzenhains beschloß der französische Feldherr am Ostersonntage, mit Ferdinand über die frei-

*) Das alliirte Gros bestand am 20. März aus 16000 Mann Fußvolk, 5000 Reitern und 3000 Freiwilligen.

willige Räumung Göttingens und der hessischen Festungen zu unterhandeln. Da brachten die Freiwilligen Broglie eine Botschaft, welche ihn völlig anderen Sinnes machte, nämlich, daß die schwere Bagage des Feindes nach rückwärts dirigirt werde. In der That hatte Prinz Ferdinand den Abzug beschlossen und zwar aus guten Gründen: wenn er über die Ohm vorstieß, mußte er befürchten, von Marburg her, wo ein französisches Korps stand, in den Rücken gefaßt zu werden. Der Prinz glaubte das nach den bei Atzenhain erlittenen Verlusten nicht mehr wagen zu dürfen: „Die gewaltige Inferiorität der Zahl bindet mir die Hände," schrieb er dem König von Preußen. „Sie soll mich nicht hindern, den Feind anzugreifen, aber es ist, glaube ich, nothwendig, dazu einen geeigneteren Augenblick als den jetzigen zu wählen, nämlich einen solchen, wo ich die Gegner nicht in Front und Flanke zugleich habe. . . . . . Was den Rückzug betrifft, so kann ich nicht umhin, ihn bis in die Nähe der Weser fortzusetzen; sonst würden Alle vor Hunger umkommen, da ich ja in jenen Theil Hessens eintrete, der nur eine schreckliche Wüste ist." Jedoch hoffte Prinz Ferdinand, daß sich seine Retirade bei Fritzlar würde 4 bis 5 Tage unterbrechen lassen: „Wenn inzwischen Kassel fällt, bin ich in eine Lage versetzt, welche es mir erlaubt, wieder zu Kräften zu kommen; wenn die Stadt nicht fällt, ist meine Expedition gescheitert."

Am 24. März gaben die Alliirten ihre Stellung hinter der Ohm auf, nachdem sie dort fast genau 4 Wochen kantonnirt hatten. Der Erbprinz war auf dem Rückzuge einmal buchstäblich der Letzte des gesammten Herres. Seine ganze Umgebung wurde gefangen; ihn selber packte ein feindlicher Husar an der Brust, jedoch verstand der Franzose seine kostbare Beute nicht zu würdigen und gestattete dem Gefangenen, sich mit Uhr und Börse freizukaufen. Die Franzosen vernichteten kleinere Abtheilungen der Alliirten: „Bei allen diesen Zusammenstößen," schrieb Ferdinand an Friedrich, „haben sich unsere Truppen aufs Kläglichste benommen. Die damit verbundenen Verluste sind mir um so empfindlicher, als sie ohne das üble Verhalten der betreffenden Generale zu vermeiden gewesen wären." Wie die Depesche des Prinzen direkt ausspricht, bezieht sich sein Tadel auch auf die Leitung des Gefechts von Atzenhain.

Am 27. März wurde die Belagerung Kassels, die schlechterdings keine Fortschritte machen wollte, nach fünfwöchentlicher Dauer aufgehoben. Beide Heere kehrten in ihre Winterquartiere zurück. „Die einzige Frucht meiner Expedition," schrieb Ferdinand

an den König von Preußen, „ist, daß ich die Magazine zerstört habe, welche die Franzosen an Fulda und Werra besaßen, ... erst müssen sie neue anlegen, bevor sie daran denken können, das Kurfürstenthum Hannover anzugreifen.“ Dieser Zeitgewinn bildete einen an und für sich keineswegs zu unterschätzenden Erfolg, aber der dafür gezahlte Preis war unverhältnismäßig hoch: von 60 000 Mann, über die Prinz Ferdinand am 11. Februar verfügt hatte, waren volle 15 000 todt oder dauernd dienstuntauglich. Die alliirten Truppen blickten auf ebenso schreckliche Leiden zurück, wie ihnen im Dezember 1757 der Marsch auf Celle gebracht hatte.*) Die Expedition an die Ohm bildete den vierten und letzten Winterfeldzug Ferdinands;**) gelungen war von ihnen nur ein einziger. König Friedrich hatte den Operationsplan Ferdinands für „Turennes und Eugens würdig“ erklärt. Was die Ausführung betraf, so wußte er an Ferdinands Verhalten nichts Positives auszusetzen. Aber anstatt den Helden, der, von Kummer tiefgebeugt, klagte: „Das Glück ist französisch geworden!“ durch den Zoll der verdienten Anerkennung aufzurichten, erging sich Friedrich in einem unbestimmt gehaltenen Tadel des Verhältnisses zwischen Ferdinand und der alliirten Generalität. Die Klagen Ferdinands über die alliirten Generale***) beantwortend, schrieb der König: „Ich weiß die Ursache zu würdigen, die Sie haben, sich über die Unwissenheit und Unfähigkeit ihrer meisten Generale zu beklagen. Die Hauptmasse derer, welche man hat, ist unintelligent und kann nicht denken. Wenn man einen detachirt, dann will er beständig mit Rathschlägen versehen sein, anstatt sich von seinem eigenen Verstande die Maßregeln eingeben zu lassen, welche dem Zufall so wenig anheimstellen wie möglich. Eine ihrer werthvollsten Eigenschaften würde sein, wenn sie mit genug moralischem Muth begabt wären, um sich im Hinblick auf die Möglichkeit eines unglücklichen Ausgangs nicht aufzuregen. Indessen sind Leute dieser Art . . . überall so selten, daß sich ihrer selbst in den größten Armeen nur vier oder fünf finden. Ich besitze volles Verständniß für die Schädlichkeiten, das Unglück und die Unannehmlichkeiten, die Ihnen bei jeder Gelegenheit durch die Leute widerfahren müssen, mit welchen Sie zu thun haben. Jedoch werden Sie niemals in

*) Vgl. I. S. 498.
**) Die Vorstöße auf Celle, im Dezember 1757, und auf Verden, im Februar 1758, als zwei verschiedene Campagnen gerechnet.
***) Vgl. S.

dem Kommando über eine kombinirte Armee reüssiren, wenn Sie sich bei den bezeichneten Personen nicht mehr Gehorsam und Ansehn zu verschaffen wissen.

Die in den letzten Sätzen des angeführten Schreibens vom König geübte Kritik traf den Prinzen nur insofern, als der Braunschweiger Ferdinand vielleicht zuweilen durch allzu rücksichtsvolles Auftreten fehlte, ebenso wie der Märker Friedrich zuweilen durch Grobheit fehlte. — Als der König nach dem Kriege die Geschichte der Sieben Jahre schrieb und dabei an den alliirten Winterfeldzug von 1761 gelangte, machte er sich zum zweiten Male einer Bosheit schuldig, welche er zum ersten Male nach der Expedition gegen Wesel begangen hatte. Wie damals in einer an das alliirte Hauptquartier gerichteten Depesche die Aktion von Rheinberg,*) so schob er bei der Abfassung seines Geschichtswerks die Affaire von Atzenhain dem Prinzen Ferdinand in die Schuhe. Die schlechten Dispositionen des verhaßten Schwagers, nicht die strategische Unfähigkeit des geliebten Neffen, des „jeune héros“, sollten die genannten Niederlagen verschuldet haben. Die eine Anklage war so willkürlich wie die andere.

Von den 90 000 Mann, welche die alliirte Armee zu Anfang September 1760 stark gewesen war, befanden sich im April 1761, ohne daß inzwischen eine Schlacht stattgefunden hätte, nur noch 45 000 Mann unter den Waffen. Weitere Verminderungen standen in Aussicht, denn dank Mr. Hatton und den hannöverschen Ministern wütheten die Epidemien immer weiter. Auf einen Theil der Gebrechen der alliirten Heeresverwaltung wirft folgendes von Westphalen an Ferdinand gerichtete Billet grelle Schlaglichter: „Ich glaube, es ist besser, wir legen die Truppen in Baracken als in verseuchte Quartiere. Aber andererseits würden in Baracken gelegte Truppen unsäglich viel leiden, wenn sie den Unbilden der Witterung lange ausgesetzt bleiben müßten. . . . . Wenn Eure Hoheit . . . General Beckwith bittet, seine ganze Aufmerksamkeit auf die Reinigung der Häuser und Orte zu richten, wo Lazarethe oder ansteckende Krankheiten gewesen sind, so wird es, wie ich glaube, Beckwith bald gelingen, die Luft zu reinigen und die Wohnräume benutzbar zu machen. Inzwischen muß er seine Leute wohl oder übel in Baracken unterbringen.“ Der alliirten Intendantur war es also nicht der Mühe werth gewesen, für die aus dem Winterfeldzuge

*) Vgl. S.

zurückkehrende, hart geprüfte Armee Quartiere zu bereiten!: „Wenn ein Fegefeuer existiren könnte," jammerte Prinz Ferdinand, „so ist es die Situation, worinnen ich mich seit der verflossenen und so glücklich geendigten Kampagne von 1759 bis nunmehr befinde."

Wer den Prinzen in dieses „Fegefeuer" gebracht hatte, das war neben Mr. Hatton und den hannöverschen Ministern der Herzog von Broglie. Aber inzwischen war die Stellung des Marschalls von Frau von Pompadour mit Erfolg benagt worden: im Juni 1761 rückten die Franzosen nicht wieder unter einem Feldherrn, sondern mit zwei ungefähr gleich großen und völlig von einander unabhängigen Armeen ins Feld. Dasjenige Heer, welches sich in Niederhessen konzentrirte, führte Broglie, das andere, das sich am Niederrhein zusammenzog, natürlich Soubise. Die numerische Differenz zwischen den französischen und den alliirten Streitkräften, welche im Juni 1760 40 000 Mann betragen hatte, machte in dem schwebenden Jahre, dem ersten des Ministeriums Bute, die unerhörte Summe von nicht weniger als 50 000 Mann aus: Ferdinand besaß 90 000, die Marschälle verfügten über 140 000 Kombattanten: „Eine schreckliche Perspektive eröffnet sich mir", heißt es in einer Depesche Ferdinands an Friedrich, „. . . . . und ich sehe keine Möglichkeit, den Heeren Frankreichs zu widerstehen . . . . Ich brauche eine mächtige Verstärkung von 15—20 000 Mann, oder man muß sich auf große Unglücksfälle gefaßt machen." Wahrlich! Unbescheiden war es vom Prinzen nicht, wenn er den 140 000 Feinden gegenüber 110 000 Mann verlangte!

Homerische Grundfragen.

Von

Louis Erhardt.

Grundfragen der Homerkritik von Paul Cauer (Leipzig, Hirzel, 1895, 321 S.)

Nach langjähriger Beschäftigung mit den homerischen Gedichten als Herausgeber und Sprachforscher hat jetzt auch Cauer in zusammenfassender Behandlung seine Auffassung des Epos dargelegt. Er ist ein Mann von ruhigem klarem Urtheil und von echter Gelehrsamkeit, der seine Ansichten ebenso schlicht wie gewandt vorträgt, ohne Effekthascherei und Ueberhebung, ohne falschen Prunk mit gelehrten Flittern, sachlich und tüchtig. So ist auch sein Buch ein treffliches, tüchtiges Werk, das jeder Forscher mit Nutzen und Interesse lesen wird.

Cauer nimmt seinen Weg rückwärts, wie er selbst sagt, „vom Kleineren und Näherliegenden zum Entfernteren und Größeren“ emporsteigend; er verfolgt die Geschichte der homerischen Gedichte und die sich daran anschließenden Probleme vom alexandrinischen Text zurück bis zur ersten Niederschrift und geht dann erst zur Betrachtung der Gedichte selbst über. Seine bisherigen Arbeiten hatten sich hauptsächlich auf die Textkritik im Einzelnen beschränkt, eine Aufgabe, zu der ihn die sprachwissenschaftliche Schulung, die er mit der philologischen vereinigt, besonders befähigt. So geht er auch jetzt in seinem Buche von diesen Studien aus, und das Ganze erscheint fast wie umfängliche Prolegomena zu einer neuen Ausgabe der Gedichte. Ich begnüge mich hier damit, diesen ersten, in der Hauptsache textkritischen Theil seines Werkes kurz zu charak-

terisiren, um dann den im zweiten Theil erörterten allgemeineren Fragen desto eingehendere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Im ersten Kapitel „Aristarch" legt sich Cauer die beiden Fragen vor, wie weit die Vulgata unter Aristarchs Einfluß stehe, und ob Aristarch Konjukturalkritik getrieben habe. Letztere Frage bejaht er gegenüber Ludwich, wie mir scheint, mit Recht; doch wird die besonnene Zurückhaltung, mit der Aristarch seines kritischen Amtes waltete, damit natürlich nicht in Frage gestellt. Auch betreffs des Einflusses Aristarchs auf die Vulgata dürfte Cauer das Richtige treffen, indem er sich in die Mitte stellt zwischen der älteren, übertreibenden Auffassung, die den uns überlieferten Text für fast identisch mit dem aristarcheischen zu betrachten geneigt war, und der neuerdings von der Königsberger Schule vertretenen Ansicht, nach der die alexandrinische Kritik fast ohne Einfluß auf die Vulgata blieb. — Die erste umfassende Niederschrift der homerischen Gedichte ist nach Cauer in Athen zur Zeit des Pisistratus erfolgt, und auch die Zeit von dieser ersten schriftlichen Fixirung bis zur alexandrinischen Periode ist nicht spurlos an dem Texte vorübergegangen, namentlich an seiner lautlichen Gestalt. Auch in diesen beiden Anschauungen stimme ich ganz mit Cauer überein. Ueber die pisistrateische Redaktion, die eine Zeit lang bei den Philologen in Mißkredit gekommen war, habe ich mich selbst ganz ähnlich geäußert wie jetzt Cauer, und namentlich die inneren Gründe, die diese Tradition unterstützen, glaube ich durch die Ergebnisse meiner Iliasanalyse erheblich verstärkt und dadurch der Tradition eine neue, sicherere Stütze gegeben zu haben. Für schärfere Beobachtung tritt der attische Einfluß, den das Epos in seiner letzten Periode erfahren hat, in einer ganzen Reihe von Stellen noch deutlich hervor, so in der Ilias namentlich im Mauerkampf (M) und in den Leichenspielen (Ψ), daneben auch in der Dolonie (K). Nimmt man dazu die schon von den Alten bemerkten Spuren von Veränderungen, bezw. Zusätzen und Auslassungen im attischen Interesse und ferner die sprachlichen Indizien in den über das ganze Epos ausgestreuten Attizismen, so wird es meiner Meinung nach nicht nur wahrscheinlich, sondern fast zur Gewißheit, daß die Ueberlieferung von der pisistrateischen Redaktion in ihrem Kern auf Wahrheit beruht.

Damit ist aber zugleich für die Auffassung von den Aufgaben der modernen Textkritik für die homerischen Gedichte ein fester Angelpunkt von größter Bedeutung gewonnen. Die nächste und

wichtigste Aufgabe der Kritik kann nur sein, den pisistrateischen Text festzustellen, freilich nicht sowohl diese erste Niederschrift selbst, wie sie zur Zeit des Pisistratus erfolgte, sondern, wie Cauer die Aufgabe richtig modifizirt, vielmehr „die lautliche Gestalt, in der damals der Inhalt dieser Niederschrift von den Rhapsoden vorgetragen wurde“, unter Anwendung des vollkommeneren Alphabets der späteren Zeit und der größeren orthographischen Sorgfalt, an die wir selbst gewöhnt sind (Cauer S. 90). Von diesem Gesichtspunkte aus kann ich aber den textkritischen Aufstellungen Cauers, wie er sie schon in den beiden eben besprochenen und dann weiter im letzten Kapitel des ersten Buches, „Dialektmischung“ überschrieben, vorträgt, nicht völlig beipflichten. Freilich läßt er auch hier nirgends Mäßigkeit und Besonnenheit des Urtheils vermissen; aber er scheint mir doch in der Befürwortung von Aenderungen an dem uns handschriftlich überlieferten Text schon um einen Schritt zu weit zu gehen. Cauer erkennt selbst an, daß bei seiner Auffassung die Einsetzung des Digamma in unseren Text nicht berechtigt ist. Ebenso aber dürfen konsequenter Weise auch keine Attizismen beseitigt werden, von denen es zweifelhaft bleiben kann, ob sie nicht bereits vor und bei der ersten Niederschrift eingedrungen waren. Denn man darf nicht vergessen, daß der attische Einfluß auf die Sprache des Epos schon längere Zeit vor der ersten Niederschrift wirksam gewesen war, und derartige ältere Attizismen müssen streng von den erst später durch Metagrammatismos eingedrungenen unterschieden werden. Ebenso scheint mir Cauer's Haltung gegenüber den radikalen kritischen Bestrebungen von Männern wie Fick und Nauck gar zu freundlich. Er pflichtet freilich Ludwich ganz bei in der Verwerfung einer Kritik, die in dem Bestreben, Konflikte beizulegen, neue Konflikte schafft und um einen Anstoß zu beseitigen, einen andern einführt (Cauer S. 51, 55), und seine eigenen Zusammenstellungen zeigen die Mängel und Uebereiltheiten dieser Kritik gerade in sehr lehrreicher Weise auf. Andererseits hat er ganz recht, und die Hervorhebung dieses Gesichtspunktes gereicht seinem besonnenen und humanen Sinn zur Ehre, daß auch verkehrte kritische Bestrebungen hier wie anderwärts nicht unbeträchtlich zur Förderung der richtigen Erkenntniß beigetragen haben. Darum ist hochmüthiges Absprechen auch bei der Kritik einseitiger und verkehrter Richtungen allerdings verwerflich. Aber man darf doch auch Fehler nicht beschönigen, und die Kritik hat die Pflicht, Verkehrtes als solches zu kennzeichnen. Die Herstellung eines herausgeschälten äolischen

Iliastextes, wie ihn noch kürzlich wieder Fick veröffentlicht hat (Beiträge zur Kunde der indogerm. Sprachen 21, 1, 1895: das Lied vom Zorne Achills), kann nicht anders denn als eine kritische Verirrung bezeichnet werden, da sie von falschen Grundanschauungen über die Entstehung und das Wachsthum des Epos ausgeht. Die Spuren älterer Zeiten in dem attischen Text des 6. Jahrhunderts, der uns vorliegt, nachzuweisen, ist gewiß sehr verdienstlich. Die ganze höhere Kritik beruht ja auf der Darlegung der verschiedenartigen Altersschichten im Epos, wie sie sich ebenso an sprachlichen und metrischen Kennzeichen wie in der Schichtung des Inhalts erkennen lassen. Aber diese Dinge gehören in kritische Abhandlungen oder in einen kritischen Kommentar zu den Gedichten, und die Aufgaben dieser höheren Kritik können von denen der eigentlichen Textkritik nicht scharf genug gesondert werden. Unser Text selbst muß von allen derartigen Vermuthungen frei gehalten werden, und wo auch nur irgend ein wissenschaftlich berechtigtes Bedenken übrig bleibt, darf von der handschriftlichen Ueberlieferung nicht abgegangen werden.

Das zweite Buch des Cauer'schen Bandes trägt den Gesammttitel: „Analyse des Inhalts.“ Es enthält aber nicht nur, was man im engeren Sinne als Inhaltsanalyse zu bezeichnen pflegt, sondern behandelt in den ersten drei Kapiteln vielmehr in zusammenhängender Darstellung eine Reihe von Fragen zur historischen und sachlichen Kritik der Gedichte. Erst die letzten beiden Kapitel geben in gedrängter Uebersicht die Anschauungen des Verfassers über die Zusammensetzung von Ilias und Odyssee. Diese etwas stiefmütterliche Behandlung der eigentlichen Inhaltsanalyse sucht Cauer auch prinzipiell zu rechtfertigen. Er wendet sich mehrere Male entschieden gegen die Einseitigkeit der sogenannten höheren Kritik, die nur auf die Zerlegung der Gedichte Bedacht nehme, und die sachlichen und sprachlichen Probleme, die ihm selbst für die Entscheidung der homerischen Frage mindestens ebenso fruchtbar scheinen, nicht genügend beachte. Auch mir selbst macht er es zum Vorwurf, daß ich, von der dankbaren Aufgabe einer Darstellung der politischen Entwicklung bei den Griechen nach den homerischen Gedichten ausgehend, schließlich, wie er meint, nur eine neue Analyse der Ilias gegeben habe. Nun liegt es mir als Historiker gewiß fern, der Sachkritik ihre Bedeutung schmälern zu wollen, und ich bin ebensowenig wie Cauer geneigt, irgend eine Seite der Kritik gering zu schätzen. Sprachliches, Stilistisches, Metrisches,

Sachkritik und Analyse des Inhalts, allen diesen verschiedenen Mitteln der Kritik kommt ihre eigenthümliche Bedeutung zu, und ein wohlerwogenes Urtheil darf keines von ihnen aus den Augen lassen. Aber es fragt sich doch, ob denn auch allen diesen Mitteln für die Theorie des Epos die gleiche Beweiskraft innewohnt, und da hätte Cauer vielleicht gerade das von mir gegebene Beispiel stutzig machen können. Gerade die Ueberzeugung, die ich aus eindringender Beschäftigung mit dem sachlichen Material der Gedichte gewann, daß diese Seite der homerischen Kritik wirklich fruchtbar erst nach sorgfältiger, systematischer Inhaltsanalyse, die bisher nirgends vorlag, zu bearbeiten wäre, führte mich von jener zu dieser. Was aber seitdem von Anderen und auch jetzt von Cauer auf dem Gebiet der Sachkritik geleistet ist, kann mich in dieser Ueberzeugung nur bestärken. Irgend etwas von Bedeutung für die Frage nach der Entstehung und Komposition der Gedichte ist nicht dabei herausgekommen. Bei der richtigen Auffassung von der Bildung des Epos ergiebt es sich auch ganz von selbst, daß die sachliche und formale Kritik gar nicht zu so sicheren Argumenten führen kann wie die Inhaltsanalyse. Denn bei dem allmählichen Werdegang des Epos hat eben eine stetige, unmerkliche Ausgleichung und Egalisirung stattgefunden; in alte Stücke ist Neueres eingedrungen, und neue Zusätze haben sich doch der älteren Formen und der älteren Vorstellungen bedient, die den Sängern als episches Gemeingut geläufig waren. So sind denn überall die Spuren zeitlicher Unterschiede in diesen Dingen verwischt, und nur mit größter Vorsicht wird man daraus Schlüsse für die Zusammensetzung der Gedichte aus älteren und jüngeren Stücken ziehen können. Die sichere Grundlage für diese Forschungen bietet aber wieder nur die systematische Inhaltsanalyse, deren Bedeutung Cauer zum Schaden für sein Buch leider nicht genügend erkannt hat.

Zu Anfang des zweiten Buches behandelt Cauer den „historischen Hintergrund“ der Gedichte; er will darin also die vielerörterte Frage nach dem historischen Kern des Epos beantworten. Ich bedauere, dies Kapitel für das schwächste des ganzen Werkes erklären zu müssen. Cauer weist zunächst mit Recht die neuerdings wieder von Ed. Meyer vorgetragene Ansicht zurück, daß in der That ganz ähnlich, wie es in der Darstellung des Epos erscheint, ein großer Heereszug peloponnesischer Fürsten unter Führung des mächtigen Königs von Mykene der historische Kern des Epos sei. Bei Meyer

hängt diese Annahme mit seiner ganzen Auffassung der mykenischen Kultur in Griechenland zusammen, und sie hat außerdem wenigstens den Vorzug, sich der Tradition des Epos selbst so nahe wie möglich anzuschließen. Wer freilich Meyers Auffassung von der mykenischen Kultur nicht theilt, wird auch dieser Hypothese keinen Glauben entgegenbringen, und dazu kommt, daß sie von einer falschen, übertriebenen Anschauung von der historischen Glaubwürdigkeit des Epos ausgeht. Ganz wunderbar ist nun aber das luftige Hypothesengebilde, das Cauer statt dessen als historischen Kern des Epos herausschält. Durch die verkehrte Ueberschätzung des äolischen Elements im Epos, zu der er sich durch Fick hat verleiten lassen, kommt er zunächst dazu, sich den Zweifeln über die ursprünglich peloponnesische Herkunft Agamemnons anzuschließen, und nachdem er diesen Schritt einmal gethan hat, zieht er kühn Folgerung um Folgerung. So gut wie Agamemnon ursprünglich gar nicht König von Mykene, sondern thessalischer Argiver, bezw. Aeoler war, so gut sind auch der blonde Menelaus von Sparta und der greise Nestor von Pylos erst nachträglich in den Peloponnes versetzt. Kurz, alles was in der Ilias nicht äolisch ist, beruht auf Umgestaltung oder Zusatz eines einst rein äolischen Epos. Es war längst ziemlich die allgemeine Ueberzeugung, die auch ich theile, daß die politische Erstarkung des Griechenthums und speziell die Besitznahme der kleinasiatischen Küste im Epos dichterischen Ausdruck gefunden habe. Dem stimmt auch Cauer zu, aber mit einseitigster Beschränkung auf die äolische Ansiedlung. Dabei verwickelt er sich in die wunderlichsten Widersprüche; denn wiederum nach Cauer selbst (S. 138), der sich hier an Meyer anschließt, ist die Festsetzung der Aeoler am Hellespont und Ida „erst in einer Zeit erfolgt, wo die Ilias schon fertig war." Er meint aber, nachdem die Aeoler sich auf der Insel Tenedos festgesetzt hatten, hätten sie ganz natürlich auch nach der gegenüberliegenden Küste, wenn auch zunächst vergeblich, die Hand ausgestreckt. „Bei dieser Gelegenheit ist denn Ilios belagert worden, und die Thatsache, daß es nicht eingenommen wurde, mochten die Nachkommen der Angreifer gern vergessen, indem sie sich von den Sängern erzählen ließen, daß der hartnäckige Widerstand der Einwohner nach zehnjähriger Mühe doch gebrochen worden sei." (S. 139.) Gleich darauf aber, noch auf derselben Seite, heißt es wieder: „Es ist kein Zufall, daß die Ilias mit Hektors Fall abschließt und den Wettstreit der beiden Völker unentschieden läßt,

vielmehr sind hierin die historischen Verhältnisse, aus denen das Epos hervorgegangen ist, unwillkürlich zum Ausdruck gekommen." Man denke! Auf der einen Seite soll eine gar nicht wirkliche Eroberung doch später den Anlaß zu den Sagen von Trojas Fall, wie sie sich im Epos spiegeln, gegeben haben; auf der andern Seite soll wieder der Abschluß der Ilias mit Hektors Tod, ohne die Darstellung des Falles der Stadt, wirklich historische Grundlage haben, und die Voraussagungen von Trojas Fall sollen in der Ilias nichts als spätere Zuthat sein. Das Eine ist so verkehrt wie das Andere. Wir wissen aus den neueren Ausgrabungen in Hissarlik noch bestimmter als schon vorher, daß auf troischem Grunde einst in der That eine mächtige Burg sich erhob, die vom Feinde gebrochen und zerstört worden ist. Daß dies wirkliche Ereigniß, wie immer es sich vollzogen haben mag, den historischen Hintergrund des Epos bildet, und nicht eine bloße, von Cauer angenommene und in keiner Weise wahrscheinlich gemachte erfolglose Belagerung, daran kann füglich gar nicht gezweifelt werden. Es sind auch keineswegs blos einzelne Andeutungen vom Falle Trojas in der Ilias, die man in beliebter Manier zu eliminiren suchen kann, sondern über dem ganzen Gedichte schwebt das drohende Verhängniß der Stadt wie eine schwere Wetterwolke. Cauer meint, auch aus der Klage der Andromache im letzten Gesang der Ilias, in der sie ihre Sorge um ihr Söhnchen Astyanax ausspricht, sei nicht mit Bestimmtheit zu schließen, daß dem Dichter die Zerstörung der Stadt als festes Ziel vor Augen gestanden habe. Aber ist nicht die ganze Erfindung einer Figur wie die des Astyanax von der Voraussetzung des Schicksals Trojas eingegeben? Ebenso erinnere ich noch beispielsweise an die Einleitung zur Teichomachie (M), wo das Aussehen der troischen Küste in späterer Zeit nach Beendigung des Krieges geschildert wird, und an die flehentlichen Bitten, die der greise Priamos an Hektor richtet, nicht durch seinen Tod zugleich das Verderben über ihn und die Stadt heraufzubeschwören (X). Doch, wie gesagt, nicht nur für einzelne Partien, sondern für das ganze Gedicht ist der drohende Fall Trojas die nothwendige Voraussetzung, und es ist ganz vergebliche Mühe, in dieser Beziehung einen Unterschied zwischen Ilias und Odyssee konstruiren zu wollen. Die rechte Erklärung, warum die Ilias mit Hektors Tod und nicht mit dem Falle Trojas abschließt, glaube ich selbst bereits in der Einleitung meines Buches gegeben zu haben. Es ist die Entwickelung des

epischen Stoffes aus altmythischer Grundlage, woraus sich die Beibehaltung der Tödtung des Feindes durch den Helden als Schluß- und Höhepunkt des Epos erklärt, auch nachdem an Stelle des Mythos die geschichtlichen Kämpfe späterer Zeit getreten waren. Wirkliche historische Reminiszens in diesem Abschlusse der Ilias zu vermuthen, heißt überhaupt das Verhältniß des Epos zur Geschichte verkennen. Man hat in der Beziehung oft an das Rolandslied erinnert, und auch Cauer erinnert gelegentlich daran. Für dies Epos, und ähnlich ja auch für die Nibelungen, besitzen wir die gesicherte historische Ueberlieferung über dieselben Ereignisse, die auch im Epos ihren poetischen Niederschlag gefunden haben. Aber gerade der Vergleich, der sich hier bietet, kann nur dazu dienen, uns auch für die übrigen Epen aufs Ernstlichste vor zu weitgehenden historischen Kombinationen zu warnen. Ein historischer Niederschlag ist auch in den homerischen Gedichten vorhanden, unzweifelhaft; aber er ist so ganz von Dichtung und Sage umsponnen, daß wir nur das Allgemeinste und was auch durch anderweitige Forschungen einigermaßen bestätigt wird, daraus entnehmen können. Daß um Troja Kämpfe stattgefunden haben, in denen die Stadt ihren Untergang fand, das ist ein in gleicher Weise vom Epos wie von der neueren antiquarischen Forschung bezeugtes historisches Faktum. Dasselbe gilt auch von dem ehemaligen Glanz der Königsburg von Mykene. Aber ob nun dieses glänzende Königsgeschlecht, das einst in Mykene seinen Sitz hatte, mit dem Fall Trojas in Wirklichkeit das Geringste zu thun hatte, diese Frage muß der Historiker bereits als durchaus zweifelhaft bezeichnen. Denn das Epos schließt sich allerdings an geschichtliche Ereignisse an; aber es zeigt seine Natur als Dichtung gerade darin, daß es diese Ereignisse, mochten sie einander in Wirklichkeit noch so fremd sein, in der freiesten Weise mit einander kombinirt. Der wirkliche historische Werth des Epos, das kann nicht oft und entschieden genug betont werden, ruht nicht in der Ueberlieferung historischer Fakta, sondern in der Vermittelung eines treuen und lebensvollen Bildes des gesammten Kulturzustandes eines Volkes.

Zu diesem kulturgeschichtlichen Element im Epos wendet sich Cauer im nächsten, „Kulturstufen“ überschriebenen Kapitel. Hier handelt es sich zunächst um eine Reihe allgemeiner Vorfragen: Was ist unter homerischer Kultur zu verstehen? Die Kultur der troischen Vorzeit, welche der Sänger besingt, oder die der Zeit des homerischen Gesanges selbst? Und entscheiden wir uns für letztere

Eventualität, so komplizirt sich die Frage wieder; denn wenn wir das Epos als Produkt einer jahrhundertelangen poetischen Entwickelung betrachten, so fragt es sich wieder, inwiefern sich diese Entwickelung auch in den kulturhistorischen Elementen der Gedichte dokumentirt? Sind in der That eine ganze Reihe von aufeinanderfolgenden Kulturschichten im Epos zu unterscheiden? Oder wenn dies nicht der Fall ist, sondern, wie auch von Wolf und seinen Anhängern meist anerkannt wurde, ein gemeinsamer Kolor und ein im Großen und Ganzen einheitlicher Vorstellungskreis in den Gedichten zu Tage tritt, wie erklärt sich dies, und welcher Zeit war dieser Vorstellungskreis vorzugsweise eigen?

Daß zunächst den homerischen Sängern eine bewußt historisirende Tendenz, wie etwa in unseren modernen „historischen Romanen“, fremd war, daß sie vielmehr in der Hauptsache nicht anders konnten, als ein Spiegelbild ihrer eigenen Zeit geben, bedarf kaum einer besonderen Ausführung. Darin liegt ja eben auch die Bedeutung der Gedichte für die Erforschung der altgriechischen Kulturwelt, daß das Künstliche und Reflektirte in ihnen fast ganz zurücktritt und sie uns mit unmittelbarer Treue gleichsam ein photographisches Abbild ihrer Zeit vermitteln. Als Vergleich kann man etwa die Malerei der Renaissance im 15. und 16. Jahrhundert heranziehen, die ja gleichfalls die ihr fern liegenden christlichen Stoffe wesentlich im Kostüm der eigenen Zeit behandelt. Nach zwei Richtungen jedoch bedarf diese allgemeine Bestimmung einer Einschränkung. Einmal haben auch die ältesten Sänger, soweit unsere Gedichte uns zurückzugehen erlauben, eine gewisse Projizirung in die Vergangenheit allerdings gekannt. Auch für sie waren Helden wie Achill und Ajax und Hektor Männer von anderer Art als ihre eigene Generation, οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν (eine Formel, die ein Sänger des neunten Jahrhunderts v. Chr. so gut gebrauchen konnte wie einer des sechsten), und in diesem Bewußtsein, eine ferne glänzende Vergangenheit darzustellen, liegt gerade ein großer poetischer Vorzug. Der Dichter konnte sich um so freier im Reiche der Phantasie bewegen; während ihn auf der einen Seite nichts hinderte, seine Gestalten mit aller Wärme und Bestimmtheit des ihn umgebenden Lebens der eigenen Zeit zu erfüllen, konnte er sie doch andererseits zu wahren, menschlichen Idealgestalten erhöhen, wie sie nur die dichterische Phantasie zu schaffen vermag. Es ist eine sehr triviale Wahrheit, an die man aber trotzdem immer von Neuem erinnern muß, daß man bei der Kritik oder wissenschaft-

lichen Verwerthung des Epos nie aus den Augen lassen darf, daß man es eben mit Dichtungen zu thun hat. Das wird selbst bei Dingen, die im Epos selbst als übermenschliche und damit als ein Gemisch von Wirklichkeit und Phantasie gekennzeichnet werden, wie der Schild des Achilleus, nur zu oft vergessen. Die homerischen Sänger standen auf der höchsten Höhe poetischer Kunst, wie sie auch bis heute nie übertroffen worden ist. Sie als gleichsam noch auf einer kindlichen Stufe stehend zu behandeln und ihnen einen besonderen Mangel an „logischer Perspektive" vorzuwerfen, wie Cauer in einem späteren Kapitel seines Buches (S. 248 ff., in Wiederholung eines früher veröffentlichten Aufsatzes) thut, halte ich für ganz unberechtigt. Aber die Kunst hat eben ihre eigenen Gesetze, und es bedarf daher stets eines besonderen Taktes, um die Sprache des Dichters in die des gewöhnlichen Lebens zu übersetzen und seine Darstellungen und Schilderungen für die Erforschung der Wirklichkeit zu verwerthen.

Zu dieser einen Einschränkung des Satzes, daß die homerischen Sänger ein treues Abbild des Lebens ihrer eigenen Zeit geben, eine Einschränkung, die sich also im Allgemeinen aus der Natur der Poesie und der Freiheit des Dichters in der Darstellung längst vergangener Ereignisse ergiebt, gesellt sich eine zweite, die dem Volksepos speziell eigenthümlich und eine Folge seiner besonderen Entstehungsart ist. Bei der Fortbildung des Epos trat nämlich, wie auch Cauer nicht verkennt, insofern eine Wandlung in dem Verhältnisse der Sänger zu ihrem Stoffe ein, als in der späteren Zeit, nachdem das Epos in seinen wesentlichen Umrissen ausgebildet und damit die Blüthezeit des epischen Gesanges erreicht war, nunmehr eine Periode mehr reproduktiver als produktiver Thätigkeit und zugleich konventionellen Festhaltens an dem Geschaffenen begann. Es galt jetzt mehr zu bewahren und den überlieferten Stoff im Einzelnen zu verknüpfen und auszugestalten, als Neues zu schaffen, und auch in den eigenen Ausgestaltungen und Erweiterungen hielten die Sänger nun an den einmal ausgebildeten Typen fest; sie dichteten gleichsam in demselben traditionellen Kostüm fort, wie es in der Blüthezeit des Epos nach dem Leben geschaffen war. Man kann auch hierfür die Darstellung christlicher Stoffe in der Zeit nach der Renaissance heranziehen. Bis auf den heutigen Tag stellen ja vielfach die Maler diese christlichen Vorwürfe weder in wirklich historischem Kostüm und Umgebung noch auch im heutigen Kostüm und Szenerie

bar, sondern so wie es ihnen und uns allen nun einmal durch die großen Meister der Renaissance geläufig geworden ist. Ebenso, und zwar in ungleich stärkerem Maße, wirkte in der letzten Periode des griechischen Epos die Tradition der Blüthezeit fort. Ja, die Anschauung von einer besonderen homerischen Kulturwelt war so fest ausgebildet und so allgemein verbreitet, daß, als man später es unternahm, auch zeitlich den homerischen Helden voraufgehende Thaten zu verherrlichen, wie namentlich die des Herkules, man für diese älteren Heroen, soweit man nicht auch sie in der traditionellen, homerischen Weise darstellte, eine besondere, antikisirende Ausstattung wählte (Herkules mit Löwenfell und Keule), und diese antikisirende Tendenz hat sogar, wenn wenigstens meine Vermuthung betreffs des Einflusses von Peirander von Kamisos auf gewisse Eigenthümlichkeiten der Dolonie zutreffend ist, noch in den spätesten Stücken der Ilias selbst einen Wiederhall gefunden.

Wir kommen also zu dem Ergebniß, daß, trotz der successiven Entstehung des Epos, doch in der That ein im Großen und Ganzen einheitlicher Vorstellungskreis, den man daher auch nicht mit Unrecht mit dem gemeinschaftlichen Namen der homerischen Kultur bezeichnen kann, sich durch die Gedichte hindurchzieht. Es ist das im Wesentlichen die Kulturstufe der Blütheperiode des Epos, etwa des 9. und 8. Jahrhunderts v. Chr., und nicht, wie ich beiläufig bemerken will, der sog. mykenischen Periode, mit der man neuerdings, unter Verkennung des oben dargelegten Zusammenhanges der epischen Entwicklung, die homerische Kultur ohne Weiteres zu identifiziren gesucht hat. Aus diesem Sachverhalt folgt auch die schon vorher bezeichnete Schwierigkeit, die Sachkritik zur Bestimmung älterer und jüngerer Schichten des Epos zu verwerthen. Ich will natürlich durchaus nicht leugnen, daß die Aenderung der Zeiten, trotz des vorhin charakterisirten konventionellen Festhaltens, nicht auch unwillkürlich ihren Ausdruck im Epos gefunden hat. Aber im Allgemeinen sind diese Unterschiede eben ausgeglichen. Es genügt daher nicht, festzustellen, daß in diesem und jenem Stücke genau dieselben Vorstellungen herrschen, um beide auch derselben Zeit zuzuweisen; denn die Uebereinstimmung kann ebensowohl daher kommen, daß in späterer Zeit dieselben Anschauungen konventionell festgehalten wurden, die in der Blüthezeit ausgebildet waren. Nur wenn nachgewiesen werden kann, daß man in dem einen Falle zwar versucht hat, die ältere Vorstellung festzuhalten, daß es aber nicht völlig gelungen ist, oder

daß sich Mißverständnisse eingeschlichen haben, so ergiebt sich daraus ein Beweismoment für relative Altersbestimmung. Selbst wenn sich in einem Stücke scheinbar besonders alterthümliche Vorstellungen finden, genügt dies durchaus nicht, um über das Alter des Stückes zu entscheiden. Denn auch sehr alterthümliche Vorstellungen können sich in der Stille erhalten und ihren dichterischen Ausdruck im Epos zufällig erst spät gefunden haben; ja, selbst der Verdacht bewußten Antikisirens ist unter Umständen, wie wir sahen, nicht ganz ausgeschlossen. Es bedarf also in diesen sachkritischen Untersuchungen der größten Vorsicht, und nur indem man alle Momente aufs Sorgfältigste abwägt und namentlich in erster Linie wiederum die Ergebnisse der Analyse zu Rathe zieht, kann man sich vor Irrthümern bewahren.

Sehen wir uns nun die einzelnen Beispiele an, in denen Cauer jüngere und ältere Kulturschichten im Epos unterscheiden zu können glaubt. Sein erstes Beispiel behandelt das Verhältniß von Bronze und Eisen bei Homer, und er sucht das Vorkommen von Eisen als ein Merkmal für jüngeren Ursprung der betreffenden Stellen zu verwerthen. Dabei begegnet ihm aber zunächst eine kleine Ungenauigkeit oder Verwechselung, wenn er Kupfer und Bronze ganz unterschiedlos durcheinander gebraucht und anzunehmen scheint, daß unter den ehernen Waffen bei Homer nichts anderes als kupferne zu verstehen seien. Ob es überhaupt eine reine Kupferperiode gegeben hat, darüber liegen die Prähistoriker noch im Streit miteinander. Sollte dies aber auch überhaupt und speziell für die Griechen wahrscheinlich zu machen sein, so ist doch dafür sicher eine Zeit anzusetzen, die weit über die homerische hinausliegt, und die homerische Kultur gehört unzweifelhaft der Bronzezeit, und nicht der Kupferzeit an.*) Nun stehen aber allerdings kupferne Waffen wegen der Weichheit des Metalls weit hinter den eisernen zurück. Von guten Bronzewaffen dagegen, in denen jene mangelhafte Eigenschaft des Kupfers eben durch Legirung beseitigt ist, läßt sich keineswegs ohne Weiteres dasselbe behaupten; sie sind schöner und dauerhafter als die eisernen

*) Vergl. darüber das jetzt in zweiter Auflage erschienene Buch von Much: Die Kupferzeit in Europa 2c. Jena 1893, und einen Aufsatz von O. Montelius über Bronzezeit im Orient und in Griechenland im Archiv für Anthropologie 21. Ganz kürzlich hat Montelius dieselbe Frage für die nordischen Völker behandelt im Archiv für Anthropologie 23,3: „Findet man in Schweden Ueberreste von einem Kupferalter?" Er bejaht diese Frage und setzt die Kupferperiode um etwa 2000 v. Chr. an.

und haben sich dieser Vorzüge wegen wie bei den Griechen so auch bei den Germanen lange neben den eisernen behauptet. Mit seinem Schema Kupfer-Eisen ist Cauer also von vornherein auf falscher Fährte gewesen. Außerdem ist aber auch durchaus nicht mit Sicherheit anzunehmen, daß unter dem χάλκεον ἔγχος oder ξίφος in den Gedichten überall wirklich bronzene und nicht auch eiserne Speere oder Schwerter zu verstehen sind. Es genügt, auf die bekannte Stelle in der Odyssee zu verweisen, wo der Prozeß, das Eisen zu härten, also eine fortgeschrittene Technik in der Behandlung des Eisens beschrieben wird und trotzdem der Werkmeister als ἀνὴρ χαλκεύς bezeichnet wird, Odyss. 'I 391 ff.: ὡς δ'ὅτ' ἀνὴρ χαλκεὺς πέλεκυν μέγαν ἠὲ σκέπαρνον εἰν ὕδατι ψυχρῷ βάπτῃ μεγάλα ἰάχοντα, φαρμάσσων· τὸ γὰρ αὖτε σιδήρου γε κράτος ἐστίν. So konnten sich die Sänger der hergebrachten Ausdrücke: χάλκεον ἔγχος ꝛc. sehr wohl bedienen, auch wenn sie dabei eiserne Waffen im Sinne hatten. Die Terminologie des Epos beweist allerdings, daß seine Blütheperiode noch wesentlich der Bronzezeit angehörte. Aber daneben war das Eisen durchaus bekannt und in Gebrauch, und irgend ein Altersunterschied läßt sich aus der Erwähnung des Eisens für die betreffenden Stellen der Gedichte nicht begründen.

Ebenso wenig kann ich mich der Argumentation Cauers in einem andern von seinen drei Beispielen anschließen, nämlich betreffs der Tempel in den homerischen Gedichten. Daraus, daß νηός stets in der ionischen, dagegen beispielsweise λαός stets in der äolischen Vokalisation gebraucht wird, schließt Cauer, daß der Tempelbau erst der ionischen Periode des Epos angehört, dagegen der äolischen noch fremd war. Ich will hier nicht näher darauf eingehen, daß ich, wie schon früher bemerkt, Cauers ganze Auffassung von der äolischen Periode des Epos nicht für zutreffend halte. Jedenfalls aber lassen sich für die Komposition und Schichtung des Epos aus den angeführten Formen wieder keinerlei Schlüsse ziehen; denn in dem einen Falle wie in dem andern gehen ja eben die ionische, bezw. die äolische Form durch das ganze Epos hindurch, und wir finden also wieder nur unsere Bemerkung von dem Egalisirungsprozeß, dem das Epos bei seiner allmählichen Fortbildung unterlag, bestätigt. Auch in unzweifelhaft ganz jungen Stücken wird λαός gebraucht, so gut wie in den ältesten, weil diese Form nun einmal eingebürgert und die ionische Form dieses Wortes überhaupt nicht üblich geworden war; umgekehrt aber finden sich wieder Worte wie νηός und ebenso πηός, δῆμος ꝛc. ausschließlich in

der ionischen Form, und es ist garnicht abzusehen, warum nicht bei νηός so gut wie bei vielen andern Worten die äolische Form an einzelnen Stellen erst nachträglich durch die ionische verdrängt sein soll. Damit hört aber jede Möglichkeit der Altersbestimmung für die Gedichte aus Formen wie νηός oder λαός auf. Im ersten Gesang der Ilias findet sich auch gerade in dem älteren Theile (V. 39) die Erwähnung eines Tempels, während in demjenigen Stück, das man allgemein als jüngeren Zusatz anerkennt (440 ff.), nur von einem εὔδμητος βωμός die Rede ist, was C. dann in gewundener Weise zu erklären sucht. Außerdem aber ist auch Cauers Schluß e silentio, daß nämlich überall im Epos, wo nicht von einem Tempel, sondern nur von einem Altare die Rede ist, ein Tempel überhaupt nicht anzunehmen sei, keineswegs stichhaltig; denn auch zu einem Tempel gehört doch eben ein Altar, und wenn beispielsweise von Aphrodite in Odyss. θ. erzählt wird, wie sie nach ihrem Abenteuer mit Ares von den Charitinnen auf Paphos, wo ihr τέμενος βωμός τε θυήεις, gebadet und gesalbt wird, so ist doch schwerlich anzunehmen, daß diese Prozedur im Freien und nicht im Tempel der Göttin vor sich gehend gedacht wurde.

In den anderen sachkritischen Ausführungen Cauers, betreffs der ἕδνα und der Götter, kann ich ihm eher zustimmen. Der Abschnitt über die Götter ist vortrefflich geschrieben und enthält manche gute Bemerkung. Aber Cauer wird sich doch kaum selber verhehlen können, wie verschieden man in diesen Dingen urtheilen kann, und wie wenig kritisch sichere Argumente sich aus Betrachtungen, wie er sie hier anstellt, gewinnen lassen. Die nothwendige Korrektur für unsichere, subjektive Werthurtheile giebt auch in diesem Falle einzig die Analyse, auf die wir so immer von Neuem zurückverwiesen werden.

Ich habe schon oben mein Bedauern darüber ausgesprochen, daß Cauer die grundlegende Bedeutung der Inhaltsanalyse für die Auffassung des Epos nicht genügend erkannt hat. Es ist ein Mißverhältniß in seinem Buche, daß er diesem wichtigsten Theile der homerischen Kritik nur die beiden letzten Kapitel gewidmet hat, von denen das eine auch noch größtentheils allgemeinen und nicht immer richtigen Betrachtungen gewidmet ist. Gerade sein Buch beweist es mir von Neuem, wie unentbehrlich die systematische Analyse zur Erlangung eines sicheren, in sich geschlossenen Urtheils über die epische Frage ist. Cauer stimmt im Allgemeinen, und ich freue mich dessen, mit mir in der Gesammtauffassung von dem

Wesen und der Entstehung des Volksepos überein. Trotzdem aber zeigt er sich nach zwei Richtungen hin in Irrthümern befangen, die weder mit dieser Gesammtauffassung noch auch unter einander verträglich sind. Auf der einen Seite nämlich behandelt er die einzelnen Abschnitte des Epos, nicht nur einzelne Lieder oder Rhapsodien, sondern ganze umfängliche Partien, viel zu sehr als einheitliche Konzeptionen, und kehrt damit, ohne sich dessen vielleicht selbst bewußt zu sein und obwohl er prinzipiell auf anderem Boden steht, zu der alten mechanischen Auffassung von der Komposition des Epos zurück. So halte ich es schon für verkehrt, wenn er den ganzen Schiffskatalog als „anerkannt das jüngste Stück der Ilias" bezeichnet. Namentlich aber hebe ich hier noch seine Behandlung des ganzen Abschnittes vom 2. bis 7. Gesang der Ilias hervor, in der er sich eng an Grote und dessen Anhänger anschließt, indem er diese ganze Partie als einen einheitlichen, jüngeren Einschub in die Ilias betrachtet. Ich glaube, daß ihm in diesem Falle ein auch nur oberflächliches Studium meiner Analyse dieses Theiles zu richtigeren Anschauungen hätte verhelfen können. Denn so gewiß die Einfügung dieser Partie an ihre jetzige Stelle und ihre Zurechtstutzung für den jetzigen Zusammenhang erst nachträglich in der letzten Periode des epischen Gesanges erfolgt ist, so gewiß sind doch ursprünglich ganz disparate und ungleichaltrige Stücke in diesem Komplex vereinigt, und es ist zweifellos verkehrt, das Ganze als einheitliche, jüngere Eindichtung zu behandeln. Während aber Cauer so auf der einen Seite nicht genügend das allmähliche Wachsthum auch der einzelnen Rhapsodien und zusammenhängenden Partien des Epos erkennt, übertreibt er dann auf der anderen Seite am Ende des letzten Kapitels, indem er sich zu meiner und Steinthal's Gesammtauffassung bekennt, wieder die Unstätigkeit des epischen Gesanges. Er zitirt einen Satz von Steinthal, gegen den ich mich in meiner Einleitung gerade ausdrücklich zu wenden genöthigt sah, weil darin die Wandelbarkeit und Unbeständigkeit des Epos entschieden übertrieben wird. Wer den epischen Gesang, wie Cauer hier im Anschluß an Steinthal, mit einem unaufhörlich verrauschenden Strome vergleicht, in dem nichts Festes und Beständiges ist, der verwechselt die epische Poesie mit der Improvisationspoesie und verkennt die eine Seite der epischen Kunstübung, die eben im Festhalten und Fortpflanzen des Schönen und Lebensfähigen, das einmal geschaffen worden ist, besteht. Auf der einen Seite das allmähliche Wachsthum und die stetige Umbildung zum

Vollkommneren (die ἐπίδοσις εἰς αὐτό), auf der andern Seite aber die treue Ueberlieferung dessen, was so allmählich gereift und zu fester Ausprägung gelangt ist, das sind die beiden Grundbedingungen, auf denen die Größe des Epos wie aller andern großen Schöpfungen des menschlichen Geschlechts beruht.

Cauer hat sein Buch als „Grundfragen der Homerkritik" bezeichnet, und er hat in der That eine Reihe von Fragen, die für die Homerkritik von Bedeutung sind, in scharfsinniger und gelehrter Weise erörtert. Aber die eigentliche Grundfrage ist und bleibt doch die von der unterschiedlichen Entstehung der homerischen und der übrigen volksepischen Gedichte gegenüber den eigentlichen Kunstepen. In seiner Einleitung hebt Cauer geistvoll und richtig die komplexen Bedingungen hervor, die allem geistigen Schaffen zu Grunde liegen und für Faust und Hamlet so gut gelten wie für Homer. Aber er verschiebt damit doch die Frage, auf die es eigentlich ankommt; denn nicht die Gleichartigkeit, sondern den Unterschied dieser Probleme muß man vor Allem zum Bewußtsein bringen, und das Verständniß für die ganz eigenartige Entstehung der Volksepen, wodurch sie sich von allen andern Kunstschöpfungen unterscheiden, wecken und vertiefen. Hat sich aber über diese eine Grundfrage die richtige Erkenntniß erst allgemein Bahn gebrochen, so wird sich die Beantwortung aller anderen homerischen „Grundfragen" ganz von selbst ergeben.

Notizen und Besprechungen.

Archäologie.

Ein Siegesdenkmal Traians.

Das Monument von Adamklissi — Tropaeum Traiani. — Unter Mitwirkung von Otto Benndorf und George Niemann herausgegeben von Gr. G. Tocilesco. Mit drei Tafeln und 134 Abbildungen im Texte. Wien, Hoelder 1895. 149 S. 4⁰.

„Questa colonna è la colonna della Piazza Colonna" — so soll der Führer der Kronprinzessin von Italien auf dem ersten Rundgang durch die neue Hauptstadt Rom kurz und bündig geantwortet haben, als die Prinzessin über die Säule des Marc Aurel belehrt zu sein wünschte. Und viel mehr wußten die meisten Besucher der ewigen Stadt bisher nicht — von den Bewohnern zu schweigen. Es war verzeihlich: auf der Höhe der Säule steht die Statue des Apostels Paulus, am Fuß liest man die Inschriften Sixtus des Fünften. Sie verschweigen es freilich nicht, was ja auch dem flüchtigsten Betrachter kaum verborgen bleiben kann, daß hier ein Werk des Alterthums — ab omni impietate expurgatum — einem neuen Zweck geweiht worden ist. Aber gerade die eine der Inschriften mag es gewesen sein, die der Säule den Namen der „Antoninsäule" verschafft hat, der dann dem Verständniß ihrer Darstellungen im Weg stehen mußte. Diese Darstellungen aber zu betrachten ist auch für gute Augen so mühsam, ja unmöglich, daß der Italiener, der seiner Zeit dem König Vittorio Emanuele ein Denkmal derselben Art zu errichten vorschlug, dem Uebelstand abzuhelfen gedachte, indem er der Spirale des Reliefbands rings um die Säule eine Wendeltreppe folgen ließ. In neuester Zeit hat ein schlankes Thurmgerüst neben der Säule, in dem eine Treppe hinaufführte zu einem beweglichen Schwebegerüst, den Pflastertretern der Piazza Colonna gezeigt, daß es doch der Mühe werth sein muß, die Reliefdarstellungen der Säule zu betrachten. Das altgewohnte Denkmal wird zu neuer Popularität gekommen sein. Unser Kaiser hat sich dem Gedanken nicht verschlossen, daß es eine Ehrenpflicht Deutschlands sei, das Denkmal, auf dem Ereignisse aus der ältesten Geschichte unserer Volks — es sind

die Germanensiege Marc Aurels — durch die Kunst verewigt worden sind, endlich einmal wirklich bekannt zu machen: durch eine huldvolle Bewilligung Seiner Majestät wurde es ermöglicht, die Reliefs der Marcussäule aufs genauste zu untersuchen und photographisch aufzunehmen. Die Arbeit war dem ersten Sekretar des Archäologischen Instituts in Rom, Professor Eugen Petersen, und dem Heidelberger Professor Alfred von Domaszewski, dem besten Kenner römischen Militärwesens, anvertraut und ist in monatelanger Bemühung glücklich zu Ende geführt worden. Von der Veröffentlichung der Aufnahmen, deren Güte der Ruf der Bruckmannschen Verlagsanstalt verbürgt, und von den Erläuterungen dazu, erwartet die Wissenschaft reichen Gewinn, und schon jetzt ist aus der Beschäftigung mit den Reliefdarstellungen der Säule mehr als eine förderliche und anregende Spezialuntersuchung erwachsen.

Das Vorbild der Marcus-Säule war die Traiansäule. Auch sie hat den Stürmen der Jahrhunderte getrotzt, besser getrotzt als jene, die schon Sixtus V. misere laceram ruinosamque nannte. Auch an ihr hat die Bildkunst ihren Reichthum verschwendet; auch ihre Darstellungen sind nicht zu betrachten. Sie sollten indessen früher als die der Marcussäule dem Auge näher gebracht, der Betrachtung zugänglich gemacht werden. Schon längst sind wir nicht mehr, wie bei jener, auf die Stiche Sante Bartolis angewiesen, dessen Arbeitsleistung wir darum doch auch heute noch die höchste Bewunderung nicht versagen dürfen. Napoleon III hat — ein Riesenunternehmen — die ganze Säule abgießen lassen. Nur drei Ausgüsse wurden aus der Form genommen: den einen beherbergt der lateranische Palast, den zweiten das Museum in Saint-Germain-en-Laye, den dritten das South Kensington Museum. Nicht viele Museen können sich die Raumverschwendung eines solchen Riesen-Abgusses leisten! Wirklich zugänglich sollten die Reliefs deshalb doch erst durch die Publikation werden, die nach dem Abguß hergestellt wurde. Aber Fröhners Prachtwerk, das von dem Luxus des Kaiserreichs noch nach dessen Zusammenbruch Zeugniß ablegen sollte, ist nicht nur unhandlich im höchsten Grad, sondern es genügt auch sonst den hochgesteigerten Ansprüchen heutiger Wissenschaft nicht, so daß es wünschenswerth erscheinen konnte, die ganze Reliefreihe von neuem zu publiziren. Weit erwünschter und wichtiger aber als die neue Abbildung die Dr. Conrad Cichorius mit dankenswerther Initiative ins Werk gesetzt hat, ist die eindringende Betrachtung des Denkmals, die wir von demselben Gelehrten erwarten dürfen, und die gewiß die historischen, antiquarischen und kunsthistorischen Probleme des Monuments ihrer Lösung ein gutes Stück näher bringen wird.

Und auch auf dem Umweg der Erforschung der Marcussäule wird das Verständniß ihres traianischen Vorbilds gefördert werden.

Ist somit gerade jetzt die Aufmerksamkeit in besonderem Maß auf die Kunst der Zeit des Traian gelenkt, in der man eine Blüthezeit römischer

Kunst schon längst nicht verkennen konnte, deren gewaltigste Leistung die Kunst unter Marc Aurel, die klassizistischen Launen der hadrianischen Zeit abschüttelnd, sich zum Vorbild genommen hat, so trifft es sich gut, daß zur selben Zeit ein Denkmal zum erster Mal bekannt gemacht wird, in dem uns ein provinziales Seitenstück zur Trajansäule, in Trümmern freilich, erhalten ist, errichtet an der äußersten Grenze des Römerreichs, mitten unter Barbaren, für deren Augen der geringste Aufwand an Kunst noch groß genug scheinen mochte, als Kunstleistung nicht, wohl aber als geschichtliches Denkmal den Werken der Hauptstadt vergleichbar; die Wiederholung nur eines uralten Gedankens, aber in der riesenhaften Ausführung ein Neues und durch die wirkungsvolle Wucht seiner Dimensionen nicht unwerth einer großen Zeit.

In der Einsamkeit des öden Hügellands der Dobrudscha, unfern der Stelle wo die Donau durch ein vorgelagertes Bergland gehindert, das nahe Meer zu erreichen, sich im rechten Winkel nordwärts wendet, um erst bei Galatz wieder die östliche Richtung durchzusetzen, erhebt sich der gewaltige Mauerkern dieses Denkmals.

Zu den ersten die von der Ruine Nachricht gegeben haben, gehörte unser Moltke.*)

Daß dieser Mauerkern einst mit Reliefs und Pilastern bekleidet war, lehrten sofort die ringsum liegenden und auf den Todtenäckern der Umgegend zerstreuten Trümmer dieses Schmucks; und auch der Name, den die Türken der Ruine und nach ihr dem nächsten Dorf gegeben hatten — Adamklissi, die „Menschenkirche" — konnte den einstigen Figurenschmuck bezeugen. Moltke wie Vincke verkannten nicht den römischen Ursprung des Denkmals, das sie für ein Grabmal hielten. Vincke brachte es in Verbindung mit den nahen Befestigungslinien, die im Volksmund den Namen der Trajanswälle führten.

Nach dem Besuch der preußischen Offiziere währte es noch vierzig Jahre bis die Einverleibung der Dobrudscha in das Königreich Rumänien das Monument dem Bereich europäischer Wissenschaft näher rückte.

Danach war der Leiter des Museums in Bukarest, Herr Gr. G. Tocilesco, um die Erforschung des Denkmals unablässig bemüht, unter-

---

*) Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835—1839, S. 173 f. der sechsten Auflage. Ein Jahr später erschien (1840) der Bericht seines Reisegefährten v. Vincke in den Monatsberichten der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. — Le Danois, Helmuth von Moltke beliebt Herr Salomon Reinach bei dieser Gelegenheit zu sagen (Gazette des beaux arts 1895 t. XIII. S. 164), obgleich er wissen könnte, daß Parchim nicht in Dänemark liegt, und daß Moltke seit 1822 preußischer Offizier war, und obgleich er bedenken sollte, daß mit viel größerem Recht das rechte Rheinufer, wenn es wollte, oder der fernere Osten auf ihn — Herrn Salomon Reinach nämlich — Anspruch machen könnte, während er doch so viel lieber die Kelten seine Ahnen nennt.

stützt durch das Interesse seines Königs und durch die thatkräftige, sachkundige und erfahrene Hilfe aus Wien, die er seinem Unternehmen zu gewinnen wußte. Die Ergebnisse jahrelanger Arbeit liegen nun in der stattlichen Publikation vor, deren Titelblatt neben Gr. G. Tocilesco als Mitarbeiter Otto Benndorf und George Niemann nennt, während das Vorwort uns wissen läßt, daß die zum Wohl der Wissenschaft schon vielfach bewährte großartige Freigebigkeit des Herrn Nikolaus Dumba es gewesen ist, die eine so würdige Veröffentlichung ermöglicht hat, die, dem König von Rumänien zugeeignet, gleichzeitig in deutscher und rumänischer Sprache erscheint.

Ein Kapitel trägt den Namen George Niemanns allein. Benndorfs Antheil ist von dem des Herausgebers nicht geschieden; aber er bleibt dem Kundigen nirgends verborgen: selbst in unmittelbarer Nähe eines Pronomen der ersten Person des Herausgebers wird er, durch die persönliche Eigenart des Ausdrucks geleitet, ihn oft ohne Zweifeln erkennen. Daß wir die meisterhafte Schilderung der Lage des Monuments, die das erste Kapitel giebt, Benndorf verdanken, steht durch die wörtliche Uebereinstimmung mit einem Vortrag, der zur Feier des 25jährigen Bestehens der Anthropologischen Gesellschaft in Wien von ihm gehalten wurde,*) urkundlich fest.

Nachdem im zweiten Kapitel die Geschichte der bisherigen Erforschung des Denkmals erzählt worden ist, richtet im dritten George Niemann's Künstlerhand das Monument vor unseren Augen aus den Trümmern wieder auf, und der auf Tafel I in schöner Radirung gegebenen, in allem für den Gesammteindruck wesentlichen gewiß richtigen Rekonstruktion dient der auf S. 12 abgebildete Versuch Odobescus als wirksame Folie und gleichsam als Beglaubigung.

Der erhaltene Mauerkern hat einen Durchmesser von beinahe dreißig, eine Höhe von mehr als zehn Metern. Er erwies sich als massiv: das war dem Gedanken an ein Grabmal nicht günstig. Nur einem Kaiser hätte auch ein Grabmal von solchen Dimensionen errichtet sein können. Der Rundthurm von Gußwerk umschloß ein viereckiges Quaderfundament: die Mitte des Baues mußte also eine besonders ansehnliche Last zu tragen gehabt haben. Bei der Ruine wurden die Trümmer eines riesenhaften Tropaions gefunden. Es mußte sich der Gedanke aufdrängen, daß dieses Tropaion einst auf der stolzen Höhe gestanden habe. Am Fuß des Hügels, auf dem das Denkmal stand, lag eine Römerstadt, der Inschriften den Namen Tropaeum Traiani verbürgten. Sie konnte ihren Namen nur führen nach dem gewaltigen Denkmal, das über ihr aufragte. Traian also hatte das Siegeszeichen aufgerichtet. Traians Titulatur erkannte man in den Bruchstücken einer kolossalen Inschrift, die nur die Bauinschrift des

*) Abgedruckt im Archäologischen Anzeiger des Jahrbuchs des Instituts X 1895 S. 27 f.



Denkmals sein konnte. Ihr Platz war auf der Höhe des Denkmals gewesen, denn oben auf dem Mauerkern waren die beiden ansehnlichsten Stücke gefunden worden, und kein Zufall konnte einen zentnerschweren Block auf diese Höhe gebracht haben, zu der man nur auf mühseligem Kletterpfad gelangen kann.

Der Fuß des Denkmals war verschüttet. Die Ausgrabung lehrte, daß der Bau auf einer Plattform sich erhob, zu der sieben Stufen hinaufführten. Der Mauerkern aus Gußwerk war mit Quadern verkleidet gewesen. Der auf der Plattform aufsitzende Sockel und einige Steine der untersten Zylinderschicht waren noch am Platz; die andern Quadern, wie aller bildliche Schmuck, waren um die Ruine zerstreut oder auf die Friedhöfe der Umgegend verschleppt. Es war eine mühsame Arbeit, das Material zu der Rekonstruktion zusammenzusuchen. Aber es fand sich schließlich genug zusammen, um dem geübten Architekten den Aufbau zu ermöglichen. Auf sechs Schichten einfacher Quadern folgte ein mit Rankenwerk und Perlstäben verziertes Friesband, auf dem dann, regelmäßig wechselnd, Pfeiler und Reliefblöcke mit figürlichen Darstellungen standen, die in dieser Anordnung an Triglyphen und Metopen erinnerten. Darüber lag das Gesims, und über diesem bildete eine Brüstuug mit Zinnen den Abschluß. Jede der Zinnen zierte die Relieffigur eines gefesselten Barbaren, während Löwen, die als Wasserspeier dienten, vor der Brüstung frei auf dem Gesims standen. Hinter dem Zinnenkranz stieg das Dach an, dessen Neigung aus den erhaltenen Werkstücken mit großer Wahrscheinlichkeit berechnet werden konnte. Das Dach bekrönte ein sechseckiger Aufbau, der seinerseits das Tropaion trug, mit dem das ganze Bauwerk die imposante Höhe von zweiunddreißig Metern erreicht haben muß.*)

*) Es versteht sich daß Riemann die Punkte, an denen die Rekonstruktion Zweifel leidet oder Lücken läßt, selbst deutlich hervorhebt. Ein Bedenken ist, daß die Inschrift an der Stelle, an der er sie anbringt, an dem sechseckigen Aufbau, in zwei Theile auseinandergerissen werden muß (S. 33, vgl. S. 105). Bedenken muß es, bei der isolirten Lage des Baus, auch erregen, wenn Werkstücke, die ihrem Fundort nach für zugehörig gelten müssen, keinen Platz in der Rekonstruktion gefunden haben. Ueber zwei solche Stücke ist vielleicht eine Vermuthung gestattet. „Ein räthselhaftes Werkstück" wird S. 37 abgebildet, „das wahrscheinlich zum Stamme des Tropaeum gehört, ohne daß sein Platz mit Sicherheit bestimmt werden könnte." Die merkwürdige Form des Stücks scheint mir den Gedanken nahzulegen, daß wir in ihm die Spitze des Tropaions besitzen und daß diese einen Helm aus Erz getragen hat. Damit würde sich die auffallende Thatsache erklären, daß von dem Helm, der unmöglich gefehlt haben kann, keine Spur gefunden worden ist (S. 34, S. 82). — Keine Verwendung finden auch die auf S. 39 abgebildeten Steine, die Riemann von dem Denkmal ausschließen möchte, und zwar mit der Begründung, daß sie tiefer in die Mauer eingriffen „als irgend ein Werkstück des Monumentes mit alleiniger Ausnahme des Waffenfrieses, welcher die eigentliche Basis des Tropaion bildete." Gerade diese Begründung legt die Vermuthung nahe, daß die betreffenden Stücke zu dem Zwischenglied unter dem Waffenfries gehört haben, das Riemann S. 33 annimmt, ohne ein Stück davon nachweisen zu können.

Das vierte, längste Kapitel (S. 42—102) ist der Betrachtung des Skulpturenschmucks gewidmet.

Dreierlei Arten von Skulpturen sind es: das Tropaion mit den Statuengruppen an seinem Fuße und dem Waffenfriese seiner Basis; die Zinnenverzierung mit den Reliefs von gefesselten Barbaren und den als Wasserspeier zwischen ihnen postierten Löwen; der große Kranz metopenartiger Reliefs mit Darstellungen, die sich auf die dakischen Kriege Kaiser Trajans beziehen.

„Künstlerisch sind diese Skulpturen von sehr ungleichem Werthe. Während das Tropaeum und der Waffenfries ein großes, sicheres Geschick der Anlage und eine vorzügliche Berechnung der Arbeit auf Fernwirkung zeigen, sind die Zinnen — und nicht minder die Metopenreliefs von ungeübten Händen ausgeführt, mit einer Armuth und kindlich rohen Unvollkommenheit der Form, daß man sie im ersten Sehen zu unterschätzen und für Werke einer späteren Epoche zu halten pflegt."

Gleichwohl nehmen die Reliefs und weitaus am meisten die Metopenreliefs in viel höherem Grade unser Interesse in Anspruch als Tropaeum und Waffenfries.

Von den vierundfünfzig Metopen, die nach Niemanns Berechnung das Denkmal geschmückt haben müssen, sind neunundvierzig ganz oder theilweise erhalten, eine fünfzigste ist auf dem Weg nach Bukarest in der Donau versunken.

Römische Krieger zu Pferd und zu Fuß, in die Schlacht eilend, im Kampf begriffen, oder in Parade stehend; Barbaren, kämpfend, unterliegend, gefangen, bittflehend mit Weib und Kind vor dem Kaiser; dieser selbst in verschiedenen Situationen — Alles mit roher Deutlichkeit, ohne allen künstlerischen Reiz dargestellt, mehr durch den Gegenstand als durch die Kunst an die Friese der Trajansäule erinnernd. Die gleichen Siege sind es ja, die der Künstler der Hauptstadt uns in glänzenden Perioden erzählt, die der Steinmetz der Grenzprovinz radebricht; jener, der Erbe einer reichen Tradition von Kunstvermögen, aber über diese Tradition hinaus die schwierigsten Probleme mit frecher Sicherheit spielend aber unvollkommen lösend; dieser, einen Entwurf, der dem hauptstädtischen, trotz mancher Einschränkung, nicht so ganz unähnlich war, zerstückelnd und zerstümpernd.

Benndorfs Betrachtungen bringen es zum Bewußtsein, wie viel dem griechischen verwandter Sinn noch in den Reliefs der Säule lebt, die man sich gewöhnt hat, nur im Gegensatz zu griechischer Reliefkunst als charakteristische Werke römischer Kunst zu betrachten. Nicht als ob nun die Mängel der Metopen von Adamklissi der römischen Kunst aufgebürdet werden sollten. Mit Recht wird sie Benndorf auf Rechnung der Soldatenarbeit setzen, die schlicht und recht in den Dienst des Architekten gestellt ward. Aber wenn sie „eine grobe Abschrift der militärischen Sitte liefert, während der Säulenfries einen idealen Auszug giebt", so haben die Metopen

damit doch mehr von dem, was man für römische Kunst charakteristisch zu finden pflegt, die Säulenreliefs mehr von dem, worin die griechische Kunst ihre Größe gezeigt hat. Der „groben Abschrift" verdanken wir willkommene Belehrung über manche antiquarische Einzelheiten, die uns für den Mangel an künstlerischem Genuß entschädigen mögen.

Ungleich wichtiger aber als solche Einzelheiten ist der historische Gewinn, den wir Benndorfs eindringender Betrachtung der Säulenreliefs verdanken. Und diese Betrachtung ist nicht etwa eine Abschweifung; sondern es führte zu ihr mit Nothwendigkeit die Erläuterung des Denkmals von Adamklissi.

Die Thatsache eines so gewaltigen traianischen Siegesmonument an der unteren Donau, fern von den Wohnsitzen der Daker des Decebalus, forderte eine Erklärung. In der litterarischen Ueberlieferung durfte man sie kaum suchen. Diese Ueberlieferung ist elend. „Die Trajansäule, sagt Mommsen, ist ein Zeugniß der verwüsteten Geschichtsüberlieferung der römischen Kaiserzeit, wie wir kein zweites besitzen." Ihre Friese erzählen uns zwei Kriege; beide Erzählungen trennt die Gestalt der Viktoria, die die Thaten des ersten Krieges aufzeichnet. Benndorf hat es unternommen, in den ersten Szenen des zweiten Kriegs den Weg nachzuweisen, auf dem der Kaiser in den Krieg zog, und den Verlauf der ersten Kriegsereignisse zu erkennen: von Ancona wäre er über Korinth nach Byzanz gefahren, von da zu Land nordwärts, zwei Gebirge überschreitend, zur unteren Donau gelangt, zwei Siege wären dort erfochten worden, der eine bei den Wällen, in deren Nähe das Siegeszeichen steht. Nach diesen Siegen erst hätte der Kaiser sich gegen Decebalus gewandt. So eröffnen sich in der That „großartigere Dimensionen des Kriegstheaters, als bisher angenommen ward." Man würde gewiß Bedenken tragen, der Interpretation des Archäologen so viel Beweiskraft einzuräumen, wenn nicht das Denkmal selbst doch ein unzweifelhaftes Zeugniß für diesen Verlauf des Krieges wäre, neben dem es der versprengten Nachricht von einem Sieg bei Nicopolis und anderer Bestätigung kaum noch bedarf. Nur das bleibt mir zweifelhaft, ob der Kaiser wirklich den Umweg über Byzanz genommen haben soll, zumal gerade in der Gegend der Küste, aus der der nächste Weg nach der unteren Donau führte, der Weg den einst Ovid thatsächlich gereist war, die Stadt Trajanopolis liegt, zu deren Gründung die Landung des Kaisers Veranlassung gegeben haben könnte; wer die Prolepsis der Darstellung der Stadt dem Künstler nicht zumuten möchte, der könnte am ersten an das benachbarte Ainos denken, dessen Küstenform der Darstellung nicht durchaus zu widersprechen scheint.

Wie auf der Säule, so wären nach Benndorf auch auf dem Metopenfries von Adamklissi beide Dakerkriege dargestellt. Das ist mir unwahrscheinlich. Nicht weil bei dieser Annahme die Aermlichkeit der Darstellung unerträglich wird, selbst für den, der nicht durch den unerschöpflichen Reichthum der Säulenreliefs das Auge verwöhnt hat; sondern weil der Ort

für ein Siegesdenkmal beider Kriege, ein Denkmal der Ueberwindung des Decebalus, ganz ungeeignet war. Denn selbst im zweiten Krieg waren die Kämpfe an der unteren Donau, so wichtig sie sein mochten, doch immer nur eine Episode, über der man nicht vergessen darf, daß der Hauptschlag gegen Decebalus geführt ward, und für den ersten Krieg ist die Ausdehnung des Kriegsschauplatzes bis in die Gegend des Denkmals weder bezeugt noch jemals vermuthet worden. Benndorf ist zu seiner Annahme vermuthlich dadurch geführt worden, daß er auf einer der Metopen eine statuarische Darstellung des Kaisers zu erkennen meinte, die ihm geeignet schien, die Rolle der Viktoria auf der Säule, „einer idealen Interpunktion," zu spielen.

Die Statue des Kaisers würde nicht weniger passend Anfang und Ende der ringsumlaufenden Erzählung eines einzigen Feldzuges trennen. Aber ich bezweifle überhaupt, ob der Künstler, wenn man diesen Namen in so weitem Sinne gebrauchen darf, eine Statue darstellen wollte. Allerdings sehen wir unter den Hinterbeinen des Pferdes ein viereckiges Stück anstehen, das man für ein Postament halten könnte, und die Forderung, daß auch der Gegner des Kaisers auf dem Postament statt in der Luft knien müßte, würde vielleicht von dem Ungeschick des Steinmetzen zu viel verlangen. Aber für möglich halte ich doch, daß der Steinmetz das Viereck nur deshalb stehen ließ, weil er in diesem einen Fall, wo die Darstellung des Kaisers zu besonderer Bemühung aufforderte, dadurch beunruhigt war, daß seine mangelhafte Raumvertheilung wieder einmal, wie freilich des öfteren, die Hinterbeine des Pferdes in die Luft statt auf den Boden gebracht hatte.

Wenn es auffallend erscheint, einen einzelnen Sieg durch ein so außerordentliches Denkmal verewigt zu sehen, so dürfen wir uns erinnern, daß, nach Benndorfs einleuchtender Interpretation des Säulenreliefs, die Schlacht bei den Wällen durch das persönliche Eingreifen des Kaisers entschieden zu sein scheint. Das mochte dem Sieg eine besondere Bedeutung verleihen und zur Errichtung des ungewöhnlichen Monuments die Veranlassung bieten. Nicht ein einzelner Skythenstamm ist es gewesen, der hier bezwungen ward: das bezeugen die Barbarengestalten der Zinnen des Denkmals, die drei Typen deutlich unterscheiden. Aber die Daker, zu denen der Weg über die Brücke bei Drobetae führte, werden sich nicht so weit von ihren Wohnsitzen entfernt haben, und nicht Decebalus wird der Barbarenkönig sein, den wir auf einer der Metopen erkennen.

Die Lage des Denkmals und die Schlachtenbilder seines Metopenfrieses boten Anlaß zu der gewinnreichen historischen Untersuchung, die den ersten Abschnitt des sechsten Kapitels bildet (VI. Historische Fragen. 1. Anlaß der Erbauung S. 110—127). Aber die erzählenden Reliefdarstellungen spielen an dem Monument nur eine untergeordnete Rolle. Die Hauptsache war das krönende Tropaion. An die Betrachtung seiner gigantischen

Trümmer (S. 81—94) schließt sich im sechsten Kapitel (2. Die künstlerische Aufgabe S. 127—142) eine lehrreiche Geschichte dieser Denkmalform an. Und diese Geschichte ist in der That merkwürdig genug. Es hat sich das Symbol im Lauf der Jahrhunderte gewissermaßen in sein Gegentheil verwandelt.

Römische Waffen sind es, die den Barbaren der Donauländer die Erinnerung an die Waffengewalt Roms wachhalten sollen. Den Panzer schmückt das Bild des siegreichen Kaisers. Wie die Spatzen des Felds die Vogelscheuche schreckt, die nur Spatzenverstand für den Herrn der Schöpfung nehmen kann, so soll das gespensterhafte Bild eines römischen Kriegers die Barbaren zittern machen. Eine solche Barbarenscheuche hatte an der Weser Germanicus, an der Elbe Drusus, hatte in den Seealpen Augustus, in den Pyrenäen Pompeius einst errichtet. Und so fest hat unzählige Wiederholung die Form erstarren lassen, daß die Trophäe „über alle Revolutionen des Kriegswesens hinweg in der Hauptsache noch heute aus der Rüstung der Augusteischen Epoche besteht." Dennoch ist uns die ursprüngliche Bedeutung eher lebendig, als sie es dem Römer gewesen sein kann. Wir wissen es, daß es die erbeuteten Waffen besiegter Feinde sein sollen, die die Dächer unserer Zeughäuser und fürstlichen Paläste schmücken. In diesem Sinn hatten die Griechen das Siegessymbol erfunden. Aber die römischen Künstler haben daran offenbar niemals gedacht. Das „Gespenst des Besiegten" (Benndorf S. 133) ist zum Gespenst des Siegers geworden.

Das ist nur begreiflich, wenn der Gebrauch der Schlacht, der bei den Hellenen das Tropaion zum Symbol des Sieges hat werden lassen, dem Römer fremd war. Und so ist es in der That gewesen. Schon zur Kunstform erstarrt übernahm Rom das Symbol und bildete es gedankenlos weiter.

Benndorf forscht der Sitte nach, der die griechische Kunst das Symbol verdankt. „Hektor gelobt vor dem Zweikampfe mit Aias nur, wenn das Glück ihm günstig sei, die Waffenbeute am Heiligthume des Apollon in Troia aufhängen zu wollen." Das Epos kennt den Gebrauch des Tropaions überhaupt nicht. „Bei Thukydides und Xenophon ist das Tropaion der typische Schluß und das unentbehrliche Wahrzeichen jedes militärischen Sieges." Aber es ist gewiß das Tropaion nicht erst nach der Fixierung des Epos, oder gar erst im fünften Jahrhundert gebräuchlich geworden, sondern es gehörte nach Benndorfs überzeugender Darlegung von alters her dorischer Sitte an und ward nur von den anderen Stämmen erst spät übernommen.

Schon in der Zeit des lebendigen Gebrauchs mochte das Verständniß des ursprüglichen Sinns ins Wanken kommen. Viel mehr aber mußte das geschehen, als sich die Kunst des Symbols bemächtigt hatte. „Das Tropaion als Kunstwerk kommt verhältnißmäßig spät auf, hat sich in Griechenland immer in bescheidenen Formen gehalten und ist hier immer

eine vereinzelte Erscheinung geblieben!“ Die marmornen Siegesdenkmäler von Marathon und Salamis haben erst die Epigonen der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts errichtet. Am ersten konnte sich wohl noch das Tropaion von Leuktra mit römischen Denkmälern vergleichen lassen: aber das schien auch den Griechen so unerhört, daß die Sage entstehen konnte, die Spartaner hätten deshalb die Thebaner vor den Amphiktyonen verklagt, was dann die Rhetorenschüler in Rede und Gegenrede ausspannen.

Und doch wie bescheiden erscheint dieses Denkmal, dessen Abmessungen die Ueberreste uns noch erkennen lassen, im Vergleich mit dem himmelanragenden Siegeszeichen des römischen Kaisers. Von dessen Bildschmuck erinnert uns nichts an Werke des griechischen Meisels auch nicht an die boeotischsten unter ihnen. Aber die Größe des Entwurfs gestattet es, den Schöpfer des Denkmals unter den Meistern der Zeit zu suchen; und wenn der Architekt den plastischen Schmuck, dem er eine dienstbare Rolle an seinem Denkmal gönnte, vielleicht mit souveräner Verachtung, den ungeübten Händen der Krieger überließ, so liegt doch auch darin etwas von der Größe Roms, die das Denkmal bezeugen soll, daß die Mannszucht den Soldaten nicht nur das Schwert sondern auch den Meisel führen heißt. Der Erfolg freilich zeigt es wieder, daß die Kunst sich nicht, wie Mummius als echter Römer wähnte, kommandieren läßt.

Berlin, August 1895.

Friedrich Koepp.

Kunst und Literatur.

Pan. Zeitschrift der Genossenschaft Pan. Verlag des Pan. 1895. Heft 1 und 2.

Dionysos, der Gott der hohen Naturwonne, wird uns aufs Neue verkündet. Seinen orgiastischen Kult will uns Nietzsche als den innersten Trieb des klassischen Griechenthums enthüllt haben; in seinem Gefolge tritt Pan, der lüsterne Bocksfüßler, uns entgegen.

In diesem Zeichen erscheint die neue Zeitschrift einer neuen Gemeinschaft. In Folio, eine erste Lieferung in grünem Umschlag, eine zweite in rotem; denn Lärm, auch der Farbe, gehört zum Thiasos des Gottes. Zu oberst die Aufschrift Pan in breitgespreizten, weil vom Weingenuß etwas unsicher gewordenen Majuskeln, darunter ein Panskopf (von Stuck gezeichnet), der trotz grüner wie roter bengalischer Beleuchtung immer gleich trobbelhaft aussieht.

Beginnt man im ersten Heft zu blättern, so stößt man auf die Heliogravure eines herrlichen Böcklin. Ein Ritter, schwarz gegen den hellen Himmel, hat den Drachen getödtet, die Jungfrau befreit; die Erschauernde faßt er am zitternden Arm, um ihrer Blöße seinen Mantel um-

zugeben. Man wird nicht satt, das Bild zu betrachten, und man darf sich Muße dazu gönnen. Denn unter den übrigen Kunstbeiträgen des Bandes ist Nichts, was einen ähnlich lange fesseln könnte. Auf einen Beitrag von Klinger komme ich nachher zu sprechen; ein Mohrenkönig von Uhde ist minderwerthig, Whistler verliert hier seinen Reiz. So bleiben noch die schönen französischen Medaillen, die Lichtwark mit trefflichen Bemerkungen begleitet, und eine Radierung von Liebermann. Ein bairischer Biergarten, wo das Licht durch die Wipfel alter Bäume bricht und dem Ort etwas Poetisch-Anheimelndes giebt, wie es die Wirklichkeit der tannenen Tische, der Gäste und Maßkrüge nicht immer besitzt.

Der zweite Band zeigt uns zuerst eine plastische Gruppe in Heliogravure. Ein Ritter, vom Scheitel bis zur Fußspitze gepanzert, hält die schöne Melusine im Arm; sie drückt die Augen zu, und er küßt sie. Ihr fischartiger Körper hält einen Augenblick ganz still, verzaubert im Bann einer großen Wonne. Dieses kleine Werk von Jean Dampt ist sehr schön; im Original erst muß es fein und raffinirt sein. Die zwei Figürchen sind aus verschiedenem Stoff, der Ritter aus schwarzem Stahl, die Melusine aus Elfenbein, ihr Gewand ist mit Goldsternen besäet, deren jedem ein Diamant eingefügt ist, also eine byzantinische Kostbarkeit. Aus diesem feingemengten Parfüm von Material, Motiv und Formgebung athmet ein tiefberechneter, aber sehr wirksamer Reiz. Es mag nicht Jedermanns Geschmack sein, aber es ist ein persönliches und fesselndes kleines Kunstwerk. Leider ist die Seite, von der es aufgenommen ist, nicht durchaus günstig; der rechte Arm und die Brust der Frau sollten besser auseinander gehen; die vier anderen, kleineren Aufnahmen der Gruppe, die zur Ergänzung dargeboten sind, leiden unter einem Druckverfahren, das man sich kaum in Ausstellungskatalogen gern gefallen läßt. Es folgt eine Radierung von Zorn, Porträt, nicht angenehm, unnöthig heftig, aber mit Geist behandelt. Max Klinger, drei Zeichnungen zu den Rettungen Ovidischer Opfer, einem früheren Werk des Künstlers, sehr schön, aber schwer zu beschreiben. Im Mittelstück kauern ein Silen und ein fellbekleideter Pan unter zwei Bäumen, deren Stämme wie Fensterpfeiler den Ausblick in die Landschaft einrahmen. „Flächen und Seen," klassisches Gefild, Haine und klassische Bergprofile, ein Hauch südlicher Stilisirung und doch knospende nnd grünende Natur, Leben und Weihe. Im Ornament der Predellen der starke Eindruck pompejanischen Zaubers, etwas alexandrinischer (oder römischer?) Naturalismus der Pflanzenbildung, antikes Form- und Schönheitsgefühl im Figürlichen, überdeckt von ganz moderner Empfindung. Ein anderes Werk von Klinger im gleichen Band, der Philosoph genannt, zeigt einen Menschen am Seil inmitten der Gletscherwelt an einer überschneiten Felszacke hängend: vergeblich streckt er sich nach seiner Brille, die ihm heruntergeglitten ist und entfernt auf dem Schnee liegt. Auch nachdem mir Zusammenhang und Sinn halbwegs klar geworden war, ist mir dieses Blatt aus mannigfachen Gründen uner-

freulich. Ueber die Kassandra desselben Künstlers im ersten Heft, eine plastische Halbfigur, kann ich mir nach der mitgetheilten Reproduktion kein Urtheil erlauben. In einem so vornehm sich gebenden Organ sollte man nicht der geringeren Herstellungskosten wegen die Wiedergabe eines plastischen Werkes dem formenzerstörenden Netzgrund aussetzen. Ich hatte neulich einmal Plon's Buch über Thorwaldsen unter den Händen; es ist von Gaillard mit so ausgezeichneten Illustrationen geschmückt, daß die Skulpturen besser und vortheilhafter in der Wiedergabe aussehen als im Original. Jedenfalls besser so als umgekehrt. Weiter im zweiten Heft die gewaltige Kreuzigung von Matthäus Grünewald, dem farbenprächtigen Zeitgenossen Albrecht Dürers. Schließlich der Geiger von Hans Thoma in der einfachen, stimmungsvollen Art dieses Künstlers. Noch ist ein Studienkopf von Stuck zu nennen. Doch habe ich schon feinere Porträtstudien von seiner Hand gesehen.

In Summa: Das zweite Heft ist viel reicher und besser als das erste. Das Thörichte und Schwache, das auch hier nicht fehlt, wird von dem Werthvollen überwogen.

Im Ganzen ist es Temperamentssache, ob man bei neuen Erscheinungen, die gemischte Empfindungen erregen, lieber das Gute lobt oder das Schlechte tadelt. Als das erste Heft des Pan erschien, sprangen einem die Lächerlichkeiten und Sünden so in die Augen, daß der Kritik ein Tummelplatz, ihren Witz zu üben, eröffnet schien; im Grund aber war man niedergeschlagen und verstimmt; die Seele mußte sich, um mit einem Dichter des Pan zu reden, „auf Halbmast senken"! Woher kam diese Ungleichheit, dieses Aergerniß?

Ich habe bis jetzt nur von den Kunstblättern des Pan gesprochen, und nur von den guten. Aber der Pan will auch ein litterarisches Organ sein; ja das „auch" ist vielleicht falsch: wie, wenn ihm die Absicht, die Litteratur zu fördern, in erster Linie stände? Wie dem auch sei, über die litterarische Seite des Pan zu reden, habe ich hier kein Amt. Einiges wie die Erinnerungen von Th. Fontane und sonst noch Manches hat mir sehr wohl gefallen, Anderes mißfallen. Aber das Zusammenspannen von bildender Kunst und Litteratur erregt mir überhaupt ein grundsätzliches Bedenken, das ich um so weniger zurückhalte, als ich damit auf den Kern gewisser moderner Lehren stoße, die einer immer weitergehenden Vermischung der Künste das Wort reden. Wir haben in unserem Jahrhundert die Kunst viel zu lang unter der Abhängigkeit von der Litteratur leiden sehen, als daß dieser neue aufgezwungene Parallelismus gleichgültig lassen könnte. Wie selten Litteratur und Kunst zu gleicher Zeit den gleichen Weg gehen, sofern es sich nicht um Modeerscheinungen handelt, darf man der Erfahrung eines Mannes wie Jakob Burckhardt glauben. Er hat sein berühmtes Buch über die Kultur der Renaissance geschrieben, ohne darin der bildenden Kunst einen Platz zu geben; so verspätet und selbständig schien ihm ihre Entwicklung. Als im vorigen Jahrhundert sich die höchste Blüthe

unserer Litteratur zu erschließen begann, war der Wahn weitverbreitet, nun werde auch für die bildende Kunst das goldene Zeitalter kommen. Man kann ruhig sagen, der Ruhm von Carstens ist zu gutem Theil dadurch geschaffen worden, daß man meinte, neben Schiller und Goethe müsse auch ein großer bildender Künstler als Zeitgenosse stehen. Allmählich hat unsere Litteratur ihre überwiegende Kraft verloren: gleichzeitig ist die Kunst freier geworden. Wem es gefällt, kann Makart und Hamerling zusammenstellen. Wer aber steht gleichwerthig in der Litteratur außer Gottfried Keller einem Feuerbach, Böcklin, Lenbach gegenüber?

Ich kenne die Entstehungsgeschichte des Pan nicht, die Gründe nicht, die zu der Vereinigung der beiden Künste in diesem Organ geführt haben; aber es ist zu fürchten, daß die eine die andere hemmen wird. Allerhand Dichtung und Prosa hat die Veranlassung zu Illustrationen, zu Kopf- und Randleisten und Schlußstücken geboten, denen die Inspiration durch die Poesie wahrhaft verhängnißvoll geworden ist. Der oft schon überreizten Phantasie der Poeten nachzukommen, sie zu überbieten, haben die Illustratoren unendlich viel Gequältes und Gesuchtes, halb Verständliches und ganz Verrücktes vorgebracht. Selbst Künstler, denen man sonst Gutes zutraut, sind gänzlich gescheitert. Was soll man zu diesem Riesen von Geyger sagen, der Nietzsche illustriren soll? Eine Aktfigur mit idealem Lockenhaupt, Nimbus und ungeheueren Flügeln auf einem niedrigen Piedestal stehend, das allerhand Zwergmenschen mit Thierköpfen umkrächzen. Die Werke des Riesen werfen sie ins Feuer; der Rauch, der davon aufsteigt, ist als Rahmen um den Text gelegt und zweimal im rechten Winkel gebrochen. Es ist unerträglich, diese im rechten Winkel gebrochene Rauchsäule zu sehen. Aus den sonst so feinen Händen Fernand Khnopff's kommt im ersten Heft eine Illustration, die wie eine symbolistische Karikatur von Burne-Jones und Japan wirkt. Manches ist lediglich schwach, Vieles geschmacklos, einiges (wie die Sachen von Lühriq im ersten Heft) von ekelhafter Brutalität. Aber fast alles derartige ist durch Anmaßung und Gespreiztheit unangenehm und erreicht eher das Gegentheil als den Text zu schmücken. Wie sollte man nicht lachen, wenn man erst in dem Bruchstück der Parzivalnachdichtung des vortrefflichen Wilhelm Hertz den Heldenjüngling so beschrieben findet:

Wie Gottes Kunst an ihm erschien,
Ein schöner Menschenbild als ihn
Sah man nicht seit Adams Tagen

und nachher als Illustration eine wahre Affenfigur beigegeben findet?

Es sind auch Zierstücke da von Thoma, von Peter Halm, von Sattler, aber sie werden überschrieen von so viel gottverlassenem und in seiner Gesuchtheit sich blähendem Zeug. Diese Illustrationen scheinen mir eine sehr ernstliche Gefahr für den Ruf des Unternehmens. Sie machen, daß man

beim Umschlagen der Blätter bald in einer Kneipe, bald in einer Kirche, bald in einer Kinderstube oder in einem vorstädtischen Tanzlokal zu sein glaubt. Jede Stimmung, ja fast jeder Anstand geht darüber verloren.

Wenn man erwarten durfte, bei der gewollten Ausschließlichkeit des Pan einen einheitlichen Stil zu finden, so ist man überhaupt schwer enttäuscht. In diesem Punkte hat, scheints von Anfang an, zwischen der Redaktion und den einstweiligen Mitarbeitern keine Klarheit geherrscht. Das erste Heft enthält in einem trefflichen Beitrag von Wilhelm Bode: Anforderungen an die Ausstattung einer illustrirten Kunstzeitschrift, das sehr abfällige Urtheil über moderne Veröffentlichungsarten, die stilvolle Buchausstattung sei in Deutschland verkommen, ein buntes Gemisch von Illustrationsarten mit dem krausesten und verschiedenartigsten Satz werde als Prachtwerk ausgegeben. Hierin ein musterhaftes Beispiel zu geben, möge Aufgabe des Pan sein, zumal im Aeußerlichen, schon durch Typen, Satz u. s. w. einheitlichen, vornehm künstlerischen Charakter zu wahren. Die Redaktion, die sich durch diese Bemerkungen nicht anders als getroffen fühlen konnte — denn gerade die Mannigfaltigkeit der Druckart ist Prinzip des Pan — hat darauf unter anderem erwidert (S. 40), der Bildschmuck sei die Ursache der verschiedenen Wahl der Type, die im Rahmen der Illustration stehen solle. „Hier würde ein Gegensatz im Charakter der „Beiden sinnfällig und damit unerträglich werden. Man denke sich die „Zeichnung eines modernen Chickisten, die ein typographisches Bild umrahmt, „zu der (?) man eine altfränkische Fraktur gewählt hätte. Es würde „grotesk wirken." Darf ich hiergegen einwenden, daß diese Logik unverständlich ist. Sie stellen es so hin, als sei die Illustration gegeben, und „druckerische Ausstattung" und Text müßten ihr angepaßt werden. Ist es aber nicht umgekehrt? Der litterarische Text ist das Gegebene, er reizt die Illustration zu Extravaganzen, nach deren Pfeife dann wieder die Typen tanzen sollen. Die litterarischen Beiträge sind Ursache des Typenwirrwarrs, nicht die Bilder. Die großen Kunstblätter füllen ohnedies meist eine ganze Seite, ja noch mehr Raum, sie sind außer Beziehung zu Text und Typen.

Es scheint vielleicht pedantisch, an einen so kleinen Punkt sich anzuklammern. Aber es ist ein wunder Punkt. Als Ziel des Pan wird die Pflege der starken Individualitäten angegeben. Vortrefflich! jede Individualität steht in ihrem eigenen Dunstkreis und zeigt Charakter bis in das Räuspern und Spucken. Ihre Handschrift — wie könnte das im Zeitalter der Graphologie anders sein? — ist demnach von außerordentlicher Bedeutung. Verfolgt man diesen Gedanken, so ist leicht einzusehen, daß das Ideal des Pan wäre, die Textbeiträge zu autographiren. Bis jetzt ist von solchem Faksimile nur ein Fall im ersten Hefte zu verzeichnen. Als Ersatz käme diesem Ideale am nächsten, den Text von Künstlerhand zeichnen zu lassen und keine Typen zu verwenden. Auch davon brachte

das erste Heft ein Beispiel, eine Hymne von Novalis, Text und Randillustration gezeichnet von L. v. Hofmann. Ich weiß nicht, ob andere Leute geschickter sind: diesen Text habe ich kaum entziffern können, so undeutlich ist er gezeichnet. Jedenfalls wirkt ein Gedicht nur dann, wie es sich der Dichter wünscht, wenn sein innerster Gehalt ohne hemmende Zwischenwände in die Seele des Hörers strömt. Muß man sich aber den Text wie aus einem alten Manuskript zusammenbuchstabiren und ins Reine schreiben, um ihn im Zusammenhang zu verstehen, so ist es um die unmittelbare poetische Wirkung geschehen.

Vielleicht habe ich aber Unrecht, vielleicht sind die Ideen des Herrn Bode altmodisch. Am Ende liegt hier eine Entdeckung vor und die feinste Blüte individueller Bildung. Man läßt den Charakter eines Schriftstellers selbst über die seelenlose Setzmaschine Herr werden. Welche Perspektive! Wäre die Weimarer Goetheausgabe nicht so weit vorgeschritten, man könnte jetzt dem Publikum einen ganz neuen Goethe vorlegen. Den Götz in Schwabacher Lettern, die römischen Elegieen in Antiqua, den Divan in noch zu entwerfenden arabisirenden Lettern. Oder auch, wenn man den Faust neudruckt, den bekanntlich nur die noch sichere Ueberlieferung davor schützt, gleich dem Homer in Lieder verschiedener Herkunft aufgelöst zu werden, wie könnte man mit dem Wechsel der Typen die feinen Abwandlungen in Stil, Gedanken, Sprache begleiten von der Straßburger Zeit in die Villa Borghese und so weiter in die Weimarer Spätzeit! Wie werden künftige Geschlechter auf uns herabsehen! Wir lasen den Faust auf dünnem Papier, mit häßlichem Druck in der alten Cottaschen Ausgabe „unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien". Ja ich gestehe, wenn ich mit leichtem Gepäck auf eine kleine Reise ging, ließ ich wohl den gebundenen Goethe zu Haus und kaufte mir den Tasso oder ein anderes Werk in der Reklamschen Ausgabe Im Ernst: man soll Goethe so kostbar wie möglich drucken und sich die schönsten Ausgaben anschaffen. Daß aber durch das Kleid der Druckausstattung Goethes Individualität gewinnen werde, glauben nur Narren. Und wie muß es nun um die „starken Individualitäten" des Pan bestellt sein, wenn so viel weibische Aeußerlichkeiten ihren Eindruck und die Stimmung ihrer Werke zu verderben vermögen!

Von einer Zeitschrift erwartet Niemand, daß sie nur Ausgezeichnetes bringe. Schon um des Reliefs willen bedarf es der Füllstücke und Flächen. Man ist im besten Fall zufrieden, einiges Vortreffliche zu erhalten. Neben diesem Vortrefflichen, was der Pan bietet, würde es vorzuziehen sein, der anspruchslosen Mittelmäßigkeit, wie sie der Welt Lauf wachsen läßt, zu begegnen, als der anspruchsvollen Nichtigkeit.

Man begrüßte den Pan mit Freuden, als das Gerücht erscholl, es werde eine Kunstzeitschrift erscheinen, die mit reichen Mitteln ausgestattet in der Lage sei, von geschäftlichen Rücksichten absehen zu können und nur der heiligen Sache der Kunst zu dienen.

Die zwei erschienenen Bände sind, wie ich sie beschrieben habe. Das künftige Schicksal des Pan zu prophezeien bin ich nicht im Stande. Jedenfalls wird es aber von der Frage abhängen, wer Herr wird über die Zeitschrift. Eine Anzahl vortrefflicher und ernster Künstler sind da; einstweilen werden sie umschwärmt von einer Wolke von Kunstgigerln und Kunstfexen, die jeder neuesten Mode nachlaufen und sich dabei einbilden, originell zu sein. Je nachdem hier eine Scheidung möglich ist, wird der Pan eine Kunstzeitschrift werden oder ein Spezialitätentheater.*)

Heidelberg. Carl Neumann.

Joseph Sattler, die Wiedertäufer. Verlag von J. A. Stargardt. Berlin. 1895.

Unter den Künstlern, die am Pan mitarbeiten, ist ein junger Mann, über den neuerdings von Berlin aus manches Gute nnd Lobende gesagt worden ist. Kein Berliner, sondern ein Baier, und ich erinnere mich, ihm vor Jahren in München begegnet zu sein. Seine Name ist Joseph Sattler. Aus seinem neuesten Werk, einer Folge illustrativer Blätter zur Geschichte der Wiedertäufer, hat das zweite Heft des Pan ein Bild gebracht, das, ein seltsamer Beweis von Kritiklosigkeit des Pan, mir zu den schwächsten Stücken des Zyklus zu gehören scheint und kein günstiges Vorurtheil für den Künstler weckt. So mag es nicht unbillig sein, einmal das Ganze vorzunehmen und seine Art zu prüfen; denn die Blätter sind von verschiedenem Charakter und Werth. In der Ausgabe, die mir vorliegt, enthält das Werk eine Originalradirung und 29 Blätter in Holzschnittmanier und Lichtdruck. Den Inhalt geben Szenen aus der Geschichte der Wiedertäufer, doch nicht so, daß jedes Blatt eine einzelne Geschichte erzählte. Manchmal sind verschiedene Darstellungen aneinander gefügt, zu einem Hauptbild eine obere oder untere Leiste mit getrenntem Bild gegeben oder auch, wie auf Blatt 11, zwei Darstellungen so übereinander geheftet, daß die eine als Rahmen der anderen wirkt. Blatt 9 zeigt im Medaillon das abgetrennte Haupt Jan Matthiesens auf eine Stange gespießt, darunter eine Landsknechtszene im Lager. Auch in den Techniken herrscht große Mannigfaltigkeit; meist sind es Federzeichnungen oder getuschte Federzeichnungen; aber es kommen auch Tuschblätter, auf denen die Lichter mit dem Pinsel aufgehöht sind.

*) Anm. der Red. Soeben wird veröffentlicht, daß in der Organisation der Zeitschrift eine Aenderung vorgenommen ist, die den in den letzten Zeilen geäußerten Wünschen unseres Mitarbeiters zu entsprechen scheint. Die Herausgabe liegt von jetzt an einer Kommission ob, bestehend aus den Herren: Geheimrat Dr. Bode, Freiherr von Bodenhausen, Dr. Flaischlen, Dr. Graul, O. E. Hartleben, Professor Köpping, Professor Dr. Lichtwark, Oberregierungsrat von Seidlitz.



Was zunächst in die Augen springt, wenn man die Blätter betrachtet, ist eine merkwürdige Kraft physiognomischer Charakterzeichnung für Menschen sowohl als Dinge.

Auf Blatt 26 (Spottmesse) erscheint vor einer Anzahl theils verschüchterter, theils stupider Andächtiger die Gestalt eines Mannes, der den Geistlichen vorstellt. Auf einer Erhöhung, in scharfem Profil, mit der Stola um und ein kelchähnliches Gefäß in der Hand, steht er so gekrümmt da, als hätte er sein Leben lang immer nur Verbeugungen gemacht. Der Strick um den Leib hängt ihm in zwei Quasten wie ein Schwanz hinten hinunter. Dabei zeigt der dicke Wasserkopf die konfiszirteste Küsterphysiognomie, der man je begegnet ist; das Ganze ein Meisterstück geistreicher Karikatur, wie man es wahrlich nicht jeden Tag zu sehen bekommt. Nicht minder scharf gelingen manchmal die todten Dinge in ihrem Stillleben. Man muß sehen, wie auf Blatt 11 das kohlschwarze, vergitterte Fenster in der Mitte der grellweißen Gefängnißwand gezeichnet ist. Hier ist der Charakter ganz außerordentlich, in dem diese festen, im rechten Winkel durcheinandergesteckten Eisenstäbe des Gitters gegeben sind, mit so scharf empfundenen Strichen, daß die Phantasie vor der schwarzen Trostlosigkeit dieses Gefängnisses erschrickt. Im Rahmen darum erblickt man die Opfer, armselige Gehängte an entlaubten, stacheligen Bäumen.

Ehe ich das Werk selbst gesehen, hatte ich in Besprechungen gelesen, hier liege eine fruchtlose und mehrentheils ungeschickte Nachahmung unserer alten Holzschnittmeister vor. Es sind wirklich einige Blätter da, deren trockene Inkunabelmanier und Nachahmung des ihr folgenden Stiles wenig Interesse wecken kann, einige, auf denen Mißglücktes steht. Aber man müßte blind sein, wollte man nicht dazwischen die Dinge von großem Reiz und eigenem Talent gewahren.

Derart ist das Doppelbild auf Blatt 5. Der Boden einer Kirche, auf dem alle Spuren der Bilderzerstörung sichtbar sind, zerbrochene Figuren, aufgewühlte Schreine, Reliquienbeine und -schädel herumgeworfen. Die obere selbständige Leiste des Bildes zeigt eine Straßenszene im Winter, das Erdgeschoß eines in einer Pfeilerhalle sich öffnenden Hauses, deren schwarze Oeffnungen wirksam gegen den Schnee stehen; dazu Passanten, Wächter mit Hellebarden. Ich weiß nicht, was es bedeutet, aber der malerische Reiz befriedigt. Aehnlich und von höchst phantastischer Wirkung ist auf Blatt 23 die gothische Fassade im Hintergrund, die sich nach oben in schwarz verliert.

Sattler hat sich einen Stoff aus entlegenen Zeiten und von beschränktem Interesse gewählt Die Hälfte der dargestellten Szenen ist kaum zu verstehen oder nur mühsam zu errathen. Die kurzen Beischriften der Inhaltsangabe fügen manchmal neue Räthsel zu denen der Bilder, und nicht immer läßt der unmittelbare Reiz der Mache die Frage vergessen, was das Bild vorstellt. Man kann sich zwar denken, was den Künstler zu Darstellungen aus dieser

historischen Episode voll seltsamster Ingredienzien gereizt hat, aber im Grund versteht man nicht, warum er sich und dem Publikum die Sache so erschwert. Der Vorwurf, daß Bildersehen und Rebusrathen zweierlei sei, trifft freilich in unserer gegenwärtigen Künstlergeneration nicht nur Sattler. Man fragt sich, warum greift ein Mensch von solcher Erfindungskraft, von so viel satirischer Laune nicht zu einem modernen Stoff? Und so tritt mir jenes Blatt von Alfred Rethel vor die Erinnerung, wo der Tod als Volksredner hinter dem Tisch steht und die Wage in der Hand seinen freudegrinsenden Hörern zeigt, wie die Krone in der einen Schale genau so viel wiegt als die Tabakspfeife des Arbeiters in der anderen. Fehlt es etwa in unserer Zeit an Stoffen für Sattlers scharfe Feder?

Ein Zeichner, der nur mit schwarz und weiß arbeitet, also einen kürzeren Weg wählt, um seine Vorstellungen dem Publikum mitzutheilen, hat das Benefizium, daß man auf geistreiche Erfindung und scharfe Charakteristik mehr Werth legt als auf solide Durchbildung des Einzelnen. Sonst würde ich bemerken, daß das Arbeiten nach der Natur mir nicht des Künstlers starke Seite zu sein scheint, und daß mein Eindruck ist, als sei selten oder nie ein Modell zu Rath gezogen. Um so größer ist dann die Gefahr, in die Manier von Vorbildern zu verfallen.

Die erfinderische Phantasie ist Sattlers Stärke. Diese Erfindungen auszudrücken, ist er wenig verlegen; daß er nicht vor dem Grellen, brutal Schlagkräftigen und der Karikatur zurückschreckt (man sehe den Wunderfärber auf Blatt 2) läßt mich glauben, daß er sogar populär wirksam werden könnte. Um es zu wiederholen: es ist Vieles da, was man überschlagen mag. Eine Anzahl Blätter aber, außer den schon erwähnten besonders noch das 24., Hungernde vor dem Rathhaus oder das Schlußstück — das oberste Geschoß des Lambertithurms mit den drei Käfigen der Hingerichteten, von denen ein Dunst ausgeht, der sich zu Teufelsgestalten verdichtet — diese Blätter zeigen eine so selbständige künstlerische Erfindung und so viel psychologischen Witz, daß ich mich frage: wo sind denn die Leute bei uns in Deutschland, die in diesem Genre so viel können?

Heidelberg. Carl Neumann.

Politische Korrespondenz.

Das wahre und das falsche Kartell.

Wir stehen am Eingang der neuen parlamentarischen Kampagne und alle Welt ist darüber einig, daß endlich ein energischer Entschluß gefaßt werden muß. Wir sind durchaus derselben Meinung und glauben auch, daß es gar nicht schwer ist, diesen energischen Entschluß zu finden. Was fehlt, ist bloß der Muth ihn zu fassen.

Um das Richtige zu finden, mache man sich klar, was offenbar falsch sein würde. Das ist jeder Versuch, den Umsturz-Feldzug des vorigen Jahres in irgend einer Form zu wiederholen. Ganz unsäglichen Schaden hat dieser Feldzug gethan. Er hat die Regierung lächerlich gemacht und den Mittelparteien den letzten Rest von Ansehen geraubt. In allen Debatten ist auch nicht die leiseste Spur eines Vorschlages aufgetaucht, wie etwa in derselben Richtung mit anderen Mitteln oder in anderen Formen Besseres geleistet werden könnte. Die einzige Partei, die davon Vortheil gehabt hat, sind die Sozialdemokraten; sie waren plötzlich in der unerhört günstigen Lage, Schulter an Schulter mit der gesammten deutschen Bildung zu kämpfen und zu siegen, indem sie die den Umsturzansturm abschlugen.

Um das nicht noch einmal zu erleben, verlangt man nun eine Aktion in weit größerem Stil. Denn die letzte Gesetzesvorlage hatte ja zu dem Fehler, daß sie durchfiel, auch noch den andern, daß, wenn sie durchgekommen wäre, sie nicht geholfen hätte. Irgend etwas ganz anderes, tieferes und größeres soll also jetzt unternommen werden. Was man sich eigentlich dabei vorstellt, wollen wir nicht untersuchen, sondern bei dem einen völlig zweifellosen Punkte stehen bleiben, daß mit Zustimmung des Reichstages irgend eine derartige That nicht durchzuführen ist. Man mag auflösen, man mag wiederholt auflösen; nachdem sich im vorigen Jahr gezeigt hat, daß bei diesem ganzen Bestreben die Mittelparteien einen sehr wesentlichen Theil ihrer bisherigen Anhängerschaft, man kann sagen, die Intelligenz des Volkes nicht mehr hinter sich, sondern direkt gegen sich

haben; da sich ferner herausgestellt hat, daß von den Konservativen ebenfalls ein sehr großer Bruchtheil, der demagogische Antisemitismus, um sich nicht selbst Fesseln anzulegen, ebenfalls gegen jedes derartige Vorgehen ist, so ist es schlechterdings ausgeschlossen, daß eine Reichtstagsmehrheit, man kombinire sie, wie man wolle, zur Zeit für irgend einen restringierenden Akt zu finden ist.

Wenn die Berliner Neuesten Nachrichten (19. September) schreiben — „daß außer bei den Sozialdemokraten und ihren bekannten Helfershelfern die Nothwendigkeit eines nachdrücklichen behördlichen Vorgehens gegen die Bedroher des sozialen Friedens nirgends mehr in Abrede gestellt wird“, und ferner die Zuversicht aussprechen, daß Auflösung des Reichstages eine willige Majorität schaffen werde, so ist das Erste eine grobe Unwahrheit und das Zweite eine Thorheit, die zeigt, daß die Redaktion dieser Zeitung von der Volksstimmung keine Ahnung hat. An eine Reichstagsmehrheit der gewünschten Art ist gar nicht zu denken uud jeder Ruf nach legislatorischer Repression bedeutet also, wenn er nicht in bloßer Gedankenlosigkeit ausgestoßen wird, den Ruf nach einem Staatsstreich. Auch hier wollen wir wieder die Frage der sittlichen Erlaubtheit, der möglichen Formen und Folgen einer solchen That garnicht aufwerfen, sondern bei dem einen Punkt stehen bleiben, welcher Anlaß jetzt und in diesem Augenblick zu einem so gewaltsamen Eingriff vorhanden sein könnte. Will man die Gewaltthat, um überhaupt einen besseren Reichstag zu haben und gute Gesetze machen zu können, so wäre das Ziel gewiß recht wünschenswerth. Aber es ist durchaus noch nicht nachgewiesen, daß man mit dem jetzigen Reichstag nicht sehr gute Gesetze machen könnte. Wenn es bisher nicht gelungen ist, so kann es ebenso gut an der Ungeschicklichkeit der Regierung, wie an der Zusammensetzung des Reichstages liegen. Ja wir dürfen getrost sagen, daß es wirklich bisher an der Ungeschicklichkeit der Regierung gelegen hat. Ohne das Hineinwerfen der Umsturzvorlage hätte man in der vorigen Session auf anderen Gebieten ganz gutes zustande bringen können. Will man aber eine Gewaltthat, um einer sozialdemokratischen Gefahr zu begegnen, so frage ich: wo ist diese Gefahr? Viele Leute, die unser Volk sehr gut kennen, glauben überhaupt nicht daran, sondern sehen die Gefahr viel mehr beim Zentrum. Aber alle, schlechthin alle, sind wenigstens darin einig, daß augenblicklich noch keine Gefahr vorhanden ist. Man sagt bloß: handeln wir, ehe es zu spät ist! Wann ist es denn zu spät? Man kann ein Geschwür auch zu früh aufschneiden. Manche glauben, daß die Sozialdemokratie so ziemlich auf der Höhe ihrer Erfolge angekommen sei. Manche glauben, daß sie noch einige hunderttausend Stimmen gewinnen werde. Diese Zeit können wir doch auf jeden Fall noch abwarten. Es ist völlig sicher, daß die Sozialdemokratie augenblicklich noch nicht an Anwendung von Gewalt denkt. Was macht es nun für einen Unterschied, ob sie noch eine Anzahl Wahlkreise und einige hunderttausend Stimmen

gewinnt, da sie eine und dreiviertel Million bereits das letzte Mal gehabt hat? Das deutsche Reich und der preußische Staat sind so überaus fest und sicher konstruirt, unter den sozialdemokratischen Wählern selbst sind noch so viele im Herzen gut gesinnte Leute, und am letzten Ende die Armee ist so unbedingt zuverlässig und von so überwältigender Macht, daß zur Zeit auch nicht der leiseste Schein einer Bedrohung unserer friedlichen Entwickelung im Innern existirt. Alle die Besorgten und Aengstlichen sprechen immer nur von einer unbestimmten Zukunft. Lassen wir diese Zukunft doch getrost einige Schritte näher kommen, dann erkennen wir deutlicher, wie die Gefahr eigentlich aussieht und sind immer noch hundertmal stark genug, um mit ihr so oder so fertig zu werden. Wer die preußische Armee kennt und anders spricht, der ist entweder ein Feigling oder ein Verräther oder ein Narr.

Ich wiederhole es noch einmal: dieser Satz ist ausgesprochen ohne eine prinzipielle Voraussetzung darüber, ob die Sozialdemokratie in der Zukunft einmal eine Gefahr sein wird oder nicht. Auch wer diese Gefahr für die Zukunft noch so groß hält, muß, wenn er Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, so viel Vertrauen in unsern Staat setzen um zu wissen, daß wir zur Zeit noch nicht bedroht sind, und daß es auch noch ein ganz Theil schlimmer werden kann, ohne daß wir bedroht werden. Diese Einsicht genügt aber schon vollständig, um von allen andern Gründen abgesehen, jeden Gedanken an eine Gewaltthat, an einen Staatsstreich für eine Thorheit noch mehr als für ein Verbrechen zu erklären.

Der energische Entschluß, den alle Welt erwartet, kann also auf keine Weise in diesem Augenblick in der Richtung der Repression liegen. Für eine große That ist keine Veranlassung und alle kleinen werden niemals den Eindruck wirklicher Energie, sondern immer nur den von Ohnmacht, der Unentschlossenheit und der Halbheiten machen.

Die Gelegenheit Muth zu zeigen, ist dennoch vorhanden. Es hat nie eine schönere gegeben. Da sie in der einen Richtung nicht liegt, da sie in einer Halbheit nicht bestehen kann, so muß sie in der entgegengesetzten Richtung liegen. Was soll es helfen, einige sozialdemokratische Versammlungen zu verbieten, ein paar Zeitungsblätter zu konfisciren, ein paar Redakteuren einen Prozeß zu machen, wo sie vielleicht gar freigesprochen werden oder im besten Falle mit ein paar Monate Brummen ein billiges Martyrium erlangen? Mit allen solchen Sachen lacht uns die Sozialdemokratie aus, und die verständigen Leute zucken die Achseln. Bloß ein paar gesinnungstüchtige Zeitungsredakteure schreiben: Bravo! Das ist recht, so muß man fortfahren! Noch ein paar Agitatoren ausgewiesen, ein paar Versammlungen verboten, ein paar Redakteure eingesperrt, dann werden wir mit der Sozialdemokratie schon fertig werden.

Und solche Jämmerlichkeiten läßt sich das deutsche Volk heute von fast allen seinen großen Tagesblättern vortragen!

In dieselbe Kategorie gehört der schlaue Plan wenigstens für Preußen durch seinen umsturzängstlichen Landtag das Vereins- und Versammlungsrecht zu verschärfen. Es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß ein solches Gesetz, das auch alle anderen Parteien genieren würde, vom Abgeordnetenhause angenommen werden würde; aber selbst wenn es geschähe, so würde es sicher der Sozialdemokratie durch den neuen Agitationsstoff viel mehr nützen, als durch die neuen Einschränkungen und Chikanen schaden.

Mit solchen Mitteln und Mittelchen ist eben einer Partei, die erst eine gewisse Größe erreicht hat, überhaupt nicht mehr beizukommen, und eine Regierung wie die preußische sollte Einsicht genug haben, um das zu begreifen.

Unsere Sozialdemokratie setzt sich aus ganz verschiedenen Elementen zusammen. Neben den eigentlich überzeugten Sozialisten und Revolutionären umfaßt sie eine große Masse von braven, tüchtigen, anspruchslosen Arbeitern, die nur deshalb mit dieser Partei gehen, weil sie die Empfindung haben, daß die sozialen Zustände und die Gesetzgebung in Deutschland ihnen und ihrer Klasse gegenüber von schweren Ungerechtigkeiten erfüllt sind und sie diese Ungerechtigkeiten schlechterdings, ja mit Leidenschaft beseitigt wissen wollen. Man pflegt sich darauf zu berufen, daß ja ganz im Gegentheil Deutschland in der sozialen Gesetzgebung allen anderen Ländern weit voraus ist, und gerade in unserer Epoche wohlthätige soziale Einrichtungen vom allergrößten Umfang geschaffen hat, für die der Dank der Arbeiterklasse noch aussteht. Das ist vollkommen richtig, aber daneben liegen andere Gebiete des sozialen Lebens, auf denen ebenso zweifellos Deutschland im Vergleich zu allen Kulturnationen rückständig ist, und wo daher die Arbeiterklasse mit ihren Forderungen ein sonnenklares Recht hat. Da sind die künstlichen Chikanen, mit denen ohne den geringsten Nutzen das Vereins- und Versammlungsrecht eingeengt ist. Die Thorheiten der Polizei sorgen dafür, daß das Bewußtsein dieser Freiheitsbeschränkung unausgesetzt in den Arbeitern wachgehalten und ihnen wie ein Dorn ins Fleisch gedrückt wird. Sie empfinden die Fessel umsomehr als sie auch verhindert werden in ihren Privatangelegenheiten, ihren Lohn- oder sonstigen Forderungen ihren Arbeitgebern gegenüber ihre Sache mit voller Kraft zu vertreten. Der Staat, der doch gerecht und unparteiisch sein soll gegen alle seine Bürger, tritt hier geradezu als Bundesgenosse der einen Klasse gegen die andere auf. Es gehört wahrlich nicht viel Menschenkenntniß dazu um zu verstehen, daß ein Arbeiter, dem das erst klar geworden ist, sehr bald bereit ist, sich einreden zu lassen, die Unternehmer seien überhaupt nichts als Ausbeuter.

Welch ein Zustand ist es ferner, daß in Preußen die ganze große Masse des Arbeiterstandes, der doch so gut wie jeder andere sein Blut für den Staat verspritzt hat, von der Vertretung im Parlament ausgeschlossen ist? Noch mehr als das, der Arbeiter hat gesetzlich ein Wahlrecht,

aber es ist künstlich so verschränkt, daß, man kann sagen, durch eine Art gesetzlichen Betrug die unteren Klassen schlechterdings nicht in der Lage sind, ihr Recht ihrer Ansichten gemäß wirksam werden zu lassen.

Auch von der Gemeindevertretung, der so riesige soziale Aufgaben zufallen, ist die Arbeiterschaft nahezu vollständig ausgeschlossen. Kein Wunder, daß in den Kommunalkörpern noch kaum eine Vorstellung von ihren sozialen Aufgaben und Pflichten erwacht ist.

Von dem unerträglichen Zustand in der heutigen Wirthschaftsordnung, daß immer von Zeit zu Zeit bei den wirthschaftlichen Schwankungen einige hunderttausend Arbeiter, die sich durchaus nichts haben zu Schulden kommen lassen, auf die Straße gesetzt und dem Hungertode oder der Vagabondage preisgegeben werden, will ich noch nicht sprechen, da die Heilung dieses Uebels, so schreiend es ist, eine so schwere positive Gesetzgebung verlangt, daß der Augenblick dafür noch nicht gekommen scheint. Auch die Reform des preußischen Wahlrechts mag noch ausstehen. Aber ein Gesetz, welches in leichten und handlichen Formen mit den genügenden Kautelen den Arbeitern die Bildung ihrer Gewerkvereine ermöglicht, das ist schlechterdings nothwendig und würde der Sozialdemokratie einen ungeheuren Abbruch thun. Den Beweis liefern die letzten englischen Wahlen. Obgleich England ein Wahlrecht hat, was sich von dem allgemeinen gleichen geheimen Stimmrecht thatsächlich nur noch wenig unterscheidet, so ist die englische Sozialdemokratie bei diesen Wahlen vollständig durchgefallen. Sie hat wohl in einigen Bezirken einige tausend Stimmen mehr bekommen als früher, aber an Vertretern sogar noch verloren. 50 000 sozialdemokratische Stimmen in England, 1 750 000 bei uns! Es gab eine Zeit, wo es keineswegs so aussah, als ob die Sozialdemokratie in England keine Zukunft habe. Aber nach kurzem Aufschwung ist sie schon wieder zusammengefallen. Das ist eine auch für Deutschland unendlich lehrreiche Thatsache. Ist etwa der englische Arbeiter von Natur verständiger, bescheidener, patriotischer als der deutsche? Es wäre eine Verleumdung unseres Volkes, dergleichen zu behaupten. Unsere ganze Geschichte beweist, daß unser Volk so treu und so brav ist, wie irgend ein anderes. Ist etwa der englische Arbeiter materiell so viel besser gestellt als der deutsche? Soeben ist ja der höchst interessante Bericht der englischen Kommission zur Untersuchung der deutschen Eisenindustrie erschienen, der feststellt, daß die deutschen Arbeiter dieses Berufs besser bezahlt sind, bessere Wohnungen und kürzere Arbeitszeit haben als die englischen. Gerade darum aber sind unsere Arbeiter Sozialdemokraten. Sie stehen hoch genug, um die Fesseln, die unsere Gesetzgebung ihnen anlegt, und von denen die englischen Arbeiter frei sind, nicht bloß als einen Schaden, sondern vor Allem als eine Beleidigung, als eine Kränkung ihrer Standesehre zu empfinden, und gerade solche Stimmung ist es, aus der die Sozialdemokratie ihre Kraft saugt. Der englische Staat hat für den Arbeiterstand positiv unendlich viel weniger gethan als der

deutsche, aber er schränkt ihn negativ nicht ein, und es liegt in der menschlichen Natur, daß die Einschränkung viel stärker in ihrer Unannehmlichkeit empfunden wird, als die positive Fürsorge in ihrer Wohlthätigkeit. Erst dann wird das Gefühl der Dankbarkeit in unserem Arbeiterstande für die positive Sozialpolitik des preußischen Königthums und des deutschen Kaiserthums zum Durchbruch kommen, wenn die unwürdige Polizeiaufsicht, unter der man gleichzeitig den Arbeiterstand hält, beseitigt ist.

Wer einsieht, daß die Arbeiterklasse in Deutschland in der That Beschwerden über den Stand unserer Gesetzgebung hat, die nach allen Grundsätzen von Recht und Billigkeit beseitigt werden müssen, der wird den Schluß nicht versagen, daß jede vernünftige Bekämpfung der Sozialdemokratie mit der Hebung dieser Beschwerden beginnen muß. Es ist nichts als die brutale Selbstsucht der oberen Klassen, die die Regierung verhindert, die Abhülfe zu schaffen.

Wenn hier die obere soziale Schicht die Regierung verhindert, das Richtige zu thun, so verhindert umgekehrt die Regierung die oberen Schichten ihre sozial-politischen Pflichten zu erfüllen. Der große Appell des Kaisers im vorigen Jahre in Königsberg, sich um ihn zusammenzuschließen zum Kampf für die hohen und heiligen Güter der Nation ist völlig ungehört verhallt und ganz ebenso wird es mit dem erneuten Appell bei Gelegenheit des Sedanfestes gehen. Die Schuld hat der Herr Minister des Innern. Wenn sofort nach dieser Rede Seiner Majestät oder wenigstens gleichzeitig mit der feierlichen Danksagung, die denselben Gedanken noch einmal aufnahm, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ eine hochoffiziöse Kundgebung gebracht hätte, daß selbstverständlich an eine neue Umsturz-Vorlage oder etwas Aehnliches gar kein Gedanke sei, daß die Polizei von jetzt an nur noch sorgen würde, daß die Sozialdemokratie sich innerhalb der Schranken der Gesetzlichkeit halte, ihr im Uebrigen aber keine Schwierigkeiten in den Weg legen, daß aber die wohlgesinnten und patriotischen Schichten der Bevölkerung jetzt endlich selbst den Kampf gegen die Feinde von Recht, Sitte, Vaterland und Religion aufnehmen möchten — so würde unter dem Anstoß der patriotischen Erregung des Sedanfestes und der energischen Worte des Kaisers unzweifelhaft sofort eine starke Bewegung entstanden sein, um einen Zusammenschluß aller guten Kräfte, die man das wahre „Kartell“ nennen könnte, zu schaffen. Da aber statt dieses Hinweises auf den richtigen Weg die hohe Polizei, vermuthlich um ihren Heldenmuth zu zeigen, sofort mit einigen kleinen neuen Chikanen gegen die Sozialdemokratie vorging, so war Alles glatt abgeschnitten. Die Besseren erfüllen sich mit Widerwillen gegen eine solche Regierung und die große Masse kaum aufgestachelt legt sich sofort nieder auf's Ohr: da sich die Polizei schon der Sozialdemokraten annimmt und vielleicht gar die Gesetzgebung, so brauchen wir ja nichts zu thun.

In der Presse wurde neulich darauf aufmerksam gemacht, welchen

Terrorismus die Sozialdemokraten auf ihre eigenen Genossen und die ganze Arbeiterschaft ausüben. Sehr Viele müssen mitmachen und regelmäßig ihre Beiträge zahlen, obgleich sie ganz andere Gesinnung haben, weil sie sonst auf den Bauten und in den Werkstätten von ihren Genossen zu sehr drangsalirt werden.

Das ist vollkommen richtig. Schutz könnten nur die Unternehmer gewähren, indem sie die Agitatoren rücksichtslos mit Entlassung bestrafen. Aber um das wagen zu dürfen, müßten die Unternehmer zu festen Verbänden zusammengeschlossen sein. Sehr wenig solche Verbände existiren bisher. Warum auch? Die große Masse ist zu bequem und zu feige, um sich in einen solchen Kampf einzulassen, wenn sie sich nicht dazu gezwungen fühlt. Solange sie aber die leiseste Hoffnung behält, daß die Polizei und die Gesetzgebung ihr diesen Kampf abnehmen, rührt sie keinen Finger.

Wir haben es oft ausgesprochen, daß wir unsererseits die Gefahr der Sozialdemokratie nicht für so gar groß halten, aber unter der naturgemäßen Voraussetzung, daß man nicht fort und fort dabei bleibt, das Uebel falsch zu behandeln. Wenn der wiederholte Aufruf des Kaisers an die oberen Klassen dauernd so gänzlich erfolglos bleibt wie bisher, dann kann man bei allem Optimismus doch nur ziemlich trübe in die Zukunft sehen. Zu dem gesunden Dasein eines Volkes gehört, daß die Besten und Guten einen Punkt des Zusammenschlusses haben, und dieser fehlt jetzt. Die öffentliche Meinung hat eine Empfindung davon und ruft in Erinnerung an bessere Tage nach einem neuen Kartell. Aber freilich das Kartell wie die meisten dieser Rufer es sich vorstellen, nämlich die Wiederherstellung des Kartell von 1887, ist das unglückseligste und verkehrteste, was man sich denken kann. Die Parteien, die sich heute zu diesem Kartell vereinigen sollen, sind selber völlig verbraucht; ein trauriges caput mortuum von Marasmus, Selbstsucht und Talentlosigkeit, und völlig ekelhaft wird das Treiben, wenn man sieht, wie die moralische Katastrophe in der konservativen Partei von nationalliberalen Blättern ausgeschlachtet wird, um das eigene verhungerte Parteiwesen damit wieder etwas aufzufüttern. Keine Spur einer Empfindung davon, daß die Entlarvung des Herrn v. Hammerstein eine Schande für das ganze deutsche politische Leben ist. Nichts als die grinsende Schadenfreude an der Wunde der gegnerischen Partei, derselben Partei, mit der man doch auch wieder ein Kartell schließen will. Und nun gar das Bestreben, Herrn Stöcker und möglichst viele andere angesehene Konservative in denselben Abgrund hineinzustoßen! Mit welchem Pathos sittlicher Entrüstung, sodaß man das Augurenlächeln dahinter kaum bemerkt, wird sein taktischer Lehrbrief kommentirt. Aber die politische Heuchelei ist einmal ein unentbehrliches Ingrediens der Politik. Hat Herr Stöcker im Jahre 1888 etwas geheuchelt, so mögen die Nationalliberalen jetzt auch heucheln. Sie bezahlen sich gegenseitig mit gleicher Münze. Soviel ist gewiß, weder auf diese noch

auf eine andere Weise wird es den Nationalliberalen gelingen, ihre Partei wieder in die Höhe zu bringen und die Konservativen werden den fürchterlichen Schlag den ihnen die Schurkerei des Herrn v. Hammerstein zugefügt hat, nicht verwinden. Unsere Parteien sind eben alle im Niedergang. Man muß sie mitschleppen solange wir keine anderen haben. Das wahre geistige und öffentliche Leben aber rauscht über und neben ihnen dahin. Das wahre Kartell muß deshalb auch nicht innerhalb der siechen Parteien, sondern außerhalb ihrer gesucht werden: in dem sozialen Zusammenschluß der Guten zum Kampf gegen die demagogischen Bestrebungen allenthalben, am meisten gegen die mächtigste unter ihnen, die sozialdemokratische. Dieser Zusammenschluß kann aber nicht erfolgen, solange die Regierung nicht den Muth hat, öffentlich und mit aller Bestimmtheit zu erklären, daß sie sich selbst nicht mehr in diesen Kampf einmischen werde. Zu einem Bunde mit dem Polizeibüttel vermag man weder edle noch gemeine Kräfte zu bewegen. Die edlen nicht, weil sie edel sind, die gemeinen nicht, weil sie aus sich selbst für das Gute überhaupt nichts thun, sondern nur um Lohn oder aus Furcht. Diese Furcht — man sieht, wir sprechen keineswegs in unpraktischem Idealismus — muß man erst wahrhaft wirksam werden lassen. Man muß die Sozialdemokratie den Leuten erst ordentlich vor die Augen treten lassen. Man muß den Muth haben, das Uebel ärger werden zu lassen. Dann werden ganz von selbst die gesunden Säfte im Volkskörper zu reagiren anfangen und der Heilungsprozeß wird von innen heraus beginnen.

20. 9. 95. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Das Bekenntnis z. geschichtl. Christenthum geg. d. Bedrohg. uns. Religion d. d. orthodoxe Auffassg. v. d. heilg. Schrift. Berlin, H. Walther. 45. S. M 0.60.

Frank — Freiheitstrafe, Deportation u. Unschädlichmachung. Von Dr. R. Frank. Giessen, J. Ricker. 25 S. M 0.60.

Die Grundgesetze d. sittl. Weltordng. in ihren Beziehg. z. Religion, sow. z. Staats- u. Rechtsl. Herausgeg. v. J. H. Franke. Zürich, Selbstverlag. 128 S.

Heymann. — Betriebs-Ergebnisse v. Berliner Ortskrankenkassen m. freier Arztwahl i. Jahre 1894. Zusammengest. v. W. Heymann. Berlin, J. Goldschmidt. 80 S.

Kalkmann. — Englands Ueberg. z. Goldwährg. i. 18. Jahrh. Von Ph. Kalkmann (Abhdlg. a. d. staatswissensch. Seminar z. Strassburg. Heft XV.) Strassburg, K. J. Trübner. 140 S, M 4.—

Rigutini u. Bulle. — Neues italienisch-deutsches u. deutsch-italienisches Wörterbuch. 3. Liefg. Von G. Rigutini u. O. Bulle. Leipzig, B. Tauchnitz,

Berolzheimer. — Kriminal-pol. Forderungen a. d. Gesichtspunkte d. Schutzstrafe. Von Dr. F. Berolzheimer. Fürth i. B., G. Rosenberg. 23 S.

Bökelmann. — Leopold I. Fürst v. Anhalt-Dessau. Von Curt Bökelmann. Leipzig. C. Jacobsen. 73 S.

Breymann. — Die neusprachliche Reform-Literatur v. 1876—1893. Eine bibliographisch-kritische Uebersicht v. Hermann Breymann, M 3.— Leipzig. A. Deichert. (Georg Böhme) 155 S.

Dippe. — Sozialismus u. Philosophie a. d. deutsch. Universitäten. Von Prof. Dr. Alfred Dippe. Leipzig, G. Fok. 38 S. M 1.—

Englert. — Der Mässinger Bauernhaufe u. d. Haltg. d. bedrohten Fürsten. Beitrag zur Gesch. d. Bauernkrieges 1525. Von Dr. Seb. Englert. Würzburg, A. Stuber. 46 S. M. 1.20.

Gras-Klanin. — C. von Grass-Klanin. Kornhaus contra Kanitz. Rerlin, Paul Parey. 56 S.

Hergenhahn. — Das Reichsgesetz betreffend die Gesellschaften mit beschränkter Haftung vom 20. April 1892. Mit einer Einleitung über d. Entstehungsgeschichte d. Gesetzes und die Charakteristik der neuen Gesellschaftsform. Erläut. v. Th. Hergenhahn, Oberlandesgerichtsrath a. D., 3. verm. und wesentl. veränd. Aufl. bearb. v. Dr. J. Liebmann, Rechtsanw. in Frankfurt a. M. Berlin, Otto Liebmann, 164 S. M. 3. —

Heyn. — Die Erfolglosigkeit einer Hebung d. Silberpreises (mit oder ohne internationale Einführung d. Bimetallismus) als Mittel zur Heilung der Schäden des deutschen Erwerbslebens. Von Dr. Otto Heyn, Berlin. Puttkammer & Mühlbrecht. 231 S. M. 3.—

Peyer im Hof. — Neue Studien über die Währungsfrage Von J. F. Peyer im Hof. (Zürich) Sonderabdruck aus d. „Schweizerischen Rundschau.“ Frauenfeld. J. Huber 58 S. M 1.80.

Rogge. — Vom Kurhut zur Kaiserkrone. Von D. Bernhard Rogge. Königl. Hofprediger in Potsdam. 2 Bände. II. Das Buch von den preussischen Königen. 2. verb. u. verm. Aufl. Hannover. Karl Meyer. (Gustav Prior) M 8.— 592 S. Prachtband M 10.—

Schäffle. — Die Steuern. Allgemeiner Theil von Dr. Albert Schäffle K. k. Minister a. D. Leipzig. C. L. Hirschfeld, 420 S. M 13.—

Schanz. — Zur Frage der Arbeitslosen-Versicherung. Untersuchungen von Dr. Georg Schanz. Professor der Nationalökonomie in Würzburg. Bamberg, Rudolf Koch. 384 S, M 6,50.

Sommerfeldt. — Ueber d. Woher u. Wohin d. Reichspol. am Ende d. 19. Jahrh.. Von Dr. G. Sommerfeldt. (Nationalstaat oder Demokratie?) Königsberg i. Pr B. Teichert. 24 S.

Stegmann. — Fürst Bismarck u. s. Zeit. Festg. 80. Geburtst. u. eisernen Kanzlers Von R. Stegmann. Wolfenbüttel. J. Zwissler. 164 S. M 3.—

Steiner. — Friedrich Nietzsche. Ein Kämpfer gegen s. Zeit. Von Dr. R. Steiner. Weimar, E. Felber. 125 S.

Werner v. Königsberg. — Nimm mich mit! Ein Kranz v. Liedern. Hirschberg in Schl. Hisler & Ike. 288 S.

Wolkenhauer. — Leitfaden zur Geschichte der Kartographie in tabellarische Darstellung. Mit Hinweis auf die Quellenlitteratur mit bes. Berücksichtigung Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz von Dr. W. Wolkenhauer in Bremen. Breslau, Ferdinand Hirt. 96 S. M 2.

Zakrzewski — Zur Schuld-Entlastg. d. landwirthschaftl. Betriebe. Eine landwirthschaftspol. Untersuchg. von Dr. C. A. Zakrzewski. Berlin. W. Möller. 45 S.

Zum 25 Jähr. Gedächtnis des deutsch-franz. Krieges. *Aus grosser Zeit.* Kleine Prinnerungen aus d. Feldzuge 1870—71. Aufgezeichnet von Mitkämpfern. Ansbach i. Bayern, Max Eichinger. Vollständig in 20 14 tägigen Liefer. u. 40 Pf., 1—10 Lfg. 480 S.

Jahres-Bericht d. Handels- und Gewerbekammer zu Chemnitz 1994. II. Theil, Chemnitz. Ed. Focke. 438 S.

Der zweite Schlesische Krieg. 1744—1745. Herausgeg. v. Gr. Generalstabe, Abtheil. f. Kriegsgesch I. Böhmen 1744. mit 14 Karten, Plänen u. Skizzen. Berlin, Mittler & Sohn.

Wilhelm II. als Erzieher. Von einem Deutschen. Berlin, Ed. Rentzel. 27 S. M. 0,30.

Goethe. — Karl Heinemann, Goethe. Mit vielen Abbildungen in und ausser dem Text. Erster Band. Leipzig 1895. E. A. Seemann. 480 S. 8 oktav. M. 6.—

Sello. — Das Cisterzienserkloster Hude bei Oldenburg. Mit neun Abbildungen im Text. Von Georg Sello, Oldenburg 1896. Schulzesche Hofbuchhandlung 134 S. 8 oktav. M. 6.—

Arendt. — Herr Reichsbankpräsident Dr. Koch und die Währungsfrage. 3. Auflage. Von Dr. O. Arendt. Berlin, Hermann Walther. 116 S. M 1.50.

Boissevain. — Zur Währungsfrage. Denkschrift. Von G. M. Boissevain. Berlin, Hermann Walther. 105 S. M 2.—.

Münsterberg. — Die Reform Chinas. Von Oscar Münsterberg. Berlin 1895. Hermann Walther. 78 S. M 0.80.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin W. Magdeburger Strasse 27.
Verlag von Hermann Walther, Berlin W., Kleist-Strasse 14.
Druck von J. S. Preuss, Berlin W., Leipzigerstr. 31/32.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Zweiundachtzigster Band.

Drittes Heft.

Dezember 1895.

Inhalt:

Auf die „Preußischen Jahrbücher" abonnirt man vierteljährlich für 5 Mark bei allen Buchhandlungen und Postämtern. — Einzelne Hefte sind für 2 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Berlin, 1895.
Verlag von Hermann Walther.

Notizen und Besprechungen.

Literarisches. Hermann Conrad, Professor in Gr.-Lichterfelde, „Einführungen in Shaksperes Bühnen-Dramen". — Dr. Otto Harnack, Rom: Marie Gothein William Wordsworth. Sein Leben, seine Werke, seine Zeitgenossen. Edmund Ruete, Ausgewählte Gedichte von Robert Browning. J. P. Jacobson, Niels Lyhne. Ed. Grisebach, G. A. Bürger's Werke. August Sauer, Friedrich Hölderlin. — Dr. B. Delbrück, Professor a. d. Univ. Jena: Theodor Birt, Unterhaltungen in Rom.

Politische Korrespondenz.

(ω), Die Rede Lord Salisburys. — (*), Aus Oesterreich. — (Delbrück), Abermals die Behandlung der Sozial-Demokratie. Der evangelisch-soziale Kongreß. In eigener Sache.

Der Sozialismus und die deutsche Philosophie.

Vortrag, gehalten in der Berliner Philosophischen Gesellschaft.

Von

Paul Nerrlich.

Den Anhängern des Sozialismus konnte nicht leicht ein üblerer Dienst erwiesen, ihren Gegnern kaum eine willkommenere Waffe in die Hand gedrückt werden, als es mit dem Neudruck einer in den achtziger Jahren zum ersten Male erschienenen Broschüre des unlängst verstorbenen Friedrich Engels: „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. (Mit Anhang: Karl Marx über Feuerbach im Jahre 1845. Stuttgart, Dietz, 1895)“ geschehen ist. Damit nämlich, daß Engels den Ursprung des Sozialismus darlegt, wird zugleich derjenige Punkt deutlicher als sonst irgendwo aufgezeigt, von dem aus dieser allzulange mit unzureichenden Mitteln bekämpfte Feind zu Boden gestreckt werden kann; hierzu kommt, daß auch sein Rüstzeug und seine Kampfesweise auf das dankenswertheste beleuchtet werden.

1845 bereits hatte Engels mit Marx eine umfangreiche Kritik der nachhegelschen Philosophie geschrieben; sie mußte jedoch ungedruckt bleiben, und so erklärte sich Engels, als 1886 von der Redaktion der „Neuen Zeit“ die Aufforderung an ihn erging, eine „kritische Besprechung“ des unlängst erschienenen Starckeschen Buches über Feuerbach zu übernehmen, mit Freuden dazu bereit; „erschien mir doch“, bemerkt er, „eine volle Anerkennung des Einflusses, den von allen anderen nachhegelschen Philosophen Feuerbach während unserer Sturm- und Drangperiode auf uns hatte, als eine unabgetragene Ehrenschuld.“ Diese Journalaufsätze erschienen zwei Jahre später in revidirtem Sonderabdruck, und eben dieser liegt jetzt in unveränderter Gestalt vor uns.

Zunächst freilich berührt die Art, in welcher Engels von Hegel spricht und dessen Gegner kennzeichnet, durchaus sympathisch. Für ihn ist, wie schon der Titel der Broschüre andeutet, die von Kant bis Hegel sich konsequent fortentwickelnde deutsche Philosophie das klassische Zeitalter; „da Hegel selbst", meint er, „nicht nur ein schöpferisches Genie war, sondern auch ein Mann von encyklopädischer Gelehrsamkeit, so tritt er überall epochemachend auf". Engels wendet sich gegen Hegels „zwerghafte Anfeinder", welche über dessen scheinbar gewaltsame Konstruktionen „bis heute ein so entsetzliches Geschrei machen"; ein anderes Mal, als er von Feuerbach spricht, rechnet er es zu der Erbärmlichkeit unserer deutschen Zustände, daß die Lehrstühle der Philosophie von spintisirenden eklektischen Flohknackern in Beschlag genommen wurden. Was aber jene Konstruktionen betrifft, so erklärt er sie für den Rahmen und das Baugerüst des Werkes; „hält man sich dabei", fährt er fort, „nicht unnöthig auf, dringt man tiefer ein in den gewaltigen Bau, so findet man ungezählte Schätze, die auch heute noch ihren vollen Werth behaupten." Mit vollem Rechte sodann betont er, daß der Konservatismus der Hegelschen Anschauungsweise nur relativ sei, ihr revolutionärer Charakter aber absolut; diese Periode, erklärt er gleich am Anfange seiner Schrift, war die Periode der Vorbereitung Deutschlands für die Revolution von 1848. Und so konstatirt er es denn auch keineswegs mit Unwillen, daß diese klassische deutsche Philosophie im Auslande eine Art Wiedergeburt erlebe, namentlich in England und Skandinavien, ja daß man selbst in Deutschland „die eklektischen Bettelsuppen satt zu bekommen scheine, die dort an den Universitäten ausgelöffelt werden unter dem Namen Philosophie".

Allein nur allzuschnell macht uns Engels stutzig. Indem er sich nämlich anschickt, die nachhegelsche Zeit zu charakterisiren, wird der Name „Ruge" mit keiner Silbe erwähnt; wir erfahren nur, daß in den „Deutschen Jahrbüchern" die praktischen Endzwecke, nämlich „die Vernichtung der überlieferten Religion und des bestehenden Staats" noch vorwiegend in philosophischer Verkleidung auftreten, und es heißt dann weiter: „Die Politik war damals ein sehr dorniges Gebiet, und so wandte sich der Hauptkampf gegen die Religion." Auf Ruge kommen wir später noch, am Schlusse, zurück; an dieser Stelle haben wir unserer Verwunderung über jenes „Und so" Ausdruck zu geben; es läßt nämlich vermuthen, daß Engels bei aller Verehrung Hegels doch in den Kern seiner

Lehre nicht eingedrungen ist. Dieser aber ist nichts anderes als die Religionsphilosophie, als die Frage: welches ist das Verhältniß des Menschen zur Gottheit? Nicht deshalb also wendete man sich, vorausgesetzt, daß Engels überhaupt mit diesem Satze recht hat, der Religion zu, weil der Pfad der Politik mit Dornen besät war, sondern weil man eben Hegel so verstand, wie er verstanden werden mußte. Kurz darauf heißt es bei Engels, die Masse der entschiedensten Junghegelianer sei durch die praktischen Nothwendigkeiten ihres Kampfs gegen die positive Religion auf den englisch-französischen Materialismus zurückgedrängt worden, sie seien aber dabei in Konflikt mit dem Schulsystem gekommen, bis Feuerbachs „Wesen des Christenthums" mit einem Schlage den Widerspruch dadurch zerstäubt habe, daß es den Materialismus ohne Umschweife wieder auf den Thron erhob. Was sich Engels unter den praktischen Nothwendigkeiten denkt, durch welche die Junghegelianer zum englisch-französischen Materialismus gedrängt seien, ist mir wenigstens unklar; doch wir brauchen garnicht nach der Ursache zu fragen; wie steht es denn mit der Thatsache? Weder Engels noch sonst Jemand dürfte im Stande sein, außer eben Feuerbach selbst mir auch nur einen einzigen Junghegelianer zu nennen, welcher damals zum Materialismus gedrängt worden sei; was aber das „Wesen des Christenthums" angeht, so kann nur derjenige behaupten, daß damit der Materialismus auf den Thron gesetzt sei, der das Buch niemals in den Händen gehabt und über dessen Inhalt nur durch die unzuverlässigsten Quellen unterrichtet worden ist. Schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichniß hätte Engels belehren können, daß es sich hier um ganz andere Dinge handelt als um die Frage: Materialismus oder Idealismus? als der entscheidende Wendepunkt vielmehr, durch welchen Feuerbach von seinem besseren Selbst abfiel und allerdings einem Marx und Bakunin vorgearbeitet hat, sind die „Vorläufigen Thesen zur Reform der Philosophie" und der „Grundsätze der Philosophie der Zukunft" anzusehen.*) Engels rühmt dem „Wesen des Christenthums" mit Recht eine befreiende Wirkung nach; „die Begeisterung", fährt er fort, „war allgemein: wir waren alle momentan Feuerbachianer;" schon jetzt aber überrascht er uns mit dem Satze, Feuerbachs belletristischer, stellenweis sogar schwülstiger Stil habe ein großes Publikum gesichert, und

---

*) vergl. meinen Vortrag Band 80, Heft 2, S. 361: „Ueber das Verhältniß Ludwig Feuerbachs zu Hegel".

er tadelt seine „überschwängliche Vergötterung der Liebe". Nun hat zwar Gottfried Keller von Feuerbach gesagt, er habe die Frage nach Gott und Unsterblichkeit in seiner klassisch monotonen, aber leidenschaftlichen Sprache, dem allgemeinen Verständniß zugänglich, um und um gewendet, und er hat ihn einen Zaubervogel genannt, der im einsamen Busch sitze und den Gott aus der Brust von Tausenden hinwegsinge. Allein, wenn Engels und seine Anhänger konsequent sind, so rechnen sie auch Keller zu den Ideologen, Ausbeutern und Müßiggängern; sie werden sich also leicht über diesen Ausspruch hinwegsetzen. Ebensowenig dürften sie es begreifen, wenn wir anderen, so wenig uns dieser der Metaphysik entbehrende Standpunkt endgültig befriedigt, in Feuerbachs überschwänglicher Vergötterung der Liebe doch immer noch etwas Erhabeneres, Edleres, Menschenwürdigeres erblicken als in der wenige Zeilen später von Engels an Stelle der Liebe empfohlenen „Emanzipation des Proletariats durch die ökonomische Umgestaltung der Produktion." Engels schließt diesen ersten Abschnitt seiner Schrift mit der Bemerkung, Feuerbach habe die Hegelsche Philosophie nicht kritisch überwunden, sondern sie einfach bei Seite geworfen; ihre wahrhafte Aufhebung, in dem Sinne, daß ihre Form kritisch vernichtet, der durch sie gewonnene neue Inhalt aber gerettet wurde, sei einem Andern vorbehalten geblieben. Wir erfahren später, daß dieser Andere Karl Marx war; vorläufig unternimmt Engels selbst im zweiten und dritten Theile eine genauere Beleuchtung Hegels und Feuerbachs.

Da wird denn gleich am Anfange die Behauptung aufgestellt, die Vorstellung, das Denken und Empfinden der Menschen sei nicht eine Thätigkeit ihres Körpers, sondern einer besonderen, in diesem Körper vorhandenen und ihn beim Tode verlassenden Seele, entstamme der sehr frühen Zeit, wo die Menschen noch in gänzlicher Unwissenheit über ihren eigenen Körperbau gelebt hätten und durch Traumerscheinungen angeregt worden seien; und so habe denn die große Grundfrage aller, speziell der neueren Philosophie, die nach dem Verhältniß des Denkens zum Sein, nicht minder als alle Religion ihre Wurzel in den bornirten und unwissenden Vorstellungen des Wildheitszustandes. Vielleicht imponiren derartige Sätze den zu emanzipirenden Proletariern; wer dagegen nur einigermaßen mit der Geschichte des menschlichen Geistes vertraut ist, weiß, daß in jener „sehr frühen" Zeit die Menschheit viel zu sehr in materielle Interessen und Vorstellungen verstrickt war, als daß von einer unsterblichen Seele oder

gar vom Verhältniß des Denkens zum Sein hätte die Rede sein können; er weiß ferner, daß der Gegensatz zwischen Körper und Geist, Diesseits und Jenseits, erst durch das Christenthum in vollster Schärfe betont wurde, und daß die mit Descartes beginnende Philosophie keine andere Aufgabe hatte, als die Ausgleichung und Ueberwindung dieser durch das Christenthum fixirten Gegensätze. Nun scheint zwar Engels nicht abgeneigt, auch das Christenthum als eine Zeit des bornirten und unwissenden Wildheitszustandes anzusehen; er redet wenigstens unmittelbar darauf von einem Erwachen der europäischen Menschheit aus dem langen Winterschlafe des christlichen Mittelalters; da ist es denn nun aber höchst ergötzlich, daß er wenige Seiten später sich selbst richtet, denn er bezeichnet dort eben die Vorstellung, wonach das Mittelalter eine einfache Unterbrechung der Geschichte durch tausendjährige allgemeine Barbarei sei, als eine unhistorische Auffassung und meint, der Kampf gegen die Reste des Mittelalters habe den Blick befangen gehalten. Was nun vollends, selbst wenn Engels hinsichtlich der Entstehung jenes Dualismus Recht haben sollte, hieraus für die Philosophie unseres Jahrhunderts, insbesondere für Hegel, folgen soll, ist unerfindlich, denn es ist doch sehr wohl denkbar, daß dasjenige, was der Zeit der Unwissenheit und dem Wildheitszustande entstammt, auf einer höheren Stufe der Entwicklung geläutert, ja als nothwendig und berechtigt erwiesen wird. Engels kommt nun freilich sofort auf die von Hegel wie „von der weitaus größten Zahl der Philosophen" bejahte Frage nach der Identität von Denken und Sein und bemerkt hierauf, daß es „daneben" — von einer geschichtlichen Entwicklung hat er keine Ahnung — auch Philosophen wie Hume und Kant gebe, welche die Möglichkeit einer erschöpfenden Erkenntniß bestreiten. Aber schon die eine Thatsache, daß Engels es über sich gewinnt, in diesem Zusammenhange Hume und Kant in einem Athemzuge zu nennen, offenbart das Niveau seines Wissens; lesen wir nun vollends unmittelbar darauf: „die schlagendste Widerlegung dieser wie aller anderen philosophischen Schrullen ist die Praxis, nämlich das Experiment und die Industrie", so bleibt eigentlich nur noch die Frage übrig, wie in aller Welt ist es möglich, daß eine derartige Krämerseele nicht längst schon aus dem Tempel der Wissenschaft entfernt ist, und daß es immer noch ein Verleger wagen konnte, einen Neudruck einer derartigen Selbstvernichtung zu veranstalten? Aber Engels ist gerecht, denn er beeilt sich, die Philosophie zu rehabilitiren, und erklärt, auch die idea-

listischen Systeme hätten sich mehr und mehr mit materialistischem Inhalt erfüllt, so daß schließlich Hegel nur einen nach Methode und Inhalt idealistisch auf den Kopf gestellten Materialismus repräsentire. Etwas Rechtes läßt sich nun allerdings auch hier bei diesem idealistisch auf den Kopf gestellten Materialismus nicht denken, doch es ist dies auch gar nicht nöthig, denn einige Seiten später nimmt ja Engels selbst dieses originelle Diktum damit zurück, daß er Hegel für einen „vollendeten Idealisten“ erklärt; ja wir brauchen nicht ganze Seiten, sondern nur bis zum zweiten Alinea vorzubringen, so lesen wir, die Entwicklung Feuerbachs bedinge einen totalen Bruch mit dem idealistischen System seines Vorgängers. Auch später kommt Engels noch einige Male auf Hegel zurück; es empfiehlt sich, gleich hier davon zu sprechen.

Das eine Mal tadelt der ehemalige Handlungsgehilfe den Philosophen, daß bei ihm die Natur keiner Entwickelung in der Zeit fähig sei, sondern nur einer Ausbreitung im Raume, so daß es sich nur um ewige Wiederholung derselben Prozesse handle. Aber auch hier behauptet er mehrere Seiten später genau das Gegentheil, denn wir lesen da von einer bei Hegel in der Natur und Geschichte zu Tage tretenden dialektischen Entwicklung, und diese wird aus-ausdrücklich dahin erklärt, daß es sich dabei durch alle Zickzackbewegungen und momentanen Rückschritte hindurch um ein Fortschreiten vom Niederen zum Höheren, also doch um einen zeitlichen Prozeß, handelt. Nicht minder überraschend sind die unmittelbar folgenden Worte, daß nämlich diese dialektische Entwicklung nur der Abklatsch der von Ewigkeit her unabhängig von jedem denkenden Menschenhirn vor sich gehenden Selbstbewegung des Begriffs sei, und daß von dieser ideologischen Verkehrung die Dinge nur als Abbilder dieser oder jener Stufe des absoluten Begriffs gefaßt würden. Mit so vielem Behagen auch die Verehrer Hegels — einen oder den andern giebt es ja wohl noch — die Angriffe unseres Autors wider die „zwerghaften Anfeinder“ des Philosophen und wider die „eklektischen Flohknacker“ vernommen haben, derartige Blößen dürfte sich schwerlich einer von diesen gegeben haben und geben, denn ihnen allen dürfte es fast zur Trivialität geworden sein, daß bei Hegel weder von einem bloßen Abklatsch und bloßen Abbildern die Rede sein noch daß der Begriff sich unabhängig vom denkenden Menschenhirn — wir acceptiren den Ausdruck vorläufig unter Protest — bewegen könne. Das andere Mal sitzt Engels über Hegels Geschichtsphilosophie zu Gericht; sie hat, meint er, die bewegenden

Mächte nicht in der Geschichte selbst aufgesucht, sondern sie von außen aus der philosophischen Ideologie in die Geschichte hineinimportirt. Wie bisher, so haben wir auch jetzt wieder nur an Engels selbst zu apppelliren, wenn wir nach einem Vertheidiger des Angegriffenen suchen. Hatte nicht Engels selbst Beherzigenswerthes in Betreff der angeblich gewaltsamen Konstruktionen vorgebracht, und ist nicht das einzige von ihm zum Erweise dieser Ideologie vorgebrachte Beispiel so unglücklich als möglich gewählt? Er meint nämlich, Hegel habe, statt die Geschichte des alten Griechenlands und ihrem Zusammenhang zu erklären, „einfach behauptet", sie sei weiter nichts als die Herausarbeitung der Gestaltungen der schönen Individualität. Doch es ist Hegel so wenig eingefallen, die Geschichte des alten Griechenlands in dieser Weise zu charakterisiren, daß er vielmehr zur Genüge die unläugbaren Mängel dieser Geschichte hervorhebt; nur da spricht er von schöner Individualität, wo es sich um Kunst und Wissenschaft, namentlich um die bildende Kunst handelt; und auch hier unterscheidet er sich nicht zu seinem Nachtheil von seinem Kritiker, denn er behauptet nicht einfach, sondern erscheint überall in der Rüstung des umfassendsten, gründlichsten Wissens.

Doch der Hegel gewidmete Abschnitt ist ja nur das Präludium; vielleicht stoßen wir bei der Prüfung des ersten der beiden Theile seiner eigentlichen Aufgabe, nämlich der ausführlicheren Beurtheilung Feuerbachs, auf Erquicklicheres. Und da finden sich denn in der That, wie ja auch schon vorher angedeutet wurde, dort, wo Engels von Feuerbachs Religionsphilosophie und Ethik ausführlicher spricht, also im dritten Abschnitt, einige nicht von der Hand zu weisende Einwendungen. Ohne Zweifel hat sich Feuerbach in sein Allheilmittel, die Ethik und die Liebe, in einer Weise verrannt, daß er dabei zunächst die unentbehrliche Basis der Ethik, nämlich die Metaphysik, völlig außer Acht läßt. Von Metaphysik will nun freilich auch Engels nichts wissen; dafür aber bemerkt er nicht ohne Berechtigung, daß Feuerbach über Abstraktes und Allgemeines nicht hinauskomme, und daß die Liebe nimmermehr der einzige Zaubergott sein könne, der über alle Schwierigkeiten des praktischen Lebens hinweghelfe. Auch damit sodann trifft Engels das Rechte, daß er die Politik eine für Feuerbach unpassirbare Grenze und die Geschichte ein ihm ungemüthliches, unheimliches Feld nennt; nicht minder endlich können wir den ausführlicheren Erörterungen über Feuerbachs Eudämonismus zustimmen. (Vergl. hierzu meinen vorher

erwähnten Vortrag, namentlich p. 373.) Aber schon hier findet sich die Behauptung, daß große geschichtliche Wendepunkte nicht sowohl durch religiöse Veränderungen hervorgebracht, als vielmehr nur von ihnen begleitet würden, und daß das Christenthum zu den mehr oder minder künstlich entstandenen Weltreligionen gehöre; ihr reiht sich der Satz an, der wirklichen Welt gegenüber sei Kants kategorischer Imperativ ohnmächtig, und in Wirklichkeit habe jede Klasse, sogar jede Berufsart ihre eigene Moral; als Parallele dazu kann endlich die Bemerkung gelten, man lasse sich jetzt nicht mehr „durch die der noch stets landläufigen Metaphysik unüberwindlichen Gegensätze von Wahr und Falsch, Gut und Schlecht" (als ob die Methaphysik etwas mit Gut und Schlecht zu thun hätte!) imponiren. Auf die erste dieser Behauptungen kommen wir später zurück, da auch Engels sie an anderer Stelle nochmals aufnimmt; auf die übrigen kann nicht ausdrücklich genug hingewiesen werden, denn wenn das Bisherige dem Fernerstehenden vielleicht harmloser und mehr akademisch erscheinen könnte, so springt hier das Gefährliche, Volksverführerische dieser ganzen Richtung zum ersten Male deutlich in die Augen. Diese Sätze, namentlich der letzte, schließen nichts Geringeres in sich als die Auflösung der sittlichen Weltordnung, und wir haben nur noch zu fragen, warum hat Engels nicht den Muth gehabt, mit Bakunin Hand in Hand zu gehen, dieser dämonischen Gestalt aus einem Gusse, welcher Engels weder hinsichtlich der Konsequenz noch der Kunst der Dialektik, vielleicht auch, wie sich zuletzt zeigen wird, des Charakters die Schuhriemen auflösen kann? Und so müssen wir denn auch das, was er sonst über Feuerbach vorbringt, ablehnen. Er rühmt ihm, und damit knüpfen wir an die Ausführungen über Denken und Sein an, nach, daß er sich vom Hegelianismus zum Materialismus entwickelt habe, und letzteren bestimmt er dahin, daß er die stoffliche, sinnliche, wahrnehmbare Welt für das einzig Wirkliche halte, daß er in unserm Bewußtsein und Denken das Erzeugniß eines stofflichen, körperlichen Organs, des Gehirns, sieht. Doch über diesen Punkt habe ich in dem vorher erwähnten Vortrage ausführlich gehandelt; ich darf daher wohl auf diesen, namentlich auf S. 362 und 366 verweisen. Was nun aber Engels auf der anderen Seite Feuerbach zum Vorwurf macht, ist dies, daß er in seiner Religionsphilosophie und Ethik nicht konsequent genug gewesen und immer noch Idealist geblieben sei; er habe es nicht unternommen, die Wissenschaft von der Gesellschaft, d. h. den In-

begriff der sogenannten historischen und philosophischen Wissenschaften, mit der materialistischen Grundlage in Einklang zu bringen und auf ihr zu rekonstruiren. Damit aber sind wir beim letzten und wichtigsten Theile der Broschüre, dem positiven, angelangt.

Nach Engels war es im Gegensatze zu Feuerbach die weltgeschichtliche Bedeutung des Sozialismus überhaupt und desjenigen von Marx insbesondere, daß sie sich entschlossen, jede idealistische Schrulle unbarmherzig zum Opfer zu bringen, zum ersten Male mit der materialistischen Weltanschauung wirklich Ernst zu machen, und sie auf allen in Frage kommenden Gebieten des Wissens konsequent durchzuführen. Was Engels dabei im Anfange dieses Abschnitts über die Resultate der Naturwissenschaften sagt: die Entdeckung der Zelle, der Verwandlung der Energie und den Grundgedanken Darwins, kann hier um so eher unerörtert bleiben, als dies ja nicht das Mindeste mit dem Sozialismus zu thun hat und am wenigsten etwa auf Marx zurückzuführen ist, selbst wenn dieser, wie Engels sagt, das Genie war, im Vergleich zu welchem „wir andern höchstens Talente" sind. In Betracht vielmehr kommen lediglich die beiden Grundgedanken, auf welche sich nach Engels der gesammte Marxismus zurückführen läßt. Darnach handelt es sich in der Geschichte nicht um einzelne Individuen, welche bestimmend auf ihr Zeitalter und auf die nachfolgenden Generationen wirken, sondern immer nur um Klassenkämpfe. Bei diesen Klassenkämpfen aber ist zweitens nichts wichtiger als die ökonomische Emanzipation, die ökonomischen Lebensbedingungen der Gesellschaft. Es sei mir gestattet, zur Erläuterung dieser beiden Sätze eine Stelle aus Engels „Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft" und ebenso eine zweite aus der Rede herzusetzen, welche Engels am Grabe seines Freundes Marx gehalten hat. „Es zeigte sich", heißt es in der erstgenannten Schrift, „daß alle bisherige Geschichte, mit Ausnahme der Urzustände, die Geschichte von Klassenkämpfen war, daß diese einander bekämpfenden Klassen der Gesellschaft jedesmal Erzeugnisse sind der Produktions- und Verkehrsverhältnisse, mit einem Wort der ökonomischen Verhältnisse ihrer Epoche, daß also die jedesmalige ökonomische Struktur der Gesellschaft die reale Grundlage bildet, aus der der gesammte Ueberbau der rechtlichen und politischen Einrichtungen sowie der religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweise eines jeden geschichtlichen Zeitabschnitts in letzter Instanz zu erklären sind." Und ebenso heißt es in der Grabrede: „Wie Darwin das Gesetz der Entwicklung

der organischen Natur, so entdeckt Marx das Entwicklungsgesetz der menschlichen Geschichte: die bisher unter ideologischen Ueberwucherungen verdeckte einfache Thatsache, daß die Menschen vor allen Dingen zuerst essen, trinken, wohnen und sich kleiden müssen, ehe sie Politik, Wissenschaft, Kunst, Religion u. s. w. treiben können; daß also die Produktion der unmittelbaren materiellen Lebensmittel und damit die jedesmalige ökonomische Entwicklungsstufe eines Volkes oder eines Zeitabschnittes die Grundlage bildet, aus der sich die Staatseinrichtungen, die Rechtsanschauungen, die Kunst- und selbst die religiösen Vorstellungen der betreffenden Menschen entwickelt haben, und aus der sie daher auch erklärt werden müssen — nicht, wie bisher geschehen, umgekehrt."

Der Satz nun, daß nicht Individuen, sondern Massen die bestimmenden Faktoren seien, wird zunächst durch die Geschichte des Sozialismus und des mit ihm aus einer Wurzel emporgeschossenen Anarchismus auf das Trefflichste beleuchtet. Glaubt Engels wirklich, daß die Massen auch nur einen Finger gerührt hätten, wenn sie nicht von ihm selbst und dem kleinen Kreise seiner in der Geschichte des Sozialismus fortlebenden Vorgänger und Zeitgenossen aufgestachelt worden wären? Glaubt er, daß die anarchistischen Verbrechen spontan entstanden sind, und daß sie denkbar wären ohne Bakunin? Ist etwa in den Massen die Ursache zu suchen, daß unser Volk am Ende des vorigen und in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts das Volk der Dichter und Denker war, und daß jetzt auf einmal die politischen und militärischen Interessen im Vordergrunde stehen? Sind wirklich ein Schiller und Goethe, ein Kant und Hegel, ein Börne und Ruge, ein Bismarck und Moltke immer nur die Schlußsteine auf Bauten, die von den Massen entworfen und ausgeführt sind? Die Reformation, das Christenthum wo wären sie geblieben, wenn nicht einige wenige die Fackel entzündet und den im Dunkel tappenden oder gleichgiltig ihr Geschick ertragenden Massen die Wege gezeigt hätten? Ebensowenig aber kann zweitens auch für den Kenner der Geschichte das Oekonomische, das Essen, Trinken, Sichkleiden als das Ausschlaggebende erscheinen. Eine Eichel braucht natürlich einen so und so beschaffenen Boden; sie braucht Wasser, Luft und Licht, um sich zum Eichbaum zu entfalten: schafft aber alle diese Vorbedingungen in noch so trefflicher Qualität, nimmermehr werdet ihr das gewünschte Resultat erzielen, wenn nicht vor allem das, was ihr der Erde übergebt, sich als gesund und lebenskräftig erweist. Unabtrennbar von Essen und

Trinken ist auch die Verdauung und sind die Ausscheidungen; was dem einen recht, ist dem andern billig; warum also nimmt Marx nicht auch diese als ausschlaggebend in seinen Kanon auf? Und ist es denn überhaupt wahr, daß diejenigen, welchen wir unsere Staatseinrichtungen, Kunst und „religiösen Vorstellungen" verdanken, sich durch die Rücksicht auf Essen, Trinken und Sichkleiden irgendwie bestimmen lassen? Das Blut Christi, das Blut der Märtyrer ist der Samen, aus welchem der Baum der christlichen Kirche entsprossen ist; die Opfer der Inquisition und der Ketzerverfolgungen mußten auf den Scheiterhaufen brennen oder in den Kerkern verschmachten, um die Reformation zu ermöglichen; Tausende und Hunderttausende mußten ihr Leben auf dem Felde der Ehre lassen, um das Vaterland groß zu machen und frei.

Sehen wir nun, welches Geschütz Engels auffährt, um diese und hundert andere Thatsachen aus der Welt zu schaffen und seinen eignen Behauptungen den Sieg zu erringen.

Er will zunächst den Beweis führen, daß in der modernen Geschichte alle politischen Kämpfe Klassenkämpfe waren und diese sich schließlich um ökonomische Emanzipation drehten; gelingt dieser Beweis, so ist zwar nicht alles, aber immerhin etwas errungen. Doch was bringt Engels vor? Er beruft sich darauf, es sei seit 1815 „keinem Menschen in England ein Geheimniß mehr, daß dort der ganze politische Kampf sich drehte um die Herrschaftsansprüche zweier Klassen, der grundbesitzenden Aristokratie und der Burgeoisie", und ebenso sei in Frankreich „mit der Rückkehr der Bourbonen dieselbe Thatsache zum Bewußtsein gekommen"; 1830 endlich sei dann als dritter Kämpfer das Proletariat hinzugekommen; auf anderthalb Seiten wird dann noch auseinandergesetzt, wie diese drei Klassen entstanden seien, voilà tout. Gesetzt, daß Engels für Frankreich und England Recht habe — der Beweis ist nicht erbracht — so folgt daraus nichts für Deutschland, und auch die Behauptung, jene beiden Länder seien die fortgeschrittensten, also in erster Linie zu betrachtenden, ist unerwiesen. Denn wer die Kämpfe ins Auge faßt, welche bei uns in Deutschland 1848 vorbereiteten, also den Uebergang aus unserer idealistischen Periode in den Realismus, und dann wieder das Jahr 1848 selbst, der wird erkennen, daß es sich dabei um ganz andere Prinzipien handelte, als um das nichtssagende Schlagwort Bourgeoisie; Bourgeois war Goethe so gut wie Börne und Ruge, es mußte also schärfer, nach anderen Gesichtspunkten geschieden werden. „Wenn nun aber," fährt Engels

fort, „schon in unserer modernen Zeit der Bestand wie die Entwickelung des Staates in letzter Instanz zu erklären ist aus den ökonomischen Lebensbedingungen der Gesellschaft, so muß dies noch viel mehr gelten für alle früheren Zeiten.“ Vielleicht ist hier der Beweis stringenter; doch was finden wir? Antwort: die Behauptung, ehedem seien die Menschen noch weit abhängiger von den materiellen Bedürfnissen gewesen, als wir heut sind, und den Zusatz: „Die Untersuchung der Geschichte früherer Epochen . . . bestätigt dies im reichlichsten Maße: hier kann dies aber selbstredend nicht verhandelt werden.“ Selbstredend? Daß ich nicht wüßte.

Und so finde ich es auch keineswegs als „selbstverständlich“, Engels zwar behauptet dies, daß das Privatrecht durch die ökonomischen Verhältnisse bestimmt werde; der einzige Beweis, den Engels bringt, besteht darin, daß er einige der Formen vorführt, „in denen das geschieht.“ Demgemäß ist er denn auch so konsequent, dem Staate, der politischen Ordnung, nur eine untergeordnete Rolle zuzuertheilen, ja sie als ideologische Mächte zu bezeichnen; er nennt die Staatsgewalt dasjenige Organ, welches sich die Gesellschaft zur Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen gegenüber inneren und äußeren Angriffen geschaffen hat. Doch damit sucht er nur Theorien wieder neues Leben einzuflößen, die längst bereits — als ihr Begründer dürfte Hobbes erscheinen — zur ewigen Ruhe bestattet sind; nach einem auch nur schwachen Versuche, die Kritik dieser Theorien zu widerlegen, sehen wir uns vergeblich um.

Dankenswerth dagegen ist wieder der Beschluß des Buches, in welchem Engels seine beiden wichtigsten Grundsätze an zwei andern Ideologien, der Philosophie und Religion, nachzuweisen sucht; wem bisher die Augen noch nicht geöffnet sind, dem wird es hier tagen. Proletarier, die nie in ihrem Leben auch nur den Namen Descartes, Spinoza und Leibniz gehört haben, mögen sich damit zufrieden geben, wenn Engels ihnen versichert, der wesentliche Inhalt der seit der Renaissancezeit neuerwachten Philosophie sei nur der philosophische Ausdruck der der Entwickelung des Klein- und Mittelbürgerthums zur großen Bourgeoisie entsprechenden Gedanken, die andern aber, die Kenner der Geschichte, sollten doch endlich durch derartige Worte aus ihrer vornehmen Zurückhaltung aufgerüttelt werden, um das Volk ein für allemal von derartigen Führern zu befreien. Wenn Engels endlich behauptet, die Religion sei nur aus mißverständlichen, waldursprünglichen Vorstellungen

der Menschen über ihre eigene und die sie umgebende Natur entstanden, so knüpft er damit allerdings an Feuerbach an, und auch für die andere Behauptung, die materiellen Lebensbedingungen seien auch für die Entwickelung der Religion maßgebend gewesen, kann sich Engels auf Feuerbachs berüchtigtes: „Der Mensch ist, was er ißt" berufen. Schwerlich aber würde sich der Weise von Bruckberg über einen derartigen Bundesgenossen gefreut haben, wenn er die Art gekannt hätte, in welcher Engels seinen Satz zu stützen sucht, denn er weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er immer wieder betont, die Menschheit sei sich dabei des eigentlich sie Treibenden nicht bewußt gewesen. Die Seite, welche Engels der vorchristlichen Zeit und dem Christenthum widmet, sucht an Naivität, um euphemistisch zu sprechen, ihresgleichen. Ueber das Christenthum weiß er nichts vorzubringen, als daß es aus einer Mischung verallgemeinerter orientalischer, namentlich jüdischer Theologie und vulgarisirter griechischer, namentlich stoischer Philosophie entstanden sei. Bei allen andern zwar, mögen sie einer Partei angehören, welcher sie wollen, falls sie nur auf dem Boden der Wissenschaft stehen, herrscht darin Uebereinstimmung, daß nicht sowohl der Stoicismus, als vielmehr der Platonismus zu den konstitutiven Elementen des Christenthums gehört, und für eben diese kann auch keine Rede davon sein, daß die tiefsinnige, weltumgestaltende Logoslehre des vierten Evangeliums nur vulgarisirte griechische Lehre sei, doch unsern Autor ficht dies nicht an, sondern er fährt fort: „Wie das Christenthum ursprünglich aussah, müssen wir erst wieder mühsam erforschen .... genug, die Thatsache, daß es schon nach 250 Jahren Staatsreligion wurde, beweist, daß es die den Zeitumständen entsprechende Religion war." Ich verschone Sie, m. H., nach diesem Anfange mit den gleichwerthigen Ausführungen über das Mittelalter und namentlich über die „sogenannte Reformation": ich hole vielmehr jetzt am Ende etwas nach, was ich absichtlich bisher aufgespart habe, nämlich die Darlegung der von Engels geflissentlich ignorirten Beziehungen von Marx zu Ruge; es ist dies um so unentbehrlicher, da ja Engels, wie wir sahen, ausdrücklich betont, Marx allein habe den über Feuerbach hinaus nothwendigen Schritt gethan, und da ja die Ausführungen des positiven, vierten Theiles lediglich auf Marx fußen.

Anfänglich ehrte Ruge in Marx einen tapferen und getreuen Mitstreiter in dem von ihm selbst unternommenen Kampfe. So schreibt er

1841, daß Marx, welcher damals in der Redaktion der Rheinischen Zeitung thätig war, im Verein mit Bruno Bauer und Feuerbach die montagne proklamirt und den Atheismus und die Sterblichkeit zur Fahne erhoben hätte; in demselben Briefe betont er die Nothwendigkeit, an die Politik anzuknüpfen und die philosophische Entwicklung durch die geschichtliche aufnehmen zu lassen. Ebenso wird beim Beginne des nächsten Jahres Marx unter denen genannt, welche das mene, mene tekel upharsin an den deutschen Gewitterhimmel schreiben; Ruge selbst bezeichnet als neues Weltprinzip die Autonomie des menschlichen Geistes, also Republik und Atheismus, und kündet die Revolution an. Als es sich dann um die Herausgabe der Anekdota handelt, dieser „Freistätte der neuen, zensurwidrigen und freien Wissenschaft", wird Marx von Ruge als Mitarbeiter genannt, und es erscheint auch wirklich anonym „Von einem Rheinländer" ein Beitrag aus seiner Feder. 1843 rühmt Ruge den Freund als ausgezeichneten Kopf und ist entschlossen, mit ihm im Auslande eine Fortsetzung der soeben unterdrückten Deutschen Jahrbücher herauszugeben. In dieser Fortsetzung, den in Paris erschienenen Deutsch-französischen Jahrbüchern, finden wir einen in Ruges Werken mit einigen Abschwächungen wiederabgedruckten Briefwechsel zwischen Ruge und Marx; „Der Glaube," heißt es im Prospekt der Zeitschrift, „an eine Literaturwelt, in der die seligen Götter des gelehrten und künstlerischen Olymps ein abgeschiedenes Leben führen, ist nicht wenig erschüttert. Die Menschheit interessirt jetzt nicht mehr das entfernte Wetterleuchten einer Weisheit, die jenseits des gewöhnlichen Horizonts arbeitet, sondern wesentlich das wirkliche Wetter, in das wir unsere Köpfe hinausstrecken, der Aufruhr oder die ruhige Strömung der ganzen gegenwärtigen Atmosphäre, der Kampf strebender und widerstrebender Elemente in ihr — das Leben dieser reellen in sich arbeitenden Menschenwelt." Doch mit dem neuen Jahre, im März 1844, berichtet Ruge, er habe sich mit Marx überworfen; aus einer anderen Stelle ersehen wir, daß Marx vom September 43 bis zum März 44 den „Fortschritt zum krassen Sozialismus" zurückgelegt und Ruge erklärt habe, er könne mit ihm nicht mehr gemeinschaftlich arbeiten, da dieser nur Politiker, er selbst aber Kommunist sei. Marx wird jetzt von Ruge ein auflösendes, sophistisches Naturell genannt, dessen praktische Talente er sehr überschätzt habe; „vor allen schlimm," schreibt er seiner Mutter, „sind die deutschen Kommunisten, die alle Leute dadurch befreien wollen, daß sie sie zu Handwerkern machen, und das Eigenthum

durch Gütergemeinschaft und gerechte Vertheilung aufzuheben denken, dabei aber für den Augenblick selbst alles Gewicht auf das Eigenthum und sonderlich auf das Geld legen." Damit war der endgiltige Bruch mit dem ehemaligen Freunde besiegelt, und auch Ruges Stellung dem Kommunismus gegenüber hat sich nicht wieder geändert. In einem anderen Briefe an die Mutter, in welchem er zugleich von dem Besuche seines Freundes Fleischer spricht, nennt er Marx einen ganz gemeinen Kerl und unverschämten Juden, der kein Mittel unversucht läßt, um Fleischer glauben zu machen, er, Ruge, sei ebenso niederträchtig, wie er selbst und seinesgleichen. Fröbel gegenüber spricht er von der tödtlichsten Feindschaft; „während Bauer," heißt es weiter, „der Feind unseres Charakters und unserer Prinzipien ist, ist Marx nur die potenzirte Bauersche Richtung, die gewissenlose, die grundlose Kritik, die Charakterlosigkeit, die Untreue, die Wüstheit als Maxime. . . . Er bekennt sich zum Kommunismus, er ist aber der Fanatiker des Egoismus und mit mehr heimlichem Bewußtsein als Bauer. Der heuchlerische Egoismus und die geheime Geniesucht, das Christusspielen, das Rabbinerthum, der Priester und die Menschenopfer (Guillotine) kommen daher sogleich wieder zum Vorschein."

Auch an Prutz endlich schreibt Ruge im Januar 46: „die publizistische Wirkung der Deutsch-französischen Jahrbücher wäre eklatant geworden, wenn ich nicht von den Treulosen, diesen moralischen und wissenschaftlichen Sophisten, mit denen ich alliirt war, verrathen worden wäre." Ueber Marx Bedeutung als Schriftsteller hatte Ruge damals noch eine irrige Vorstellung; einigen Stellen der Briefe zufolge dürfte er ihn in dieser Beziehung unterschätzt haben; was jedoch die Urtheile über seine Persönlichkeit angeht, so wird für den, welcher Ruges übrige Briefe kennt, nicht der mindeste Zweifel obwalten, daß diese Urtheile wohlbegründete waren. Ja, selbst die Pariser Briefe geben uns ganz bestimmte Anhaltepunkte, daß der Bruch keineswegs bloß durch theoretische Differenzen veranlaßt wurde; Marx war vielmehr von Ruge nach Kräften durch Geldmittel und durch Empfehlungen unterstützt worden; aber diese Verpflichtung drückte ihn, und so wollte er, wie Ruge schreibt, das Verhältniß bis auf die Erinnerung los sein. Der letzte Zweifel schwindet, wenn wir uns der Urtheile Bakunins über Marx erinnern. Dieser spricht schon 1847, zu einer Zeit also, wo sich sein eigener, von Marx abweichender Standpunkt noch nicht gebildet hatte, von dessen eitler Wirthschaft und unbefriedigter,

mit sich selbst unzufriedener Selbstzufriedenheit. 1869 vollends rühmt er zwar sein Verdienst um den Sozialismus, nennt ihn aber den Urheber und Anführer aller ihm selbst und den Seinen aufgebürdeten Abscheulichkeiten; er glaubt, daß er Niemanden außer sich und den ihm Nahestehenden liebt; 1872 endlich schreibt er, Marx, Utin „und ihre ganze deutsch-jüdische Kompagnie“ haben gegen ihn einen „schmutzigen, verleumderischen“ Prozeß angestrengt. Von Ruges Urtheilen endlich über den Kommunismns seien zur Ergänzung des Bisherigen noch die folgenden angeführt. „Die Kommunisten“, schreibt er 1844 aus Paris, „sind von der Humanität und vom wirklichen Kommunismus so weit entfernt, daß es weder intellektuellen, noch geselligen Reiz hat, mit ihnen zu leben“; „die Schreiberei in dieser Schweinegesellschaft“, heißt es ein anderes Mal, „bringt weder Geld, noch Ehre ein .... Niemand liebt das Gold mehr, als diese elenden Deklamatoren dagegen; Niemand ist neidischer auf das Eigenthum anderer, als diese Gegner alles Eigenthums; Niemand ist eifersüchtiger auf sein Eigenthum als diese Edelmüthigen, die gar keins bestehen lassen wollen.“ Auch auf Engels selbst, der zu den Mitarbeitern der Deutsch-französischen Jahrbücher gehört hatte, kommt Ruge kurz darauf zu sprechen. Nachdem er das Stirnersche Buch als eine Befreiung von der dümmsten aller Dummheiten gepriesen, der sozialen Handwerkerdogmatik, diesem neuen Christenthum, das die Einfältigen predigen, und dessen Realisirung ein niederträchtiges Schafstallleben wäre,“ fährt er fort: „Heß, Grün, Marx, Everbeck, Engels und selbst die Bauers sind bornirte Apostel des „„Heils““ der absoluten Oekonomie.“ Später meint er, es sei ein großer Irrthum, daß die materiellen, reellen Interessen für sich ein Agens abgeben und Geschichte machen könnten; er trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er dem Kommunismus vorwirft, daß er von der Realisirung des Allgemeinen im einzelnen abstrahire, und wenn er verlangt, daß er Ehre und Achtung vor der Persönlichkeit anderer ehrenhafter Leute im Leibe haben soll.

Damit, m. H., wäre ich am Ende meiner Betrachtung. Wenn einer, so besaß Ruge alles Erforderliche, um die Unwissenheit, Sophismen und Gewaltthätigkeiten der Sozialisten aufzuzeigen und damit die gefährliche Fluth zu einer Zeit einzudämmen, wo sie noch nicht so weite Gebiete wie später überschwemmt hatte. Doch es war ein Verhängniß, daß er, sei es, weil er die Gefahr unterschätzte, sei es, weil er sein Bestes bereits gegeben zu haben glaubte,

die Entwicklung sich selbst überließ und es so möglich machte, daß sie sich nicht über Feuerbach erhob, sondern noch tiefer hinabsank. Dreierlei aber scheint sich mir als das unabweisbare Resultat meiner Darlegung zu ergeben. So gewiß sich der Sozialismus aus der Hegelschen Philosophie entwickelt hat, so gewiß ist er auch nur durch Wiederanknüpfung an Hegel zu überwinden. Wie Feuerbach und Bakunin, so bilden auch Marx und Engels die Antithese zur These Hegel; die Synthese kann nur durch Rückgang auf die These geschaffen werden. Es kann zweitens keinem Zweifel unterliegen, daß als Verbindungsglied zwischen Feuerbach und Marx-Engels Ruge anzusehen ist; nicht den Sozialisten, sondern dem Herausgeber der Hallischen und Deutschen Jahrbücher verdanken wir die Hinwendung zum Praktischen und zu den öffentlichen Angelegenheiten, den Grundstein zum Gebäude des freien Staates; und Ruge ließ sich so wenig von der Politik als einem dornigen Pfade abschrecken, daß er ihr vielmehr sein Vermögen und seine Stellung geopfert hat. Wenn ich ferner die Thatsache, daß Engels' Elaborat über Feuerbach zum ersten Male 1886, als besondere Broschüre aber erst zwei Jahre später erschien, mit der anderen Thatsache zusammenhalte, daß der erste, bis 1848 reichende Band von Ruge's Briefwechsel, welchem bei weitem das Meiste des vorher Mitgetheilten entnommen wurde, von mir bereits am Ende des Jahres 1885 herausgegeben wurde, so erscheint es überaus befremdlich und wirft ein eigenthümliches Licht auf die Kampfesweise von Engels, daß er den Namen „Ruge" nicht ein einziges Mal erwähnt und den Jahrbüchern nur zwei Zeilen widmet. Daß ihm der Briefwechsel nicht zu Gesicht gekommen, halte ich für ausgeschlossen, denn die hervorragendsten deutschen Blätter haben sofort, und etwas später auch englische und französische auf seine Wichtigkeit hingewiesen, ja ich glaube nicht zu irren, wenn ich in dem oben erwähnten Satze der Vorrede, selbst in Deutschland scheine jetzt die klassische Philosophie eine Art von Wiedergeburt zu feiern, sowie weiterhin das über Heine Bemerkte direkt auf meine dem Briefwechsel vorangeschickte Einleitung beziehe. Wie aber dieses absichtliche Ignoriren Ruge's und seiner Urtheile über Marx und den Kommunismus zu erklären sei, das ist jetzt wohl deutlich.

Balfour's Einleitung in die Theologie.

Von

Julius Kaftan.

I.

Der englische Staatsmann, Mr. Balfour, hat zu Anfang dieses Jahres ein Buch veröffentlicht, das er als eine Einleitung in die Theologie bezeichnet. Der volle Titel lautet: The foundations of belief, being notes introductory to the study of Theology. Allem Anschein nach hat das Buch in England Aufsehen erregt, im Frühjahr war bereits die vierte Auflage erschienen, und vermuthlich sind bis heute eine Reihe weiterer Auflagen gefolgt. Das erklärt sich nun schon aus der Stellung, die der Verfasser im öffentlichen Leben Englands einnimmt. Es erklärt sich aber auch aus der Vortrefflichkeit des Buches selbst, das die letzten Fragen, die den menschlichen Geist bewegen, ohne ihrer Bedeutung und ihrem Ernst etwas zu vergeben, in leicht verständlicher, ja in einer beinah spielenden Weise behandelt. Der Zweck dieses Aufsatzes ist, auf das Buch aufmerksam zu machen und ihm wenn möglich auch in Deutschland außerhalb des Kreises der theologischen und philosophischen Fachleute Leser zuzuführen.

Einleitend bemerke ich, daß das Wort belief von Balfour in einem weiteren Sinn als unser deutsches Wort Glaube und dessen Zusammensetzungen gebraucht wird. Er versteht darunter alles, was wir aus irgendwelchen Gründen für wahr halten. Die Sätze der Wissenschaft gehören also ebensogut dahin, wie moralische Ueberzeugungen und religiöse Glaubenssätze. Er untersucht, worauf alle diese Annahmen und Behauptungen der Menschen sich gründen; was er zeigen will, ist dies, daß die Sätze der Naturwissenschaft

nicht besser begründet sind als die der Moral und Theologie, und diese nicht schlechter als jene. Die Untersuchungen, die er vorträgt, sind daher größtentheils erkenntnißtheoretischer Art und bewegen sich auf philosophischem, nicht eigentlich theologischem Boden. Nur an die Schwelle der Theologie wollen sie führen, nehmen aber nichtsdestoweniger in Anspruch, für die Theologie grundlegend zu sein, ja über deren Sein und Nichtsein zu entscheiden, weil „der Kampf um die Theologie außerhalb ihrer eigenen Grenzen durchgefochten werden müsse.“ Apologetisch sind sie nicht in dem Sinn, daß sie die Einwände, die gegen das Christenthum erhoben werden, erörtern und widerlegen, wohl aber in dem Sinn, daß sie die Einseitigkeit und Oberflächlichkeit der Weltbetrachtung bekämpfen, aus der nach Balfours Meinung die meisten Zweifel und Bedenken gegen das Christenthum abzuleiten sind.

Nun ist es nicht meine Absicht, einen Bericht über den Inhalt des Buchs zu erstatten und ein Urtheil darüber abzugeben. Für eine solche Verhandlung wären die Preußischen Jahrbücher nicht der rechte Ort. Statt dessen möchte ich die am meisten charakteristischen Grundgedanken des Buchs besprechen, um dadurch vorläufig mit ihm bekannt zu machen. Was es mir nahe gelegt hat, mich dieser Aufgabe zu unterziehen, ist der Umstand, daß die Erörterungen Balfours sich in manchen Punkten sehr nahe mit den von mir in meinem Buch über „die Wahrheit der christlichen Religion“ vorgetragenen Erwägungen berühren. Natürlich, die Ausgangspunkte sind andere, die Ausdrucksweise eine verschiedene, auch die Resultate, auf die die Betrachtung hinausgeführt wird, keineswegs durchaus dieselben — wie denn irgendwelche direkte Berührung nicht stattfindet. Aber die Stellung, die der Verfasser zu den von ihm verhandelten Fragen einnimmt, der Weg, den er einschlägt und als den allein zum Ziel führenden empfiehlt, auch die Stimmung, die ihn den Schwierigkeiten gegenüber beherrscht, die der Geltendmachung des Christenthums im modernen Geistesleben entgegentreten — das alles trifft so sehr mit der Tendenz meines Buchs zusammen, daß die Berührung mir als eine nahe erscheint. Aber wie dem immer sei, jedenfalls ist das Buch durch Form und Inhalt gleich geeignet, das Interesse weiterer Kreise in Anspruch zu nehmen.

Allererst versuche ich, die Situation zu schildern, die das Buch voraussetzt, auf die es rechnet. Daraus wird sich dann ergeben, welches die Grundgedanken sind, um deren Besprechung es sich hier handeln soll.

Es ist die Herrschaft des Naturalismus in weiten Kreisen unserer Zeitgenossen, gegen die Balfour sich wendet. Die Erfolge der modernen Naturwissenschaft liegen ihr zu Grunde, diese haben in dem Sinn gewirkt, daß eine naturalistische Weltanschauung manchen als selbstverständlich erscheint. Und zwar nicht bloß unter denen, die an den Arbeiten der Naturwissenschaft betheiligt sind oder doch sie wirklich kennen und ihnen zu folgen vermögen, sondern auch unter solchen, die nur aus zweiter Hand davon wissen. In Wahrheit muß man freilich sehr bestimmt unterscheiden. Die Naturwissenschaft und überhaupt die moderne Wissenschaft hat Großes erreicht, es wäre eine Thorheit, ihre Leistungen bekritteln und verkleinern zu wollen. Und nicht minder thöricht wäre es, ihre Methoden zu beanstanden — nur der dürfte es, der etwa eine Verbesserung in einem oder andern Punkt vorzuschlagen wüßte, über die er sich durch die damit gewonnenen Resultate zu rechtfertigen vermöchte. Ganz etwas anderes ist der Naturalismus, nämlich eine philosophische Ausdeutung der wissenschaftlichen Resultate, der zu Folge nur die Erkenntniß sicher ist, die schließlich auf die Sinneswahrnehmung sich gründet, alles, was sonst Erkenntniß zu sein beansprucht, an dem hiermit gegebenen Maßstab gemessen werden muß, und nichts gelten darf, was sich damit in Widerspruch befindet.

In der That, das ist ein großer Unterschied. Man kann an der Arbeit der Naturwissenschaft Theil nehmen, ohne überhaupt eine Philosophie zu haben und zu befolgen. Man kann es, auch wenn man eine ganz andere philosophische Betrachtung für richtig hält als die, die der Naturalismus an die Hand giebt. Das ist so einleuchtend, daß es jedem gegenwärtig sein sollte, der sich darum bemüht, eine Weltanschauung zu haben und zu befolgen. Dennoch verwischt sich dieser Unterschied für ungezählte Menschen der Gegenwart. Unter der Firma der Wissenschaft und ihrer gesicherten Resultate schleicht sich der Naturalismus überall ein und gewinnt Boden, ohne daß eine Prüfung erforderlich scheint oder vorgenommen wird. Viele wollen es zwar nicht Wort haben, wenn sie ausdrücklich darüber zu Rede gestellt werden, sie geben vielleicht zu, daß noch andere Faktoren in Betracht kommen, wenn wir das letzte Wort suchen, den Sinn alles Daseins verstehen wollen. Aber das behalten sie dabei vor, daß wir diese wissenschaftlichen Erkenntnisse als den eigentlich sicheren Grundstock alles unseres Wissens anzusehen haben. Und unwillkürlich handhaben sie dann doch den daraus entnommenen Maßstab der Wahrheit, wenn sie über allgemeine

Fragen der Erkenntniß und Weltanschauung urtheilen, und weisen alles a limine ab, was diesem Kanon widerspricht. D. h. die Zeugnisse gegen den Naturalismus, die man ihnen abgewinnen kann, wenn man sie zu philosophischer Selbstbesinnung aufruft, sind platonischer Natur; unwillkürlich urtheilen sie doch nicht anders, als wenn sie Naturalisten wären.

Es sind englische Verhältnisse, die Balfour im Auge hat, wenn er so oder doch ähnlich die von ihm vorausgesetzte Situation schildert. Das kommt besonders auch darin zum Ausdruck, daß er neben dem Naturalismus nur eine bestimmte Form des Idealismus in Betracht zieht (eine englische Nachwirkung von Kant und Hegel) und auch diese nur nebensächlicher Weise, weil sie Sache der Schule geblieben sei, nicht wie der Naturalismus auf die breite Masse gewirkt habe.

Vielleicht ist nun die philosophische Situation bei uns in Deutschland nicht ganz dieselbe. Der Idealismus ist ja unter uns in mancherlei Spielarten verbreitet. Aber das berührt uns hier weiter nicht. Die am weitesten verbreitete Denkweise, unter denen nämlich, die Christenthum und Religion ablehnen, ist doch wohl auch unter uns die naturalistische. Namentlich herrscht auch bei uns das Vorurtheil, die „gesicherten Resultate der Wissenschaft“ seien der eigentliche Kanon aller Wahrheit. Und wenn die Sozialdemokratie sich immer damit brüstet, sie baue ihre Weltanschauung auf dem Boden der Wissenschaft auf, so ist das, was sie unter dieser versteht, nichts anderes als der Naturalismus. Die von Balfour vorausgesetzte Situation findet sich daher auch bei uns, sie ist das, was das Charakteristische im geistigen Leben der modernen Kulturvölker ausmacht. Der Kampf für das Christenthum muß in der damit gegebenen Lage durchgekämpft werden, alles andere tritt an Bedeutung hinter dieser großen Gegenströmung zurück.

Vielleicht ist ein Vergleich gestattet. Unter unseren Frommen gelten manche Sätze der kirchlichen Ueberlieferung für nothwendig zum Christenthum gehörig: wer sie nicht für wahr hält, ist kein Christ oder höchstens ein Christ zweiter Ordnung. Der Kundige weiß nun, wie komplexe Gebilde diese Sätze zum Theil sind, weiß, daß sie theilweise mit geschichtlich falschen Voraussetzungen verknüpft sind und jedenfalls von denen, die so großen Werth darauf legen, nur selten richtig verstanden werden, nämlich wirklich in dem Sinn, in dem sie in der Kirche aufgekommen sind und sich durchgesetzt haben. Nichtsdestoweniger leben sie im Bewußtsein der Frommen als einfache Wahrheiten, und das Verhältniß zu ihnen wird in

deren Urtheil als Maßstab der Frömmigkeit gehandhabt, erstaunlicher Weise oft auch von einsichtigen Leuten; sie halten es für selbstverständlich, daß sie, weil ihnen niemals Zweifel an den und den Sätzen des Dogmas gekommen sind, mit denen sie sich freilich auch nicht innerlich abgegeben haben, für die eigentlichen Christen gelten dürfen und über alle anderen abzuurtheilen berufen sind. Das ist die kaum zu überschätzende Macht der Ueberlieferung über Denken und Empfinden der Menschen, die sich darin zeigt.

Gilt aber nicht etwas Aehnliches vom Naturalismus und von der Herrschaft, die er ausübt? Wie viele sind doch wohl der Meinung, daß der jedem wissenschaftlichen Verständniß fern stehe, der nicht mit einstimmt in die Rede von der naturgesetzlichen Bestimmtheit alles Geschehens, oder der die darin ausgedrückte Beurtheilung der Wirklichkeit nicht wenigstens für alles, was Natur heißt, gelten läßt? Erregt nicht bei vielen nur ein mitleidiges Lächeln, wer da meint, die Willensfreiheit, daß nämlich der Mensch unter Umständen nach freier Entschließung so oder anders handeln könne, sei eine nicht zu bestreitende Thatsache? Und wird es nicht von der großen Mehrheit heute als ein Hohn gegen Wissenschaft und Geistesbildung empfunden, wenn einer nicht in den Satz einstimmt, daß Wunder unmöglich seien? Und ist dies alles etwas anderes als eben auch ein Beweis für die Macht, die die Ueberlieferung, hier eine mehr und mehr sich befestigende Ueberlieferung naturalistischer Art, über die Gemüther ausübt?

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Gewiß giebt es manche, die die naturalistische Denkweise mit wirklichen Gründen zu vertheidigen wissen und dem eigenen Urtheil folgen, wenn sie ihr huldigen. So giebt es andere, die das kirchliche Dogma genau kennen, richtig verstehn und mit Gründen, die aller Beachtung werth sind, vertheidigen. Wer mitreden will, wird im Stande sein müssen, sich in die einen wie in die andern hineinzudenken. Es ist nicht das Zeichen geistiger Bildung, sondern vielmehr des Gegentheils, wenn einer nicht auch die gegnerische Anschauung im besten Licht zu sehen und den Boden ernsthafter Auseinandersetzung mit ihr zu finden vermag. Aber von dem handelt es sich hier nicht. Was ich meine, ist, daß die Art, in der heute die naturalistische Denkweise ihre Herrschaft übt, sich nicht von der Art unterscheidet, in der einmal eingebürgerte, nicht mehr flüssige sondern festgewordene Vorstellungs- und Gefühlsverbindungen ihren Einfluß auszuüben pflegen. Es ist nicht eigene Prüfung und eigenes Urtheil, was zu

Grunde liegt, sondern, um einen von Balfour gemünzten Ausdruck zu gebrauchen, das „geistige Klima" der Gegenwart, das darin wirkt und darin zum Ausdruck kommt.

Gerade hiergegen richten sich nun die Ausführungen des englischen Philosophen. Er sucht zu zeigen, daß es Vorurtheile sind, die dem Naturalismus zu Grunde liegen, ein Mangel an wirklicher Prüfung dessen, was uns die Wissenschaft bietet, und daß die Dinge sich in einem ganz andern Licht zeigen, sobald eine solche Prüfung angestellt wird. Dreierlei hebe ich aus diesen seinen Erörterungen hervor. Zunächst, was er voranstellt, den Widerspruch, in welchem die naturalistischen Voraussetzungen mit den idealen Gütern stehn, die wir hochhalten, an die der Werth unsres Lebens geknüpft ist. Sodann die aus der Prüfung des Denkens und Erkennens entnommene Widerlegung des Naturalismus. Endlich den Hinweis darauf, in wie hohem Maß unsre Ansichten (beliefs) nicht durch eigne Prüfung sondern durch Ueberlieferung und Autorität bestimmt werden.

II.

Wir stehen dem moralischen Gesetz mit ehrfürchtigen Gefühlen gegenüber, die Pflicht gilt uns als etwas Heiliges, das Gewissen für unverletzlich; Thaten der Selbstverleugnung und opfermuthigen Liebe erfüllen uns mit Begeisterung und rufen uns zur Nachfolge auf. Ebenso begleitet uns in unserem Handeln das Bewußtsein der Verantwortlichkeit und freien Entscheidung; aus diesem Bewußtsein entspringt das sittliche Urtheil, das wir über Menschen und ihre Thaten fällen, aus ihm das Gefühl der Reue über unsere Vergehungen und die Selbstverurtheilung, die uns anspornt andere Wege zu suchen. Auch haben wir unwillkürlich den Eindruck, daß es sich im Sittlichen um die Verwirklichung von Zwecken handelt, die nicht vorübergehender Natur sind, sondern bleibende Bedeutung und ewigen Werth haben. Woher immer das alles stammt, und wie man darüber urtheilen zu sollen glaubt, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß es mit unserem sittlichen Leben diese und keine andere Bewandtniß hat.

Aber was wird nun aus alle dem, wenn der Naturalismus Recht hat? Dann handelt es sich im Moralischen um nichts andres als um Illusionen. Nämlich alles, was dieses Gebiet charakterisirt und ihm seine besondere Würde giebt, ist Einbildung. Was eigentlich zu Grunde liegt, ist nichts, als daß gewisse Handlungen

sich als zweckmäßig erweisen, das Leben der Gemeinschaft zu fördern, daß die unwillkürliche Täuschung, man sei und handle frei, unerläßlich ist, damit die nöthige Thatkraft entfaltet wird, und daß der Gedanke an ewige Werthe und bleibende Zwecke allein ein genügendes Gegengewicht gegen die Motive des Augenblicks bildet, die in andre Richtung weisen.

In dem unermeßlichen mechanischen Getriebe der Kräfte ist an einem verschwindenden Punkt, wir wissen nicht wie, organisches Leben entstanden, und eine kleine Anzahl unter diesen organischen Wesen ist durch eine lange Entwicklung zu solchen Empfindungen gekommen, die wir moralische nennen, und die sich als eine zweckmäßige Einrichtung erweisen, wie vieles andre, das die Entwicklung gezeitigt hat, wie die Farben z. B. mancher Thiere, wodurch sie vor ihren Feinden geschützt werden, und ähnliches mehr. Das ist eine ganz vorübergehende Phase der Entwicklung, wie denn alles organische Leben seine Zeit hat. Es könnte fehlen, ohne daß im Getriebe des Ganzen etwas Wesentliches vermißt würde. Das ist die Auskunft, die der Naturalismus uns über das Moralische giebt.

Noch ungünstiger kommt das Gebiet des Schönen, die Kunst und was dahin gehört, bei naturalistischer Welterklärung weg. Denn hier muß man von zufälligen Nebenwirkungen reden, die sich im psychischen Prozeß in einer nicht weiter zu erklärenden Weise ergeben haben. Es ist nicht gelungen, unter den Voraussetzungen des Naturalismus dem Gefühl des Schönen einen wirklichen Platz in der Entwicklung anzuweisen, wie er dem Moralischen immerhin zugewiesen wird. Nun bleibt es ja dabei, daß wir trotzdem das Schöne zu genießen fortfahren können. Versetzen wir uns aber in die Lage des Künstlers, der einem ihm vorschwebenden Ideal mit allen Kräften seiner Seele nachstrebt, oder in die des Genießenden, der durch das Schöne über die gemeine Wirklichkeit erhoben wird, so ist klar, daß sie in der Illusion eines wirklich und objektiv Schönen befangen sind, und daß ihnen das Beste genommen wird, wenn es sie zu überreden gelingt, daß es sich nur um zufällige Nebenwirkungen psychischer Prozesse handelt, und daß diesen eine wirkliche Bedeutung in der wirklichen Welt überhaupt nicht zukommt.

Aber auch die Vernunft fährt schließlich nicht besser. Daß wir sie so hoch, ja über alles zu schätzen pflegen, ist näher besehn eine ungereimte Uebertreibung. Denn davon, daß alles in der Vernunft seinen Ursprung hat, kann ja unter naturalistischen Voraussetzungen selbstverständlich keine Rede sein. Und wenn zunächst

ein Ersatz hierfür in dem Anderen geboten zu sein scheint, daß die Vernunft als das Produkt der Weltentwicklung zu stehen kommt, so zeigt sich doch alsbald, eine wie unbedeutende Rolle sie überhaupt im Ganzen spielt. Viel besser als die Vernunft dient der Instinkt den Zwecken der Lebenserhaltung. Und auch wir Menschen sind in der Hauptsache besser daran, wenn sich mit Hülfe der Vernunft eine feste Gewöhnung gebildet hat, die nun ohne besondere Aufmerksamkeit funktionirt. Die Vernunft scheint deshalb nur ein vorübergehendes Hülfsmittel zu sein, das sich selbst wieder überflüssig macht. Denken wir uns, daß die Zukunft uns wirklich, wie einige (Spencer) in Aussicht stellen, eine vollkommene Anpassung an alle Lebensbedingungen bringt, wird nicht damit auch die Vernunft ausgespielt haben und der allgemeine Idiotismus das Ende sein?

In solchen Erörterungen, die hier nur angedeutet werden können, sucht Balfour zum Bewußtsein zu bringen, daß ein schneidender Widerspruch besteht zwischen der theoretischen Welterklärung, die der Naturalismus uns bietet, und den praktischen Gefühlen, in denen wir den Werth unseres Daseins erfahren und empfinden. Die Frage ist, ob beides auf die Dauer neben einander bestehen wird und kann.

Gewiß muß nun da in Rechnung gezogen werden, daß die meisten Menschen auf nichts weniger bedacht sind, als auf eine logische Ausgleichung und Ineinssetzung aller der Gedanken, in denen sie leben. Und das ist eine sehr wohlthätige Einrichtung. Vielleicht, wenn es einmal nothwendig würde, alle Konsequenzen dessen zu ziehn, was in einem Menschen lebt, wozu der Ansatz in ihm da ist, vielleicht, daß es dann in den meisten Fällen mit der Möglichkeit des Lebens aus wäre. Dürfen wir denn aber nicht sagen, daß ein solches Nebeneinander von Gedanken und Gefühlen, die sich eigentlich ausschließen, die normale geistige Verfassung der Menschen ist? Haben nicht diejenigen Recht, die sich um Konsequenz und Uebereinstimmung nicht weiter kümmern? die sich die naturalistische Weltanschauung gefallen lassen, weil sie, wie man annimmt, uns durch die Wissenschaft aufgedrängt wird, daneben aber ihrer Erziehung entsprechend das Moralische pflegen und das Schöne genießen, auch den Werth der Vernunft preisen, ohne sich im mindesten durch das irre machen zu lassen, was ihnen der Naturalismus über den wahren Ursprung aller dieser Gefühle sagt?

Noch etwas Anderes muß im selben Sinn genannt werden.

Es ist nicht etwa bloß die große Masse der Menschen, die sich bei dem Nebeneinander beruhigt und wohl fühlt, während die geistig Lebendigen und Geweckten Einheit in ihre Ueberzeugungen zu bringen bemüht sind. Wir finden vielmehr, daß es geistig hervorragende Vertreter des Naturalismus giebt, die daneben die oben geschilderte moralische Haltung theilen, vielleicht sich in sittlicher Beziehung vor vielen andern, die nicht Naturalisten sind, auszeichnen, ästhetische Kenner ersten Ranges sind, die Kunst fördern und an der Ueberordnung der Vernunft über alles bloß Materielle oder Instinktive gar nicht zweifeln. Liegt denn nicht darin der entscheidende Beweis dafür, daß jenes Nebeneinander des theoretischen Naturalismus und praktischen Idealismus sehr wohl bleibend durchführbar ist, und daß wir von einem allmählichen Durchdringen der naturalistischen Weltanschauung keine Beeinträchtigung unserer Ideale und Werthgefühle zu befürchten haben? Es ist eine lange Gewöhnung, in der diese praktischen Werthe mit einer idealistischen Weltanschauung verbunden und verschmolzen worden sind. Daher stammt das Vorurtheil, als gehöre beides innerlich und nothwendig zusammen. Allmählich wird dieser Zusammenhang im Bewußtsein der Menschen gelockert werden. Und dann wird sich die völlige Vereinbarkeit der vom Naturalismus vertretenen „Wahrheit“ mit der Hochhaltung aller moralischen, ästhetischen, geistigen Werthe herausstellen.

Das klingt freilich scheinbar, ist aber doch von Grund aus falsch. Zwar soll, was zunächst das Letztgenannte betrifft, die Thatsache selbst nicht in Abrede gestellt werden. Es ist gewiß nicht bloß möglich, sondern es ist oft genug wirklich so, daß theoretische Vertreter des Naturalismus in praktischer Beziehung alle Hochachtung verdienen. Es wäre thörichte Anmaßung und Selbstüberschätzung, wenn wir Gegner des Naturalismus das bestreiten wollten. Aber es folgt nicht daraus, was man daraus zu folgern liebt. Das verdeutlicht Balfour durch ein Gleichniß. Der Parasit, der in einem andern höheren Organismus existirt, braucht weder Augen noch Ohren noch Beine um zu leben. Wie aber, wenn man folgern wollte, daß auch der Organismus, in dem er sein Dasein hat, alles dessen zum Leben nicht benöthige? Der Irrthum, der in diesem Schluß steckt, liegt auf der Hand. Aber so wenig man einen solchen Schluß ziehen darf, so wenig darf man folgern, daß, weil in vielen einzelnen ein Nebeneinander von theoretischem Naturalismus und praktischem Idealismus möglich ist, auch die Gesellschaft, die Ge-

sammtheit auf die Dauer einer Uebereinstimmung zwischen der theoretischen Weltauffassung und der praktischen Lebenshaltung entrathen könne.

Dieser Vergleich ist etwas grob, trifft aber den Kern der Sache. Der große Irrthum, der noch so weit verbreitet ist, ist der, daß man meint, die Nöthigungen und nothwendigen Zusammenhänge des geistig-geschichtlichen Lebens an einzelnen Beispielen studiren zu können. Wenn ich recht urtheile, ist das aus einer irrigen Uebertragung naturwissenschaftlicher Methoden auf die Erforschung des geistigen Lebens und seiner Zusammenhänge zu erklären. Im Naturerkennen läßt sich, was in einem Fall erkannt und durch ein Experiment erprobt worden ist, auf alle ähnlichen Fälle anwenden. Denn unsere Erkenntnißabsicht ist da lediglich auf das Wiederkehrende, sich gleich Bleibende gerichtet. Ganz anders verhält es sich mit der Erkenntniß des geistigen Lebens, weil hier im Objekt des Erkennens der Willkür ein Spielraum bleibt, was bei der Naturerkenntniß ausgeschlossen ist. Ich meine, man müsse es daher als Regel aussprechen, daß sich die Zusammenhänge im geistig-geschichtlichen Leben nicht am einzelnen Fall, auch nicht an einer Häufung einzelner Fälle feststellen lassen, sondern nur an dem, was sich im Leben der Gesammtheit allmählich durchsetzt.

Sehen wir nun unsere Frage unter diesem Gesichtspunkte an, dann zeigt sie sich in einem ganz andern Licht. Es fragt sich nicht, wie viele einzelne es mit jenem oft erwähnten Nebeneinander auszuhalten vermögen, sondern das ist die Frage, ob es denkbar ist, daß es sich in der Gesammtheit und auf die Dauer behaupten kann. Wer weiß denn, was bei jenen einzelnen alles für Einflüsse im Spiel gewesen sind? Sie stammen vielleicht aus Familien, in denen jene praktischen Dispositionen sich in einer ganzen Folge von Geschlechtern entwickelt und befestigt haben. Oder sie selbst waren in ihrer praktischen Gesammthaltung längst fertige Charaktere, ehe sie von der Wahrheit des theoretischen Naturalismus sich überzeugen zu müssen meinten. M. a. W. diese einzelnen Fälle erklären sich aus dem Zusammenwirken von Faktoren, unter denen der wichtigste jedenfalls die Herrschaft einer idealistischen Weltanschauung und der ihr entsprechenden praktischen Werthgefühle gewesen ist. Man wird sie nicht gegen die Behauptung ins Feld führen dürfen, daß im Großen und Ganzen doch ein nothwendiger Zusammenhang zwischen theoretischer Weltbetrachtung und praktischer Lebensführung waltet und sich durchsetzt.

Wer da meint, daß der Naturalismus unbeschadet der Güter, an die wir den Werth unseres geistigen Lebens geknüpft wissen, zur allgemeinen Herrschaft gelangen könne, der muß diese Herrschaft als eine wirklich durchgeführte denken. So also, daß alle von ihrer ersten Jugend an demgemäß unterwiesen und erzogen werden. Man mag dann daneben eben so eifrig auf die Ausbildung der praktischen Werthgefühle bedacht sein — wer hat den Muth zu behaupten, daß beides mit einander sich fröhlich entwickeln wird? Wer wird es nicht für das Wahrscheinlichere erklären, ja ich würde sagen, wem drängt es sich nicht als Gewißheit auf, daß alsbald das eine oder das andere würde weichen müssen? Und wenn dann der Naturalismus die Wahrheit ist, der wir auf die Dauer nicht entrinnen können, dann wird es um alle jene Gefühle geschehen sein, in denen wir den Werth unseres persönlichen Lebens erfahren.

Wiederum, wenn es dahin kommt, daß die Ideale verschwinden und die Gefühle, die sich damit verbinden, aufhören — wird ein Volk, wird eine bestimmte Gesellschaft dann auch nur auf die Dauer zu existiren fortfahren? Ist nicht Physisches und Sittliches, äußere Existenz und innere geistige Spannkraft des Lebens so aneinandergeknüpft, daß das menschliche Leben selbst von der Herrschaft irgend welcher Ideale in der Gesammtheit abhängig ist? Jedenfalls ist der Versuch, ohne sie auszukommen, bisher noch nicht gemacht worden. Auf jeder Entwicklungsstufe der menschlichen Gesellschaft finden wir sie von den dieser Stufe entsprechenden Ideen bestimmt und belebt, eine auf den Naturalismus gestellte Form des menschlichen Zusammenlebens hat es noch nie gegeben. Und das Wahrscheinlichere ist doch wohl, daß es das nicht geben kann. Mir wenigstens ist nicht zweifelhaft, daß es sich so verhält. Darin aber liegt etwas wie eine indirekte schlagende Widerlegung, wenn eine Theorie uns raubt, was um des Lebens willen nothwendig ist.

Wenn ein Mensch sich in eine Philosophie einspinnt, die ihn mit den Thatsachen des wirklichen Lebens in Widerspruch bringt, wie z. B. in einen durchgeführten Soliphismus, so wird es nicht möglich sein, ihn theoretisch zu widerlegen. Zieht er aber die praktische Konsequenz, es einmal ohne Nahrung zu versuchen, so wird er sich bald durch den Hunger und äußersten Falls durch den Tod thatsächlich widerlegt sehn. Wer sich allem, was Sitte und Sittlichkeit heißt, skeptisch gegenüberstellt, dem ist mit Gründen nicht beizukommen. Handelt er aber danach, so

macht ihn die Gesellschaft unschädlich. Im Großen wird nicht anders mit uns verfahren werden. Kommt es auf den Naturalismus hinaus, und tödtet dieser wie er muß, wenn auch langsam und allmählich, die praktischen Werthgefühle in uns, so wird menschliche Sitte und Gesittung zerfallen und der Theil der Menschheit, der diesen Weg geht, zu Grunde gehn.

Freilich ist mit alle dem nun nicht gesagt, daß der Naturalismus nicht trotzdem die Wahrheit sein kann. Man müßte sich eben dabei beruhigen, daß das menschliche Leben von Illusionen abhängt, man müßte sich klar machen, daß die Theile der Menschheit, die sich darüber erheben und zur „reinen Wahrheit" durchdringen, eben deshalb zum Untergang reif sind. Auch Balfour meint nicht, daß solche Erwägungen wie die eben vorgetragenen die eigentlich entscheidenden sind. Wohl aber stellt er sie voran, um der Kritik des Naturalismus, in der ihm die Entscheidung zu liegen scheint, Gehör zu verschaffen. Und das leuchtet ein, daß mit diesen Betrachtungen ein Gegengewicht gegen das Vorurtheil geschaffen wird, das viele für den Naturalismus an die Untersuchung heranbringen. Denn es wird wenig Menschen geben, die nicht, wenn sie sich wirklich überzeugt haben, daß der Naturalismus mit unseren praktischen Werthgefühlen unvereinbar ist, daraus einen Grund gegen diese Weltanschauung entnehmen werden. Die überzeugten Naturalisten treten ja deshalb so eifrig für die Möglichkeit des Nebeneinander ein. Damit bezeugen auch sie, daß die Widerlegung dieser Möglichkeit gegen den Naturalismus ins Gewicht fallen würde. Folglich ist es in der That eine nicht aus den Augen zu verlierende Frage, wie es sich damit verhält. Und wenn es auch nicht entscheidet, so fällt es doch sehr ins Gewicht, was uns hier so eindringlich vorgeführt wird, daß der Naturalismus, wenn er wirklich zur Herrschaft kommt, den praktischen Idealismus vernichten muß.

III.

Aber worin liegt denn die Entscheidung über Wahrheit und Unwahrheit des Naturalismus? Fragen wir die Vertreter dieser Weltanschauung selber nach ihrer Begründung, so werden wir von ihnen auf die gesicherten Resultate der Wissenschaft verwiesen. Und zwar ist es die Naturwissenschaft, die sie dabei im Sinn haben. Deren Resultate werden aber in irgend einer Weise allgemein und von allen anerkannt. Mithin wird das die entscheidende Frage sein, ob wirklich die Resultate der Wissenschaft uns zur Annahme des Naturalismus nöthigen oder wenigstens die Wahrheit

einer solchen Gesammtansicht als das Wahrscheinlichere erscheinen lassen. Die Widerlegung dieser Ansicht, der Nachweis, daß davon in Wahrheit keine Rede sein kann, ist das wichtigste Stück in den Erörterungen Balfours.

Ein Doppeltes ist es, was sie auszeichnet. Zunächst dies, daß er an seinem Theil nicht von irgendwelcher Metaphysik ausgeht, der er im Gegensatz zum Naturalismus das Wort reden möchte. Das erscheint mir deshalb als ein großer Verzug, weil die Frage, um die es sich handelt, dadurch klarer hervortritt, und ihre Verhandlung nicht von vorn herein mit andern streitigen Fragen verquickt wird. Andernfalls wird es stets den Anschein gewinnen, als stehe eben diese Metaphysik, die der Gegner des Naturalismus befürwortet, in Frage, und als sei alles, was sich gegen sie sagen läßt — was nicht wenig zu sein pflegt — ein Argument für den Naturalismus.

Dabei mag ganz außer Betracht bleiben, was es mit der Metaphysik auf sich hat, ob wir uns in der wissenschaftlichen Selbstbesinnung auf eine solche geführt sehn, ja sie zu suchen genöthigt werden, oder ob diejenigen Recht haben, die alles, was Metaphysik heißt, abweisen und verneinen. Das ist allmählich eine von den Fragen geworden, denen man besser aus dem Wege geht, zumal das Wort Metaphysik in so vielfach verschiedenem Sinn verstanden wird. Bleiben wir einfach bei dem, was auf der Hand liegt. Es ist bisher nicht gelungen, alle unsere Ansichten und Ueberzeugungen zu einer von allen oder auch nur von den wirklich Unterrichteten oder einer Mehrheit unter ihnen anerkannten Weise, zu einer Einheit zu vereinigen. Vielmehr gehen die Meinungen hierüber sehr weit aus einander, es ist immer nur eine Schule, eine vergleichsweise kleine Minderheit, die sich um eine bestimmte Fahne sammelt, sei es die Kants oder Hegels oder Herbarts oder wessen immer. Nehmen wir nun hinzu, daß die Menschen sich von jeher darum bemüht haben, eine solche Einheit zu konstruiren, erwägen wir, daß die erlauchtesten Geister dabei am Werk gewesen sind, so werden wir nicht die Zuversicht gewinnen, uns könne von heute auf morgen gelingen, was so oft und von so vielen vergeblich versucht worden ist. Aber dann werden wir auch geneigt sein, diese letzten Aufgaben zurückzustellen und erst zuletzt an sie heranzutreten. Wie immer wir daher über die Möglichkeit urtheilen, daß auf diesem Weg etwas zu erreichen sei oder nicht, so wird es sich jedenfalls empfehlen, die Kritik des Naturalismus un-

abhängig von jeder Metaphysik vorzunehmen. Und deshalb ist es ein Vorzug der Erörterungen Balfours, daß er in dieser Beziehung das Urtheil zurückhält und die Fragestellung nicht durch metaphysische Voraussetzungen bestimmen läßt.

Höher noch schlage ich das Andere an, daß er in der Prüfung der Wissenschaft und ihrer Ergebnisse wirklich auf den Grund geht und nicht auf halbem Wege stehn bleibt. Letzteres geschieht oft genug, wenn es nicht gar als die Regel bezeichnet werden muß. Man nimmt mit den wirklichen Ergebnissen der Wissenschaft deren naturalistische Deutung zur Hälfte mindestens unbesehen mit in den Kauf und sucht sich in dieser Form mit ihnen abzufinden, zeigt, daß aber die so verstandenen Sätze der Wissenschaft nun doch nicht das Ganze sind, und ordnet sie einem idealistischen Zusammenhang ein oder giebt ihnen wohl gar in der Theologie einen wenn auch bescheidenen supranaturalen Aufsatz. Damit wird jedoch nichts erreicht. So behält man den Feind im Herzen der eignen Stellung. Und diejenigen werden die Konsequenz und die Wahrheit für sich zu haben scheinen, welche die naturalistische Deutung durchführen und ganze Arbeit thun. Daß Balfours Kritik der Wissenschaft nicht in diesen Bahnen geht, daß seine Kritik sich nicht bloß gegen den ausgesprochenen, sondern auch gegen jenen halben verschämten Naturalismus kehrt, das erscheint mir als deren wesentlichster Vorzug.

Speziell auch unter dem Gesichtspunkte der Theologie oder des Christenthums angesehn, dürfte nur eine solche Kritik des Naturalismus genügen. Denn wenn man unter dem Christenthum nicht eine allgemeine religiöse Weltanschauung, sondern den bestimmten Glauben versteht, den uns die Geschichte trotz alles Wandels doch als eine durch die Jahrhunderte sich gleich bleibende Größe zeigt, so muß man sich klar machen, daß dieser Glaube sich so wenig mit dem halben Naturalismus unserer heutigen Naturwissenschaft wie mit dem unverhohlenen Materialismus verträgt. Es handelt sich da einfach um einen ausschließenden Gegensatz. Alle wohlmeinenden Versöhnungen dieses halben Naturalismus mit dem Glauben mögen dem einzelnen als Krücke und Nothbehelf sich nützlich erweisen, mit der Wahrheit bestehen sie nicht. Diesen Naturalismus anerkennen heißt faktisch die Segel streichen und das Christenthum aufgeben. Balfours Erörterungen sind wirklich apologetisch, weil sie sich gegen den Naturalismus in jeder Form richten, ihn im Prinzip verneinen und widerlegen.

Allerdings hat, wer diesen Weg betritt und mit seiner Kritik weder vor den Naturgesetzen, noch selbst vor der Majestät des Kausalitätsgesetzes Halt macht, ein solcher hat den Vorwurf des Skeptizismus zu fürchten. Aber das ist doch nichts als ein bequemes Abwehrmittel, mit dem sich einmal eingewurzelte Denkgewohnheiten erfolgreich gegen lästige Angriffe zu vertheidigen pflegen. Einer wirklich begründeten Kritik gegenüber werden derartige Waffen auf die Dauer nicht ausreichen.

Handelt es sich z. B. um das Kausalitätsgesetz, hat Jemand das doch wohl nicht frevelhafte Bedürfniß, sich Klarheit darüber zu verschaffen, was es mit diesem „Gesetz“ eigentlich auf sich hat, und kommt zu einem, wie man sagt, „skeptischen“ Resultat, dann ist es ungemein leicht, ihn zu widerlegen. Man belehre ihn nur darüber, was denn dieses Gesetz wirklich ist, so wird ihm der Mund alsbald gestopft sein. Aber seltsam genug — darauf verfällt Niemand unter den vielen Verehrern dieses Gesetzes. Statt dessen ziehen sie es vor, ob eines solchen Frevels die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen und über Skeptizismus zu klagen. Einstweilen sind sie auch des Beifalls der Mehrheit ohne weiteres gewiß, wenn und indem sie so urtheilen. Ob es aber auf die Dauer dabei sein Bewenden haben kann, dürfte fraglich sein. Denn es ist doch kein ungerechtfertigtes Verlangen, wenn man seine Analyse gemacht und die Resultate vorgelegt hat, nun eines besseren belehrt und nicht bloß gescholten zu werden. Und ich weiß nicht, ob nicht einmal die Einsicht auftauchen wird, daß das Ausbleiben der besseren Belehrung seinen guten Grund hat, und die Kritik das Feld behaupten muß, weil sie einfach die Wahrheit vertritt.

Mit diesem Vorwurf des Skeptizismus, der sich gegen die kritische Beurtheilung der naturalistischen Metaphysik unserer heutigen Vertreter der Naturwissenschaft kehrt, wird überhaupt nachgerade Mißbrauch getrieben. Wo steckt denn da eigentlich der Skeptizismus? Die Kritik wendet sich an die Vernunft und operirt mit guten Gründen der Vernunft, nichts liegt denen, die sie befürworten, ferner als ein grundsätzlicher Zweifel an der Wahrheit, kein gesichertes Wissen wird von ihnen in Abrede gestellt; es handelt sich lediglich um eine andere Auffassung und Beurtheilung der wissenschaftlichen Ergebnisse. Die mag falsch sein, so mögen die dafür vorgebrachten Gründe widerlegt und bessere Gründe für die kritisirte Deutung der Wissenschaft ins Feld geführt werden. Wer sich dem entzieht und statt dessen entrüstet über Skeptizismus schilt,

ficht mit bloßen Redensarten und unterliegt dem Verdacht, daß es mit den Gründen, die er zur Verfügung hat, übel bestellt ist.

Durch eine lange Gewöhnung des Denkens hat es früher den Anschein gehabt, als ob die Wahrheiten des religiösen Glaubens und der sittlichen Lebensanschauung an bestimmte Erkenntnißmethoden, an einen dogmatischen Gebrauch unserer gewöhnlichen Erkenntnißmittel geknüpft seien. Da erschien dann freilich jeder Angriff auf diese Erkenntnißmittel als etwas Abscheuliches, als eine Gefährdung der Heiligthümer der Menschheit, kurz als Skeptizismus im übelsten Sinn des Wortes. Man kann die Nachwirkung dessen noch bei Kant studiren. Der Nachweis des apriorischen Charakters unserer gewöhnlichen Erkenntnißformen gilt ihm als eine der Säulen, auf die er jene erhabenen Wahrheiten, um die es sich in aller Philosophie schließlich handelt, für immer neu begründet zu haben meint. Und der Zweifel daran ist auch ihm der Einsturz aller Wahrheit. Das ist nun zwar ein eigenthümlicher Eindruck, den es macht, den Urheber der kritischen Philosophie so reden zu hören. Es beweist aber, wie tief gewurzelt jene Gewöhnung war, daß selbst Kant unter ihrem Einfluß stand und einer daraus erwachsenden Stimmung Ausdruck gab. Eben diese Gewöhnung ist es, die noch heute in dem Urtheil derer nachwirkt, die sich die Kritik ihrer Vorurtheile vom Leibe halten, indem sie über Skeptizismus klagen.

Seltsam genug sieht diese Nachwirkung freilich aus. Denn die Einsicht ist doch heute ziemlich allgemein verbreitet, daß die sittlichen und religiösen Wahrheiten relativ in sich selbst begründet sind und nicht von der Erkenntnißmethode der theoretischen Forschung abhängen. Mithin laufen sie auch nicht Gefahr, durch eine Kritik dieser erschüttert zu werden; wenigstens scheinen sie keineswegs mehr an die Haltbarkeit einer einzigen, der eingebürgerten, Methode geknüpft zu sein. Andererseits haben die Vertreter der Naturwissenschaft, die in ihr den Quell aller Wahrheit erblicken, zumeist jedes Interesse, wenn nicht an Religion und Moral überhaupt, so doch an deren Begründung im Dogma, sei es der natürlichen oder der offenbarten Religion, verloren. Und so sind wir denn zu dieser Umkehr der ursprünglichen Anschauung gekommen, aus der jene Gewöhnung hervorging, bestimmte Erkenntnißformen heilig zu halten, daß es nämlich gar nicht für verwerflichen Skeptizismus gilt, Gott und die Ewigkeit zu leugnen — im Gegentheil, das erscheint Vielen als Kennzeichen eines starken, freien, wissenschaftlichen Geistes — daß aber die Kritik, die an der mehr oder weniger naturalistischen

Ausdeutung und Ausbeutung der naturwissenschaftlichen Ergebnisse geübt wird, als ein skeptischer Angriff auf die höchsten Güter der Menschheit betrachtet wird.

Als Anselm einst mit seinem Kritiker Roscellin im Streit lag, der seiner spekulativen Denkweise nüchterne und, wie uns heute scheint, sehr wohl begründete Bedenken entgegenhielt, da schalt er ihn einen „Häretiker der Dialektik“. Das mag Manchem heute als eine seltsame Verirrung der Gedanken vorkommen. Denn gilt wohl in der Dialektik, in der Philosophie etwas andres als die guten Gründe, die jeder für seine Behauptung vorzubringen hat? Und doch — sind wir wirklich über jene Urtheilsweise Anselms hinaus? Nach meiner Erfahrung stecken wir so tief darin wie je, und sind es ähnliche Empfindungen wie die Anselms, die vielfach das Urtheil bestimmen — nur freilich ohne den großen Hintergrund des kirchlichen Dogmas, auf dem uns Anselms Urtheil immerhin verständlich wird. Was uns noth thut, ist ein fester Griff in die sich zu Gunsten des Naturalismus verdichtenden Vorurtheile des landläufigen Denkens. Und deshalb scheint es mir ein wesentlicher Vorzug an den Erörterungen Balfours zu sein, daß sie ein solcher fester Griff sind, daß sie den Punkt treffen, um den es sich handelt, die falsche Deutung der wissenschaftlichen Ergebnisse, auf der der ganze wie der halbe Naturalismus beruht.

Was nun die Durchführung im Einzelnen betrifft, so stellt Balfour eine Betrachtung voran, die den Widerspruch hervorhebt, in welchem sich, wie er meint, die empiristische Methode des Naturalismus mit den doch eben mittelst derselben Methode gewonnenen Resultaten der Physiologie der Sinneswahrnehmung befindet. Alles, was uns nicht durch die Sinne aufgenöthigt wird, sollen wir nicht für wirklich halten dürfen; auf diesen Ausgangspunkt als den allein zuverlässigen führt sich nach den Grundsätzen des Empirismus alle unsere gesicherte Erkenntniß zurück. Aber dann stellt sich heraus, daß eben dieser Ausgangspunkt, die Sinneswahrnehmung, in den allerwesentlichsten Beziehungen nicht etwa nur den Irrthum nicht ausschließt, sondern nothwendig Täuschungen einschließt. Wie ist es nun möglich, auf jene Thatsache die gesammte Erkenntniß zu gründen und dann im Zusammenhang dieser Erkenntniß, beiläufig gewissermaßen, zur Sprache zu bringen, daß es mit diesem Ausgangspunkt alles Wissens so übel bestellt ist? Ist das nicht ein innerer Widerspruch, an dem die ganze Anschauung krankt? Wird sie nicht allein dadurch schon widerlegt und aufgehoben?

Wie gesagt, Balfour stellt diese Betrachtung voran und scheint in seiner Kritik des Naturalismus auf sie das eigentlich entscheidende Gewicht zu legen. Verhält es sich wirklich so — nicht ausgeschlossen, wenn auch wenig wahrscheinlich scheint mir, daß es sich dabei ebenso wie bei der Voranstellung der Betrachtung über die Werthgefühle um taktische Zwecke handelt, darum, eine einleuchtende und anerkannte Thatsache, die die zu bekämpfenden Vorurtheile vorläufig erschüttern kann, allererst und nachdrücklich zu betonen — verhält es sich jedoch wirklich so, daß Balfour diese Erwägung für ausschlaggebend hält, so vermag ich ihm darin nicht zu folgen. Ja, wenn es sich um einen dogmatischen Naturalismus handelte, um eine naive Anschauung, nach welcher die Welt um uns her beim Erkennen so wie sie ist nur so in uns hineinspaziert, dann wäre jenes aus der Physiologie der Sinneswahrnehmung entnommene Argument wohl vernichtend. Wir haben es aber doch heute mit einem philosophisch geschulten Naturalismus zu thun, der selbst dergleichen Erwägungen, daß all unser Erkennen relativ und subjektiv bedingt bleibt, in sich aufgenommen hat. Und der dürfte durch jenes Argument nicht aus dem Felde zu schlagen sein.

Es ließe sich in dessen Sinn vielmehr erwidern, daß die Unerkennbarkeit des eigentlich und zuletzt Wirklichen freilich vorbehalten bleibe. Wir wüßten schließlich weder, was das Subjekt noch was das Objekt sei, und könnten auch niemals so weit kommen, darüber Auskunft zu erlangen. Innerhalb dieser Schranken aber hätten wir ein gesichertes Wissen. Und mit diesem allein möglichen Wissen, das uns als verständige Menschen allein interessiren könne, habe es die Bewandtniß, daß es sich zu der Gesammtanschauung zusammenfassen lasse, die die Gegner als Naturalismus bezeichneten. Von einer andern Erkenntniß als der so begründeten zu reden, sei Phantasterei, was für Wissen gelten solle, müsse sich diesem Maß der Wahrheit unterordnen; der religiöse Glaube entstehe in der Befriedigung gewisser praktischer Bedürfnisse, sei insofern ganz verständlich und denen nachzusehn, die diese Bedürfnisse hätten, aber er dürfe niemals mit jenem eigentlichen und wirklichen Wissen in eine Linie gestellt oder dieses gar durch die Vermischung mit ihm verdorben werden. So stehe die Sache, und an der werde durch die Lehren der Physiologie der Sinneswahrnehmung nichts geändert. Diese zeigten uns nur, wie gewisse Vorgänge in der Welt der organischen Lebewesen zu Stande kämen und seien ein Theil jenes gesicherten wenn auch relativen Wissens, das wir besäßen. Es sei

unzutreffend, wenn Balfour, was sich so über diese Vorgänge, sofern sie wie alles Wirkliche Objekt des Erkennens seien, ausmachen lasse, in das Subjekt des Erkennens übertrage und den Schein wecke, als sei damit die gesammte Erkenntniß, die wir besäßen, über den Haufen geworfen. In Wahrheit ergebe sich aus der Anwendung dieser relativ spät erworbenen Einsicht auf das Subjekt des Erkennens nur eine nachdrückliche Erinnerung an den von vorn herein vorbehaltenen bedingten Charakter alles unsres Wissens. Nicht im mindesten werde aber dadurch erschüttert, daß die Ergebnisse der Wissenschaft zu einem solchen Weltbild führten, wie es der Naturalismus darstelle, daß es Thorheit sei, von einem andern Wissen als diesem reden zu wollen, und daß für die Nebenordnung des religiösen Glaubens neben dieses Wissen jeder Rechtstitel fehle.

So etwa meine ich ließe sich vom naturalistischen Standpunkt auf dieses Argument erwidern. Ich glaube deshalb nicht, daß es irgendwie entscheidend ins Gewicht fällt. Nicht jede Bedeutung soll ihm damit abgesprochen werden. Wir haben es nicht bloß mit den philosophisch geschulten Vertretern des Naturalismus zu thun, sondern diese Denkweise ist, wie öfter erwähnt, in die Menge eingedrungen, der jede philosophische Schulung ferne liegt. Und da mag ein Hinweis auf das, was die Physiologie der Sinneswahrnehmung uns lehrt, wohl dazu dienen, stutzig zu machen und eine Ahnung davon zu wecken, daß die Dinge doch nicht so einfach sind, wie sie sich im Kopfe eines wenig unterrichteten Nachbeters moderner naturalistischer Weisheit spiegeln mögen. Aber für die prinzipielle Kontroverse scheinen mir diese Thatsachen nicht weiter groß in Betracht zu kommen.

Ganz anders verhält es sich mit den Erwägungen, die Balfour weiterhin vorträgt, um zu zeigen, daß die moralischen und theologischen (wir würden sagen: religiösen) Erkenntnisse ebenso gut begründet sind wie die der Naturwissenschaft. In diesem Zusammenhang hebt er die Thatsachen hervor, die es Jedem, der sie einmal erfaßt hat, unmöglich erscheinen lassen müssen, die naturalistische Weltanschauung anzunehmen.

Zunächst schon kommt zur Sprache, daß die vom Naturalismus angenommene oder vorausgesetzte Gleichförmigkeit (uniformity) der Erscheinungen in Wahrheit nicht vorhanden ist. Kein Ding und kein Vorgang ist dem andern wirklich vollkommen gleich, selbst nicht bei einem noch so sorgfältig angestellten Experiment, bei

dem wir die Bedingungen des Vorgangs in der Hand haben und dem Forschungszweck entsprechend gestalten, läßt sich absolute Gleichheit erreichen. Natürlich ist das nicht als Einwand dagegen gemeint, daß die wissenschaftliche Forschung diese Voraussetzung macht und dem entsprechend verfährt. Die Erfolge rechtfertigen ihr Verfahren. Wohl aber dient dieser Umstand dazu, zu zeigen, welch ein ungeheurer Irrthum es ist, zu meinen, daß die wissenschaftlichen Theorien ein wirkliches, wenn auch in gewisse Schranken gebanntes, Abbild einer uns umgebenden objektiven Welt sind. Nein, wir sind weit davon entfernt, auf diesem Weg eine vollkommene Erkenntniß zu erreichen, vielmehr bleibt ein großer Abstand zwischen dem Ideal, das uns gegebene Wirkliche vollkommen so inne zu werden, wie es uns gegeben ist, und dem uns möglichen Erkennen, das sich in allgemeinen Begriffen und Urtheilen bewegt. Diesem ist es von vorn herein eingeboren, was in den allgemeinen Theorien und in ihrer geschichtlichen Entwicklung deutlich genug hervortritt, daß die Willkür oder vielleicht besser die Kunst der Menschen der eine und nicht unwesentliche Faktor in der Gestaltung dieser Netze und Gewebe ist, mit denen wir das Wirkliche, indem wir es zum Objekt unserer Erkenntniß machen, durchziehen und umweben.

Aber was veranlaßt die Menschen denn zu dieser Thätigkeit? was treibt sie rastlos vorwärts auf dem einmal eingeschlagenen Wege? worin haben wir daher den eigentlich treibenden Beweggrund des großen, durch die Jahrhunderte reichenden, fortschreitenden Erkenntnißprozesses zu erblicken? Balfour antwortet: in den praktischen Bedürfnissen (partical needs) der Menschen. Und das scheint mir das eigentlich entscheidende Wort in seiner Kritik des Naturalismus zu sein. An diesem Punkt wird die Schlacht geschlagen, verloren oder gewonnen. Auch er selbst legt darauf das größte Gewicht. Denn von hier aus ergiebt sich ihm die Schlußfolgerung, auf die es ihm ankommt. Sie lautet dahin, daß es folglich keinen wesentlichen Unterschied zwischen den ethischen und theologischen Sätzen einerseits, den naturwissenschaftlichen andrerseits giebt, daß es sich im einen wie im andern Fall um Wahrheiten handelt, die sich uns im Zusammenhang mit bestimmten praktischen Bedürfnissen ergeben. Demnach ist es aber im Prinzip falsch, den einen vor den andern einen wesentlichen Vorzug zuzuerkennen, den moralischen und den religiösen Glauben zu verwerfen, weil sie sich nicht einem aus der Naturwissenschaft entnommenen Maß der Wahrheit unterwerfen lassen. Wer dies thut, wie es in der naturalistischen

Deutung der naturwissenschaftlichen Ergebnisse geschieht, begeht vielmehr einen groben und deutlich erkennbaren Fehler.

Hiergegen wird eingewandt werden, daß sich aber doch ein Unterschied aufdränge, der nicht übersehn werden könne. Der nämlich, daß in dem auf die Sinne gegründeten Erkennen ein gewisser Zwang waltet, dem sich Niemand entzieht, während Moral und Religion Sache der inneren Freiheit bleiben, die daraus sich ergebende Erkenntniß je nachdem angenommen oder abgelehnt werden kann. Balfour meint jedoch, diesen Unterschied auf die Verschiedenheit der jedes Mal zu Grunde liegenden praktischen Bedürfnisse zurückführen zu können. Beim Naturerkennen handelt es sich um das, dem sich Niemand entzieht, weil es um des Leben willen nothwendig ist. Von Anfang an nnd bei allen ist daher die Nöthigung zu diesem Erkennen vorhanden gewesen, durch eine viele Jahrtausende währende Entwicklung sind die entsprechenden Dispositionen und Erkenntnißformen geprägt, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt worden. Da ist es nicht zu verwundern, daß sie wie zur Natur des Geistes geworden sind, und daß ein Zwang in ihnen erfahren wird. Die anderen Bedürfnisse sind höherer, feinerer Art, von jeher immer zugleich Sache der inneren Freiheit, weshalb sich sie betreffend etwas Aehnliches nicht entwickelt hat.

Nun weiß ich nicht, ob diese Erklärung genügt. Mir scheint doch dem Umstand Bedeutung zuzukommen, daß die Objekte des Erkennens je in verschiedener Weise gegeben sind. Ueberhaupt wird von Balfour meines Bedünkens über dem Nachweis, daß die moralische und theologische Erkenntniß der übrigen Erkenntniß gleichsteht, zu sehr übersehn, daß unser gesammtes Erkennen daneben ein in sich differenzirtes ist, daß die Art eine andere ist, wie in den verschiedenen Fällen das Erkennen mit dem praktischen Bedürfniß zusammenhängt. Auch möchte ich zur Ergänzung darauf hingewiesen wissen, daß gerade im Naturerkennen eine nie ganz zu überwindende Täuschung liegt, die aus dem unwillkürlichen Hang erwächst, unsre innere Erfahrung in die Natur hineinzutragen, wenn wir uns in ihr die einheitlichen Dinge, die Wirkungen, die von ihnen ausgehn, und die Gesetze, denen sie unterworfen sind, vorstellen. Aber alle solche Erwägungen stelle ich zurück. Ebensowenig führe ich weiter aus, was sich sonst an trefflichen Gedanken über das hier besprochene Thema in Balfours Buch findet, oder welche Bedenken ich gegen manches Einzelne vorzubringen hätte. Ich beschränke mich darauf, den Hauptgedanken

hervorzuheben, in dem die Bedeutung seiner Erörterungen liegt.

Und das ist eben der, daß, wenn wir das Erkennen, auf das sich der Naturalismus stützt, näher untersuchen, sich herausstellt, daß wir in dessen Ergebnissen nicht etwa ein, wenn auch bedingtes, so doch gesichertes Wissen von der uns gegebenen Wirklichkeit vor uns haben, sondern ein kunstvolles Produkt des menschlichen Geistes, das er unter wesentlich praktischen Antrieben aus dem ihm gegebenen Rohstoff aufgebaut hat. Dadurch verlieren dieses Wissen und die Wissenschaft, der wir es verdanken, nicht das Mindeste von ihrem Werth oder ihrer Bedeutung für uns. Aber dem Wahn muß freilich entsagt werden, als hätten wir in diesem Wissen die Wahrheit, und als müßte nach diesem Wissen bemessen werden, was überhaupt für Wahrheit gelten darf und was nicht. Vielmehr werden wir, wenn wir die Wahrheit suchen und den höchsten Sinn alles Wirklichen zu ermitteln streben, vor allem auch der Moral und der Religion Gehör zu geben haben. Gewiß wird auch das Naturerkennen in dem Ganzen aller Erkenntniß, wenn wir jemals ein solches erreichen, seinen Platz finden müssen, aber nicht als das herrschende Element, sondern als eins neben andern. Und wenn nicht alles trügt, wird es immerhin ein untergeordnetes Element bleiben müssen, da über das Ganze der Erkenntniß nur die Ideen werden entscheiden können, an denen wir in unserer inneren Erfahrung den höchsten Sinn des menschlichen und alles Daseins überhaupt inne werden.

Jedenfalls, man mag nun zustimmen oder nicht, in dem hier abgesteckten Gebiet oder in der hier vorgeführten Fragestellung wird über die Berechtigung des Naturalismus, des halben wie des ganzen, entschieden werden. Entweder es ist so, wie auch Balfour zeigt, daß die Ergebnisse der Wissenschaft, streng geprüft und bis auf den Grund untersucht, sich als unfähig erweisen, den Bau der Weltanschauung zu tragen — dann sehen wir uns, um zu einer solchen zu gelangen, an andere Quellen als an die sogenannte exakte Wissenschaft gewiesen, und die echte Philosophie, die stets idealistisch gewesen ist und spekulativen Flug gehabt hat, behauptet das Feld. Oder die Sätze der Wissenschaft sind, was sie dem naiven Verstand zu sein scheinen, die einzige sichere Auskunft über das Wirkliche, die uns zu Gebote steht — dann stellt sich die naturalistische Deutung von selber ein, Moral aber und Religion müssen dem Druck des Naturalismus weichen. Vor einem Ent-

weder — oder sage ich. In Wahrheit ist es kein solches. Denn wer nur die Augen aufmacht und zu philosophischer Besinnung gelangt, kann nicht in Zweifel darüber bleiben, wie in dieser Frage entschieden werden muß. Nur die berückenden Erfolge der modernen Naturwissenschaft machen es verständlich, daß so viele auch unter unseren einsichtigen Zeitgenossen der Täuschung des Naturalismus so oder so, ganz oder halb erliegen. Die Zeit der Selbstbesinnung, in der diese Täuschung allgemeiner erkannt werden wird, kann nicht ausbleiben. Vielleicht trägt das Buch von Balfour dazu bei, sie vorzubereiten.

IV.

Aber noch einen dritten Gedanken wollte ich aus diesem Buch hervorheben. Er betrifft den Einfluß, den Autorität und Ueberlieferung auf den Einzelnen, auf sein Urtheil und seine Weltanschauung ausüben. Davon, daß dem so ist, und daß auch die weit verbreitete Herrschaft des Naturalismus nicht zuletzt auf diesen Umstand zurückgeführt werden muß, war zu Anfang schon die Rede. Aber dies ist nun ein Thema, über das sich Balfour in einem besonderen Abschnitt eingehend ausspricht. Und daran darf ich nicht vorübergehn, wenn ich das Charakteristische und Bemerkenswerthe in seinen Untersuchungen hervorheben will.

Er wirft die Frage auf, welche Ursachen der Glaube hat, d. h. wodurch bei den meisten, ja vielleicht bei allen Menschen Urtheil und Anschauung vorwiegend bestimmt wird? Denken wir uns einen Beobachter der menschlichen Dinge, der, selbst ihrem Gewirre entrückt, etwa von einem andern Stern aus auf sie herabsieht, denken wir uns, daß ein solcher ihren Zusammenhang untersucht und festzustellen sich bemüht, woher in der Regel das stammt, was die Einzelnen als ihre Ansicht vortragen, als ihre Ueberzeugung bekennen — was wird das Resultat sein? Voraussichtlich dies, daß die Vernunft d. h. die bewußte Ueberlegung, Prüfung und Entscheidung (reason im Sinne von reasoning) einen sehr bescheidenen Platz unter den Ursachen des Glaubens einnimmt. Die eigentlich bestimmende Macht ist das, was Balfour authority oder vielleicht zutreffender das psychologische Klima, die geistige Atmosphäre nennt. In einem solchen Klima erwächst und entwickelt sich der einzelne, dieses wirkt bleibend auf ihn ein, in tausenderlei Weise macht es sich täglich geltend — hier liegen die fruchtbarsten Quellen seiner Meinungen und Ueberzeugungen. Das würde sich

unwiderleglich herausstellen, wenn und wo wir diesen Zusammenhängen auf den Grund zu schauen vermöchten.

Mancherlei giebt es indessen, was uns über diesen Sachverhalt täuscht. Vor allem wohl der Umstand, daß die Vernunft ja auch am Zustandekommen unserer Ansichten betheiligt ist, und daß dieser Antheil der Vernunft daran der einzige ist, den wir kennen, der in unserem Bewußtsein lebt. So meinen wir denn, daß er auch der wichtigste und ausschlaggebende ist. Was es in Wahrheit damit auf sich hat, läßt sich am besten durch ein Gleichniß verdeutlichen. In der Entwicklung der Dampfmaschine gab es ein Stadium, in dem ein Knabe durch das Ziehen einer Leine eingreifen mußte, um den Dampf bei jeder Drehung der Maschine richtig in den Zylinder zu leiten. Sehr bald ist dann diese menschliche Mitwirkung durch eine mechanische Vorrichtung ersetzt worden. Wahrscheinlich hat aber der mit diesem Amt betraute Knabe, so lange die Einrichtung dauerte, seine Funktion für die wichtigste unter den mancherlei Ursachen gehalten, die beim Betrieb der Dampfmaschinen zusammenwirkten, weil sie die einzige von der Vernunft geleitete war. Nicht anders verhält es sich mit der Täuschung, der wir erliegen, wenn wir die Vernunft für die eigentliche Quelle unserer Ansichten und Ueberzeugungen halten. In Wahrheit spielt sie bei deren Zustandekommen nur eine untergeordnete Rolle.

Anderes wirkt in demselben Sinn. Unwillkürlich verstehen wir, wenn wir Vernunft und Autorität zusammenstellen, die Vernunft im Sinn der wahren Vernunft und haben dann den Eindruck, daß sie allein entscheiden dürfe. Aber das bringt die Frage nur in Verwirrung. Mit demselben Recht müßten wir dann die Autorität als legitime Autorität verstehen. Damit kämen wir aber auf ein ganz anderes Gebiet. Es handelt sich hier nur um die Frage, wie es thatsächlich zugeht, wie weit thatsächlich der Einfluß der subjektiven Vernunft in den Einzelnen reicht. Und davon gilt eben, daß er so leicht und so gewöhnlich stark überschätzt wird.

Tiefer greift, daß wir und zwar legitimer Weise von dem uneingeschränkten Recht der Vernunft überzeugt sind. Wenn es sich nun um andere handelt, um allgemeine Verhältnisse welcher Art immer, dann sehen wir wohl, wie die Dinge liegen, wie wenig die Vernunft da im Vergleich mit der Autorität bedeutet. Aber wenn wir die Anwendung auf uns selbst machen sollen, dann entziehen wir uns gern der nahe liegenden Folgerung. Und es ist nicht blos die persönliche Eitelkeit, die das bewirkt. Es ist jener Ein-

druck von dem Recht der Vernunft, der dabei zu Grunde liegt. Eben er bringt mit sich, daß die Autorität, wenn sie durch die Zeitverhältnisse erschüttert wird, ihre Zuflucht zu Vernunftgründen nimmt und sich auf diese stützt. Wo es denn oft genug geschieht, daß eine Zeit lang viel Wesens von irgend welchen Theorien gemacht wird, die erfunden worden sind, um die Autorität zu unterstützen, daß aber diese Theorien wieder vergessen werden, sobald die Erschütterung vorübergegangen und kein Bedarf mehr für eine solche Rechtfertigung vorhanden ist. Das zeigt uns deutlich genug, auf welcher Seite die bleibende Macht liegt. Gewiß, wir dürfen das Recht der Vernunft nicht bestreiten und einschränken wollen. Aber wir müssen uns gerade als vernünftige Menschen klar darüber werden, daß ihre Mitwirkung nur eine beschränkte ist.

Nehmen wir als Beispiel die Aufklärung oder den Rationalismus, die letzte große Fluthwelle in der Entwickelung des psychologischen Klimas. Auch der Rationalismus wirkt als intellektuelle Stimmung, als Autorität, nicht als ein Inbegriff vernünftiger Ueberlegung, daher auch von ihm Wirkungen ausgegangen sind, die mit dem Augenschein und deshalb doch wohl auch mit aller gesunden Vernunft in Widerspruch stehen. Als Beispiel nennt Balfour, daß man sich trotz des handgreiflichen Beweises mehrere Generationen hindurch den Erscheinungen des Mesmerismus gegenüber ablehnend verhalten hat. Daß man so gerade auch am Rationalismus die Art studiren kann, wie die Autorität, die geistige Atmosphäre wirkt, ist besonders interessant. Denn da ist ja gänzlich ausgeschlossen, daß es sich um Wirkungen handelt, bei denen der Einfluß der Vernunft in tendenziöser Weise niedergehalten wird.

Niederschlagend erscheint dies Resultat der Untersuchung freilich auf den ersten Blick. Denken wir aber näher nach, so finden wir bald, wie wohlthätig diese Ordnung der menschlichen Dinge ist, und wie ganz unmöglich das Gegentheil wäre. Ein Zustand der Dinge, in dem Jeder darauf angewiesen wäre, nur aus eigener vernünftiger Ueberlegung zu urtheilen und zu handeln, ist garnicht denkbar. Weder könnte es Gemeinschaft unter dieser Voraussetzung geben, noch auch würde der Einzelne in irgend welcher Weise geistig dabei gedeihen. Es soll daher zwar dabei bleiben, daß wir das uneingeschränkte Recht der vernünftigen Ueberlegung und eigenen Urtheils Jedem belassen und für uns selbst in Anspruch nehmen. Wir wollen aber daneben bedenken, daß es mit diesem Recht dieselbe Bewandtniß hat wie mit dem aller Einleger einer Bank, ihr Guthaben jeder

Zeit in blankem Gold ausgezahlt zu erhalten. Würden Alle oder auch nur eine erhebliche Anzahl von diesem Recht auf einmal Gebrauch machen, so würde es mit der ganzen Einrichtung vorbei sein, auf der das Recht beruht. Ja, alles in allem gerechnet, dürfte die Frage nicht unberechtigt sein, ob der Abstand des Menschen vom Thier deutlicher durch die ihm geschenkte Vernunft oder durch die Fähigkeit bezeichnet wird, den Einflüssen der Autorität zugänglich zu sein.

Offenbar als eine Schilderung dessen, was ist, nicht dessen, was sein soll, ist diese Darlegung Balfours zunächst gemeint. Allerdings mischt sich der Gesichtspunkt ein, daß dies, was ist, auch gut so ist und kraft inneren Rechts sich so verhält. Aber das Andere wiegt vor, daß gezeigt werden soll, wie die Dinge wirklich liegen. Und so genommen wird man diese Schilderung in ihrer Richtigkeit anerkennen müssen. Nur wird, wie mir scheint, jene andere Macht neben der Vernunft, von der Balfour redet, deren überwiegenden Einfluß auf unser Denken und Handeln er schildert, mit dem Namen „Autorität", wenigstens für unser deutsches Ohr, nicht zutreffend bezeichnet. Wir denken, wenn von Autorität die Rede ist, an das, was Balfour an authority oder authorities nennt, und wovon er das, was er meint, bestimmt abgrenzt. Ich würde daher vorziehen, statt von Autorität von Ueberlieferung, von geschichtlicher Ueberlieferung oder kurzweg von der Geschichte zu reden — wie ich auch in ähnlichen Betrachtungen in meinem Anfangs erwähnten Buch gethan habe. Was Balfour vorträgt, läßt sich alles dem Satz unterordnen, daß wir Menschen in unserem höheren Geistesleben Produkte der Geschichte sind, ehe wir deren Produzenten sein können, und daß in diesem unseren Doppelverhältniß zur Geschichte das Schwergewicht bleibend auf dem ersten Glied, auf der Abhängigkeit von den uns umgebenden und bestimmenden geschichtlichen Faktoren liegt.

Freilich, in einer Beziehung deckt sich der so ausgesprochene Gedanke nicht mit dem des englischen Philosophen. Es ist dabei das Moment des Gegensatzes von Vernunft und Autorität ausgelassen, das in den Ausführungen Balfours zu liegen scheint. Denn es ist nicht gesagt, daß diese geschichtliche Entwickelung, der so große Bedeutung für unser geistiges Leben zukommt, nicht in ihrer Art eben auch von Vernunft zeugt und durch Vernunft geleitet ist. Es liegt in dem Namen nichts, was sie in einen Gegensatz zur Vernunft stellt. Aber vielleicht ist das in Wahrheit kein

Unterschied der Gedanken, sondern es hängt das wieder nur mit dem Unterschied der englischen und deutschen Sprache zusammen. Wir können Vernunft (reason) nicht im Sinn von reasoning gebrauchen und dann eben lediglich das subjektive Ueberlegen und logische Prüfen darunter verstehen, wie Balfour thut. Also vielleicht handelt es sich bei der anderen Bezeichnungsweise, die ich vorziehen würde, in der That nur um einen Unterschied der Bezeichnung.

Wie dem immer sei, jedenfalls liegt es Balfour völlig fern — und das möchte ich besonders betonen — auf Grund seiner Betrachtung irgend welche Einschränkung der geistigen Freiheit oder gar eine blinde Unterwerfung unter gegebene Autoritäten zu befürworten. Man würde überhaupt sehr irren, wenn man in ihm einen Advokaten der Orthodoxie oder des Dogmas erblicken wollte. Daran denkt er nicht. Wie er selbst mit vollendeter innerer Freiheit dem autoritätsmäßig Gegebenen gegenübersteht, so ist es ihm lediglich darum zu thun, zu untersuchen, wie die Dinge wirklich liegen, um herrschende Vorurtheile zu widerlegen. Wo er vom Christenthum redet und für dasselbe eintritt, argumentirt er aus den Grundgedanken des Evangeliums und redet nicht dem Kirchenglauben als solchem das Wort. Er weiß sehr wohl zwischen den bleibenden Grundthatsachen der Offenbarung und ihrer wechselnden, oft auch bei gleichem Wortlaut doch gänzlich veränderten Deutung durch theologische Lehre zu unterscheiden. Sehr Beherzigenswerthes sagt er über die doppelte Bedeutung des Dogmas als Ausdruck innerer Ueberzeugung und als Band der Gemeinschaft, über die Konflikte, die daraus oft genug entstehn, und die Weisheit, durch die sie allein überwunden werden können. Daneben bewegt er sich in den Gedanken der Entwickelungslehre als in einer anerkannten und vorauszusetzenden Wahrheit. Ja, er bringt gelegentlich den Glauben an eine spezielle Vorsehung auf bemerkenswerthe Weise mit dieser Lehre in Verbindung. Kurz, nirgends findet sich auch nur die leiseste Spur einer falschen Gebundenheit. Ueberall redet der Philosoph, nirgends auch nur ein Ton des Advokaten.

Ich betone dies so nachdrücklich, weil Betrachtungen, die auf die ungeheure Bedeutung der Ueberlieferung und der Autorität im geistigen Leben der Menschen hinweisen, oft dem Zweck dienen, zur Unterwerfung unter eine gegebene Autorität einzuladen oder eine solche zu rechtfertigen. Namentlich seitens katholischer Denker pflegt das zu geschehn, ist aber auch unter uns nicht unerhört. Und

schlimmer ist vielleicht noch das andere, daß diejenigen, denen diese Gedanken von Ueberlieferung und Autorität unbequem sind, die sich in dem Traum wiegen, die Menschen mittelst der Erfindungen ihrer subjektiven Vernunft von aller Noth um die Wahrheit befreien zu können, geflissentlich jeden Hinweis auf diese Thatsachen in den Verdacht des „kirchlichen Positivismus" zu bringen suchen. Mit diesem Vorwurf, wie dem andern früher erwähnten des Skeptizismus heben sie sich über die Pflicht der sachlichen Prüfung und ernsthaften Auseinandersetzung hinweg. Sonderlich bei uns in Deutschland ist diese Unart reichlich vertreten. Und wie die Dinge liegen, läßt sich damit immer noch Eindruck machen. Deßhalb hat die Einsicht in den wirklichen Sachverhalt keinen schlimmeren Feind als den Verdacht, es handle sich bei der Betonung dieser Thatsachen nicht um den reinen Dienst der Wahrheit, sondern um den Zweck, der Freiheit des Geistes Schranken zu ziehn. Und deshalb muß es wiederum mit besonderem Nachdruck gesagt werden, daß nichts weniger die Meinung ist als dies.

Vielmehr handelt es sich lediglich darum, eine vielfach verkannte und doch überaus wichtige Wahrheit zur Geltung zu bringen, von der man wünschen muß, daß sie mehr als in der Regel geschieht beachtet und beherzigt werde. Ich wüßte keine, die neben der früher besprochenen von der richtigen Deutung der wissenschaftlichen Ergebnisse wichtiger wäre als diese. Was wir brauchen, ist, daß allmählich ein „psychologisches Klima" entstehe, in welchem diese Thatsachen zu dem ihnen gebührenden Einfluß auf die Gedanken und die Weltanschauung der Menschen kommen: der relative Charakter der wissenschaftlichen Ergebnisse und die durch nichts zu beseitigende Abhängigkeit von der geschichtlichen Ueberlieferung, in der wir uns alle befinden, diejenigen vielleicht am meisten, die es kurzer Hand von sich verneinen zu können glauben.

Allerdings, es handelt sich, was den letztgenannten Punkt betrifft, zunächst nur um die Einsicht in ein wirklich Vorhandenes und Gegebenes. Es ist so, wir befinden uns in dieser Abhängigkeit, wir laufen vielmehr Gefahr, diese Bedingtheit unserer Gedanken und Bestrebungen zu unterschätzen als sie zu hoch anzuschlagen. Aber damit ist doch zugleich ein Fingerzeig gegeben, wie wir, sonderlich in Sachen der Religion und Moral, zu einem richtigen Urtheil und zu einer wirklichen Freiheit des Geistes gelangen. Er lautet dahin, daß wir die Wahrheit und die Autorität auf diesen Gebieten — denn Wahrheit und Autorität hängen nun einmal im Seinsollenden aufs

Engste zusammen — in den großen Formen und Gestaltungen des geschichtlichen Lebens und nicht in den Reflexionen unserer subjektiven Vernunft zu suchen haben. Es ist in den allgemeinen Bedingungen unseres geistigen Lebens, unter denen es allein Wahrheit für uns giebt, aufs Tiefste begründet und nicht etwa in Widerspruch mit ihnen, wenn wir als Christen uns mit unserem Glauben an eine bestimmte einzelne Entwicklung in der Geschichte gebunden wissen und dafürhalten, daß die Geschicke des Menschengeschlechts für immer daran gebunden sind, daß der weitere Gang der Dinge die ewige Bedeutung dieser zeitlichen Erscheinung, in der wir Gottes Offenbarung erkennen, nur immer mehr ans Licht stellen wird. Die es anders halten und meinen, man könne dieser geschichtlichen Abhängigkeit ledig gehn, indem man die religiöse und moralische Wahrheit sei es neu erfindet, oder aus allen möglichen geschichtlichen Erscheinungen herausdestillirt, sind in einem thörichten Wahn befangen. Und statt die Abhängigkeit wirklich los zu werden, sind sie vielmehr das Opfer einer vorübergehenden Zeitströmung, vielleicht einer solchen, die von gestern ist und bis morgen dauert. Der Weg zur wahren und vollen Freiheit des Geistes eröffnet sich nur dem, der, indem er sie sucht, die Lehre von der geschichtlichen Bedingtheit unseres höheren geistigen, besonders auch unsres sittlichen und religiösen Lebens mit auf den Weg nimmt. —

Mit ein paar Worten über den Titel des Balfourschen Buchs und seine schriftstellerische Form möchte ich schließen.

Als eine Einleitung in die Theologie bezeichnet er das Buch. Doch ist von Theologie in ihm sehr wenig die Rede. Allerdings nicht ganz so wenig, als es nach der Berichterstattung hier erscheinen mag. Absichtlich habe ich mich auf die Besprechung einiger Grundgedanken beschränkt, deren Beachtung mir besonders wünschenswerth erscheint. Allein, auch auf den ganzen Inhalt des Buchs gesehn, bleibt es doch dabei, daß, was als Theologie bezeichnet werden könnte, nur ein verschwindendes Bruchstück des Ganzen ist. Wie denn Balfour — ich erwähnte es Anfangs — geradezu den Grundsatz ausspricht, daß die Entscheidung über die Theologie außerhalb ihrer Grenzen gesucht werden muß.

In der That sind es solche Erörterungen wie die von Balfour vorgetragenen, in denen wir heute den Grund der Theologie als der Wissenschaft vom Christenthum zu legen haben. Manche, die das in Abrede stellen und sagen, vielmehr müsse die Theologie lediglich auf dem in ihr selbst, im Christenthum gegebenen Grund

aufgebaut werden, verwechseln in diesem Urtheil doch wohl Religion und Theologie und sollten, gerade um die Wahrheit zu sichern, die sie meinen, und die ihnen am Herzen liegt, grundlegende Erörterungen der hier vorliegenden Art nicht versäumen. Ohne sie können wir für nichts, das uns als Christen am Herzen liegt, in sachgemäßer Weise wissenschaftlich eintreten. Ich möchte aber auch umgekehrt sagen, daß dergleichen Erörterungen wie die hier vorgetragenen keine andere Wissenschaft so nahe berühren wie die Theologie.

Es scheint auf den ersten Blick seltsam, leuchtet bei genauerem Zusehn aber sofort ein, daß es für die Wissenschaft und ihren Betrieb so gut wie gleichgiltig ist, was bei den erkenntnißtheoretischen Untersuchungen herauskommt. Die Abhängigkeit der positiven Wissenschaften von der Philosophie hat längst aufgehört, die meisten von ihnen haben je für sich einen selbständigen und wohleingerichteten Haushalt. Das Interesse jener Untersuchungen liegt so gut wie ausschließlich darin, daß sie über die Möglichkeit, zu einer letzten abschließenden das Ganze betreffenden Wahrheit zu gelangen, Auskunft geben, und über die Wege aufklären, die dazu führen. Es sind daher lediglich die Philosophie, sofern sie einen letzten Aufschluß über das Wirkliche sucht, und die Theologie, die davon berührt werden, d. h. also unter den positiven Wissenschaften die Theologie ausschließlich. Und zwar so, daß es sich für diese dabei um Sein und Nichtsein handelt.

Vielleicht dient das Buch Balfours dazu, diese Wahrheit weiteren Kreisen begreiflich zu machen. Denn so einfach die Wahrheit ist, so einleuchtend sie Jedem, der ihr einmal wirklich seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, erscheinen muß, so steht es doch annoch so, daß in Deutschland wenigstens die meisten kein Gehör dafür haben. Selbst angesehene Theologen wie z. B. der kürzlich verstorbene Frank in Erlangen weisen dergleichen als gar nicht zur Sache gehörig ab und begreifen augenscheinlich nicht, wie Jemand so thöricht sein kann, solche Betrachtungen in einer Grundlegung der Theologie anzustellen. Es ist also nicht überflüssig, daß das Buch Balfours in so kräftiger Weise auf den rechten Weg hinweist. Wir versäumen einen wichtigsten Theil unsrer Aufgabe, wenn wir hier nicht Hand anlegen.

In kräftiger Weise, sage ich, erinnert uns dies englische Buch an unsere Aufgabe. Es geschieht zugleich in formvollendeter Weise. Meines Theils wüßte ich wenig, was als geistiger Genuß

höher zu schätzen wäre als die Lektüre eines Buchs wie dieses. Die Engländer haben darin ein Großes vor uns voraus, daß sich nicht bloß die Hochgelehrten und Leute der Zunft um die philosophischen und theologischen Probleme kümmern, sondern auch Männer der großen Welt, die in dem reichen Schatz ihrer im praktischen Beruf erworbenen Menschenkenntniß und rednerischen Schulung Bedingungen für die Lösung dieser höchsten Aufgaben mitbringen, die uns Leuten von der Zunft fehlen. Wann wird es sich in Deutschland einmal ereignen, daß ein Staatsmann, der in der vordersten Reihe der parlamentarischen Kämpfe und der großen Politik steht, uns mit einer Einleitung in die Theologie beschenkt, in der ein Kenner ersten Ranges mit der Leichtigkeit und Vollendung des Tones der großen Welt über die letzten Fragen zu uns redet?

Aus dem Lager des Rheinbundes 1812; eine Abwehr.

Von

Albert Pfister,

Generalmajor z. D. u. Dr. phil.

Die Wiedererweckung des Napoleonischen Reliquiendienstes kann als ein besonderes Merkmal der heutigen Geschichtschreibung in Frankreich betrachtet werden. Nicht wie wenn damit politische Ziele verfolgt würden oder gar dynastische. Der heutige Napoleonskultus zeigt ein ganz anderes Gesicht als derjenige früherer Jahrzehnte. Heute soll durch die Wiederbelebung Napoleonischer Erinnerungen Niemand angefochten, Niemand verdrängt werden. Es hat der neue Kultus lediglich zum Ziele die nationale Befriedigung; er macht sich geltend fast ausschließlich auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet, ist zunächst rein akademischer Natur. Dadurch unterscheidet er sich von jener Napoleonsverehrung, welche direkt gegen die Bourbonen gerichtet war und ihren Sturz beschleunigt hat.

Es sehnt das Menschenherz sich allezeit nach etwas, wofür es schwärmen kann. So flüchten heute nicht wenige der französischen Historiker aus der unerquicklichen Gegenwart hinaus in die glänzende Vergangenheit, da der Ruhm französischer Waffen die Welt füllte, da fremde Könige und Fürsten ohne Zahl sich an den Siegeswagen Frankreichs gekettet sahen, da die Soldaten Frankreichs so recht den Kern der Heere bildeten, die Vorbilder für dieselben, während zahlreiche Bundesgenossenschaaren unter sich wetteiferten, es den Waffengefährten des herrschenden Volkes gleich zu thun in

Ausführung ruhmreicher Thaten, in Festigung und Ausbreitung der Oberherrschaft Frankreichs.

Ein Vierteljahrhundert ist heute seit dem Kriege hingegangen, in welchem Alldeutschland das zweite Kaiserreich niedergerungen und alle Demüthigungen früherer Tage gesühnt hat; ein Vierteljahrhundert hat die Schrecken des jüngsten Krieges vergessen machen und man ergeht sich heute wieder in Lobpreisungen des Soldatenkaisers, dem einst kein Opfer zu groß gewesen, um sich selbst und damit Frankreich zum Herrn der Welt zu machen und, wie man meinte, zum allgemein anerkannten Wohlthäter der Menschheit.

Ist so der nationalen Eitelkeit Genüge gethan, so wird ihr noch ein weiteres Opfer gebracht damit, daß für den französischen Soldaten alle Tugenden und Vorzüge in Anspruch genommen werden, um in demselben Athem den Bundesgenossen alle Mängel und Schwächen anzuhängen. — In der Revue des deux mondes, 1894, Juli und August, giebt uns Albert Vandal in seinem Artikel: Le Passage du Niemen, eine ungemein farbenreiche und aufgeputzte Schilderung von dem gewaltigen Heere Napoleons, das sich in glänzender Rüstung während des Monats Juni 1812 durch Polen und Ostpreußen gewälzt habe, um den Niemen zu überschreiten und den Boden Rußlands zu überziehen. Einen geradezu überwältigenden Eindruck haben diese Hunderttausende gemacht. Das ganze Auftreten, die Ordnung, der Zusammenhalt, namentlich der wirklich französischen Truppentheile, sei über alles Denken und Verstehen großartig und erhebend gewesen. Nur bei den Truppen der Bundesgenossen habe die fest geschlossene Haltung und Disziplin zu wünschen übrig gelassen; in besonderem Maße gelte das von dem württembergischen Kontingent.

Vandal erzählt uns, wie in den ersten Tagen des Juni 1812 Napoleon auf seinem Wege zur russischen Grenze von Dresden aus nach Posen und von da nach Thorn gekommen sei. Eine nie gesehene Begeisterung, ein Delirium von Enthusiasmus haben den Befreier in der Stadt Posen begrüßt. Während der Tage in Thorn sei Napoleon bemüht gewesen, Alles bis ins Einzelne zu inspiziren: die Truppen, die Magazine, die Spitäler. Stets leuchtete das Feuer der Hingabe und Begeisterung, volle Zuversicht aus den Augen Aller, wenn die Truppen in Parade standen, namentlich bei der Garde. „Ein Kommandant der Artillerie trat an den Kaiser heran mit den Worten: Mit solchen Truppen, Sire, ist es möglich, die Eroberung von Indien zu unternehmen.“

Am 6. Juni ging Napoleon von Thorn ab nach Danzig. Ausdrücklich habe er befohlen, daß alle Bedürfnisse in regelmäßiger Weise beigebracht werden, im Wege des Ankaufs. Auf dem Marsche aber, der durch die Strecke Danzig—Königsberg führte, hätten sich die Truppen betragen, wie wenn sie in Feindesland wären. Die Gewohnheiten der Unordnung und Indisziplin begannen einzureißen. „Unsere deutschen Bundesgenossen wichen von den Straßen ab und plünderten schmählich. Das württembergische Kontingent hatte seine Richtung verloren, warf sich bald nach rechts, bald nach links, vagabundirte unter den anderen Korps herum, überall Unordnung und Verstopfungen erzeugend durch Unterbrechung des inneren Zusammenhangs der Armee. Es mußte hier ein Exempel statuirt werden dadurch, daß man dieser Truppe den Schimpf einer ernsten Erwähnung im Tagesbefehl anthat. Unsere französischen Soldaten zeigten sich stärker gegen die Verführungen des Kriegs, bestanden die Proben, welche er auflegt, besser, aber doch zeigten sich bei den jungen Soldaten schon Anzeichen von Haltungslosigkeit und verdrießlichem Wesen." Es habe den Soldaten unangenehm berühren müssen, daß man bei seinem Nahen floh, daß man sich verbarg. Er fand das Land in Preußen, namentlich in Polen, häßlich, schmutzig und armselig; doch wußte der Franzose sich mit einem Blick in die Zukunft zu trösten: jenseits des Niemen werde sich ein besseres Land finden und ein Ende der jetzigen Entbehrungen.

So die Worte Vandals, der sich nach dieser Abschweifung wieder mit neuem Anlauf dem Glanze und der Unüberwindlichkeit der französischen Waffen zuwendet.

Sich zu sonnen und zu wärmen an dem Ruhm vergangener Tage, diese Erquickung soll den Franzosen gewiß nicht verwehrt werden; es soll ihnen nicht mißgönnt sein, in den heutigen durftigen Tagen einen tüchtigen Trunk aus dem berauschenden Becher der alten Gloire zu thun. Wenn sie es aber unternehmen, fortgerissen von Ueberschwänglichkeit und Selbstverherrlichung, den Namen derjenigen anzutasten, welche in schwer erklärbarer Anhänglichkeit und Selbstverleugnung den Fahnen Frankreichs ein Jahrzehnt lang gefolgt sind, wenn sie ihre deutschen Bundesgenossen weitgehender Ausschreitungen beschuldigen, um die heroische Entsagung und Zurückhaltung der Franzosen ins rechte Licht zu rücken, dann verlohnt es sich wohl der Sache näher auf den Grund zu gehen.

Trotziger, gewaltthätiger Landsknechtssinn mußte sich nothwendig im Laufe der vielen Kriegsjahre herausbilden. Alles, was Länder

und Völker boten, war ja in den Dienst des Soldaten gestellt. So erzeugten sich Brutalität, Ueberhebung und gedankenloses Schwärmen für das Waffenhandwerk, das seinen Mann nährte und vorwärts brachte. Und diese Erscheinung findet sich gleichmäßig bei den Truppen aller Völker ohne Unterschied. Denn Tugendspiegel nach der Seite der Disziplin und korrekten Haltung, Muster von Anspruchslosigkeit und Zurückhaltung sind auch die Franzosen, so wie sie aus den Heeren der Revolution hervorgingen, niemals gewesen. Ganz im Gegentheil. Und die Deutschen, vielleicht in besonderem Sinne die Schwaben, erwiesen sich als vorzüglich gelehrige Schüler ausgelernter Meister.

Von Thorn den 4. Juni 1812 ist ein Schreiben Napoleons an den Major-General Berthier datirt behufs Weiterbeförderung an den Marschall Ney (Correspondance): „Die Beitreibung von Lebensmitteln soll regelmäßig geschehen, ohne das Land zu verwüsten; Schrecken aber und Verzweiflung verbreiten sich in Polen durch das Betragen der Württemberger. Es ist nothwendig, im Tagesbefehl das Mißfallen des Kaisers den Württembergern kund zu thun."

So scheint es, als wären die Württemberger die einzigen Sünder gewesen, wenn wir keine anderen Zeugnisse hätten. Der nachmalige preußische General d. Inf. Dr. H. von Brandt, ein geborener Pole, während des Jahres 1812 noch im französischen Dienst bei der Weichsellegion, erzählt vom Anfang Juni 1812: „Von dieser Wirthschaft in der Armee kann sich kein Mensch eine Vorstellung machen. Alles ist auseinander. Jeder thut, was er will, nimmt was er kann. Geht es so fort, so müssen wir uns am Ende wie hungrige Ratten unter einander auffressen. Die verschiedenen Nationen halten hierbei gleichen Schritt. Franzosen, Italiener, Württemberger, Badener, Bayern, ja selbst Polen sind sich hierin vollständig gleich." Und von der Mitte Juni: „Schon damals wimmelte es von herumschweifenden, nichts achtenden Soldaten."

Der heißblütige märkische Junker v. d. Marwitz, damals von seinem väterlichen Landsitz der Völkerwanderung in Waffen zuschauend, berichtet: „Dieser Krieg gegen Rußland brachte das höchste Maß des Elends über Preußen. Es mußte Alles hergeben, Alles liefern und die höchste Arroganz und Hochmuth ertragen, nicht nur von den Franzosen, sondern auch von jedem kleinen, elenden Sünder, der mit ihnen verbündet war."

Ein trefflicher alter Herr, der Medizinalrath H. Groß, der als Regimentsarzt während des Feldzugs 1812 bei der württembergischen Division gestanden, hat uns seine Aufzeichnungen hinterlassen; vom Anfang Juni: „Um diese Zeit sprach man bei uns davon, daß in Thorn Kaiser Napoleon sich sehr mißfällig über das Betragen der Württemberger in Polen geäußert habe. Man hielt diese Anschauungen für ungerecht und nahm an, der Kaiser habe die Polen glauben machen wollen, ihre Klagen seien durch Andere als durch Franzosen veranlaßt worden."

Die erste aktenmäßige Darstellung der Theilnahme der Württemberger am Feldzug 1812 hat im Jahre 1822 der Major v. Miller veröffentlicht. Er berichtet, Napoleon habe den fremden Generalen, namentlich den deutschen, niemals unbeschränktes Vertrauen geschenkt. Beim württembergischen Korps sei ihm besonders daran gelegen gewesen, die Generale v. Woellwarth und v. Walsleben zu entfernen und die württembergische Reiterei in französische Truppentheile zu stecken.

Nach der Correspondance hat Napoleon schon am 1. Juni ein Schreiben an den Marschall Ney abgelassen, des Inhaltes, der Marschall solle die württembergische Reiterei mit seiner eigenen leichten Kavallerie vereinigen, „denn sie erhält einen besseren Geist, wenn sie mit dieser marschiert, als wenn sie bei der eigenen Infanterie bleibt."

Der Major v. Miller fährt in seiner Darstellung fort, schon von Frankfurt a. O. aus habe Napoleon eines der württembergischen Reiterregimenter, Jäger zu Pferd Herzog Louis Nr. 3, von dem Kontingent zu dem Korps des Königs von Neapel versetzt, wo es mit einem polnischen und einem preußischen Regiment die waffenberühmte brigade étrangère unter dem General Subervie bildete. Dieser Schritt habe den König Friedrich von Württemberg, der nicht gern Eingriffe in sein Truppenkorps zuließ, schwer gekränkt. So habe Napoleon nach einem plausiblen Grund suchen müssen, um seine Pläne bezüglich der Generale und sämmtlicher Reiterregimenter ins Werk setzen zu können. Bei Thorn galt es, in den ersten Tagen des Juni so rasch als thunlich mehrere tausend Stück Ochsen zusammenzutreiben, die bestimmt waren, den Unterhalt auf längere Zeit sicher zu stellen. Mit der Beitreibung, die in knappem Umkreis um Thorn stattzufinden hatte, beauftragte der Marschall die württembergische Reiterei. Die detachirten Schwadronen lösten sich in kleinere Kommandos auf, welche genöthigt waren, um in dem bezeichneten Umkreis das taugliche Vieh aufzu-

treiben, oft mit Gewalt den Bauern ihre Habe abzunehmen. Brutalitäten wurden nicht vermieden; so kamen zahllose Klagen der Polen an Napoleon, der eben damals sein Hauptquartier in Thorn hatte, das 1807 dem Herzogthum Warschau einverleibt worden war. Gerade von diesem polnischen Lande erwartete Napoleon jetzt die größten Anstrengungen. Grund genug, um die Klagen der Polen anzuhören und die Vergehen zu sühnen. Und jetzt war zugleich der Grund gefunden, um die mißliebigen Generale zu entfernen und die Regimenter unterzustecken.

Wir sehen also: die württembergischen Reiter waren Sünder, aber sie waren nicht die einzigen Sünder und zum anderen: mit der Abrügung begangener Ausschreitungen wußte Napoleon zugleich nach anderer Seite einen Schlag zu führen, der ihm bei weitem wichtiger war, als die Abrügung selbst.

Indem ich es unternehme, die ganze Angelegenheit an der Hand der vorliegenden Feldzugsakten und Briefwechsel klar zu legen, gelingt es mir wohl zugleich, ein Bild aus dem inneren Leben der Großen Armee zu liefern.

Zur Orientirung muß ich einige Notizen vorausschicken. Als Kontingent zum Zuge gegen Rußland hatte König Friedrich von Württemberg ein Truppenkorps von 15000 Mann mit 3000 Pferden ausgerüstet; 14 Bataillone, 4 Reiterregimenter, 4 Batterien. Die Infanterie formirt zu einer Division unter dem Generallieutenant v. Scheler; die vier Reiterregimenter ebenfalls in eine Division zusammengestellt unter dem Generallieutenant v. Woellwarth, dem als Brigadekommandeure die Generalmajore v. Walsleben und v. Breuning untergestellt waren. — Zum Oberbefehlshaber des gesammten Truppenkorps hatte der König seinen ältesten Sohn, den Kronprinzen Feldzeugmeister Friedrich Wilhelm ernannt dessen erster Adjutant und Chef des Stabs war General v. Theobald; als Generalquartiermeister fungirte General v. Kerner.

Das ganze württembergische Kontingent war als 25. Division dem III. Korps unter dem Marschall Ney, dem Herzog von Elchingen, einverleibt worden; die württembergische Reiterei, noch drei Regimenter stark, nachdem ein Regiment von Frankfurt a. O. zur brigade étrangère abgegangen war, formirte die 25. Kavalleriebrigade, bei der alle drei Reitergenerale verblieben. Die zwei weiteren Divisionen des III. Korps, die 10. und 11., Ledru und Razout, bestanden zum allergrößten Theil aus Nationalfranzosen, untermischt mit einigen Tausend Kroaten, Dalmatiern, Portugiesen.

Das Korps des Marschalls Ney erhielt seine Befehle aus dem Großen Hauptquartier des Kaisers, wo als Major-General mit der obersten Leitung der Geschäfte Berthier, Fürst von Neuchatel, betraut war. Als württembergischer Militärbevollmächtigter stand beim Großen Hauptquartier Oberst Graf v. Beroldingen. Dafür der französische Oberst Lagrange beim Generalstab des Kronprinzen. In Stuttgart residirte als französischer Gesandter Herr v. Moustier, ein Mann mit offenen Augen und einem außerordentlich regen Mißtrauen.

Die vorgeschriebene Marschroute führte die Württemberger über Leipzig, Frankfurt a. O., Meseritz, Posen nach Thorn; auf der letzten Strecke genau dieselbe Straße, welche auch Napoleon zog. Wir haben gesehen, wie von Thorn aus Napoleon nach Danzig ging, um über Königsberg und Gumbinnen sich dem Niemen zu nähern, während die Württemberger ihr vorgezeichneter Weg von Thorn nach Straßburg, Löbau, Gilgenberg, Seeburg, Schippenbeil, Gerdauen am 17. Juni nach Goldap führte; von da nach Kalvary; am 24. stand das ganze III. Korps vereinigt bei Poniemen in der Nähe der drei über den Niemenfluß geschlagenen Brücken.

Dem Kronprinzen war der bestimmte Auftrag mit auf den Weg gegeben, möglichst häufig Bericht zu erstatten unmittelbar an den König, dem viel daran lag, die Ausmarschierten nicht aus den Augen zu verlieren, alle Fäden möglichst in der Hand zu behalten, das Wohl und die Verwendung jeder einzelnen Truppe, die persönlichen Schicksale der Offiziere, Verpflegung, höhere Gerichtsbarkeit, Nachschub. — Vom 1. April 1812 berichtet der Kronprinz aus Leipzig, daß er sich bei dem Marschall Ney, als seinem Korpskommandeur gemeldet habe. „Der Marschall war sehr höflich und äußerte sich, daß er mir keine Befehle geben, sondern über Alles nur seinen Rath und seine Ansichten mittheilen werde.“ Auch war dem Kronprinzen eingeräumt worden, daß er in direkter Verbindung stehe mit dem Major-General des Großen Hauptquartiers, Berthier, dem Fürsten von Neuchatel und Wagram, und dadurch mit Napoleon selbst.

„Nachdem ich während meines Aufenthalts in Leipzig,“ fährt der Kronprinz fort, „den größten Theil des III. Armeekorps selbst gesehen habe, kann ich Ew. Majestät unterthänig versichern, daß das Königl. Armeekorps oder nach der französischen Benennung die 25. Division, eine der schönsten und vielleicht die stärkste von allen ist, indem unsere Bataillone, wenn sie in drei Gliedern aufmarschiert

stehen, wenigstens um 40—50 Schritte länger sind als die französischen, und unsere Eskadrons die französischen auch beträchtlich überlangen. Auch ist unsere Mannschaft nicht so gar sehr jung wie die französische." Bei den Manövern, welche den Musterungen folgten, die der Marschall abhielt, haben die Württemberger erst nach und nach sich mit dem französischen Reglement befreundet, ihre vollständige Durchbildung aber gezeigt bei den nach den württembergischen Vorschriften ausgeführten Uebungen. — „Die gigantischen Anstalten zu diesem Feldzug haben die Einbildungskraft der Franzosen so angegriffen, daß Viele im Ernst von einer Expedition nach Indien sprechen und die Meisten sich wenigstens zu der Meinung bekennen, daß die definitive Regelung aller Zustände in Europa das Resultat dieses Feldzugs sein werde." — „Eine dumpfe Gleichgiltigkeit aber gegen Alles scheint die preußische Regierung und ihre Beamten ergriffen zu haben. Es ist eine Stimmung in diesem unglücklichen Lande, als ob man die Auflösung des Staates ahnte."

Mit dem Betreten des polnischen Gebietes ist die Verpflegung eine besonders schwierige und armselige geworden; Kreuzungen mit anderen Truppenmassen haben stattgefunden; so mit den Westphalen, die unter Kommando des Marschalls Vandamme stehen, „der, soviel man hört, sein altes erwerbsüchtiges Verfahren fortsetzt." Den Württembergern war ja Vandamme von früheren Feldzügen her bekannt als eine Persönlichkeit, die mit besonders geringem Erfolge gegen die Verführungen des Krieges ankämpfte.

Vom 4. Juni berichtet der Kronprinz, daß er in Straßburg rasch der Kaiserlichen Garde habe Platz machen müssen. „Dadurch wird wahrscheinlich der Fall eintreten, daß wir mit der 10. und 11. Division in demselben Quartier zusammen zu liegen kommen. Ein ähnliches Zusammentreffen oder Encombrement haben wir hier in Straßburg schon ausgehalten, als das Kavalleriekorps des Grafen Montbrun, aus drei Divisionen bestehend, am 2. und 3. Juni hier und in der Umgegend übernachtete." Sollte Vandal vielleicht dies Zusammentreffen im Auge haben, wenn er klagt, daß die Württemberger ihre Marschroute verloren haben und überall im Wege stehen? „Um die Subsistenz des Armeekorps zu sichern, hat die Kavallerie auf Befehl des Marschalls, ehe dieselbe das linke Ufer der Weichsel verließ, — auf polnischem Gebiet — so viel Schlachtvieh auftreiben müssen, als auf 16 Tage nöthig ist, was mit dem früher requirirten Vieh eine Heerde von 1600 Stück Ochsen und Kühen, die bei den Regimentern eingetheilt sind, ausmacht.

Ein Gleiches ist von den vorangehenden Divisionen geschehen. Ebenso ist auch Fourage und Korn vor uns weggenommen worden; sogar haben die vorausgegangenen Kürassierdivisionen schon angefangen, auf den Feldern zu fouragiren, und es ist nicht abzusehen, wie die Nachrückenden ihre Pferde ernähren sollen."

Das Verfahren der Requisitionskommandos, welche oft genöthigt waren, dem Bauern sein letztes Stück Vieh mit Gewalt wegzunehmen, hatte Klagen der polnischen Landleute zur Folge beim Kaiser selbst, der ja in nächster Nähe, in Thorn sich befand. Berthier sprach sich deshalb im Auftrag des Kaisers gegen den Marschall Ney so aus: es sei der Wille des Kaisers, daß alle Beitreibungen von Lebensmitteln regelmäßig geschehen, daß das Land nicht verwüstet werde. Schrecken und Jammer herrschen in Polen. Im Tagesbefehl sei das Mißfallen des Kaisers auszusprechen; die strengsten Maßregeln müssen ergriffen werden, um das Alles hintanzuhalten, sonst wird es uns gehen wie einst in Portugal.

In der oben angeführten Notiz aus der Correspondance ist die Unzufriedenheit des Kaisers ausdrücklich auf die Württemberger zugespitzt; es scheint, daß in den Zwischeninstanzen die spezielle Erwähnung weggefallen ist. Das Schreiben Berthiers an den Marschall Ney sendet der Kronprinz dem König in Abschrift ein mit den Worten: „Es ist dieß Schreiben beim III. Armeekorps publizirt worden und Ew. Majestät finden darin einen Beleg zu demjenigen, was ich in meiner letzten Meldung über die Härte und Gewaltthätigkeit des bei der Armee angenommenen, und von dem Marschall Ney ausgeführten, Verpflegungssystems bemerkt habe." Ferner verfügte der Kaiser noch in der Nacht des 4. Juni unmittelbar, daß die drei württembergischen Reiterregimenter, welche als 25. Kavalleriebrigade noch beisammen standen, vertheilt werden sollen sammt einer reitenden Batterie und zwar mit einem Regiment zur Brigade Mourier und mit zwei Regimentern zur Brigade Beurmann. Die drei württembergischen Reitergenerale sollten bei ihrer Truppe bleiben und diese auch noch künftig die 25. Brigade heißen.

Seine Kränkung wegen dieser Verfügung verbarg der Kronprinz keineswegs, doch blieben alle seine Verwahrungen unberücksichtigt. Als König Friedrich das Geschehene erfuhr, schrieb er zurück: „Wenn man die Kavallerie in kleinen Trupps vereinzelt verwende, sich selbst überlassen, als Exekutionskommando, ohne vorherige Rücksprache mit den Landesbehörden und darauf gegründete

Repartition des Einzubringenden mißbraucht, dann ist vorauszusehen, daß diese Kavallerie bald unbrauchbar, ausgeartet und zu einer disziplinlosen Horde herabgewürdigt werden muß. Es würde Sr. Majestät schwer werden, den Grad ihres Mißmuths über die gänzliche Trennung der Kavallerie vom übrigen Truppenkorps auszusprechen." So bestand denn das ganze württembergische Kontingent, das als 25. Division noch zusammenhielt, aus zwölf Bataillons und drei Batterien; denn die zwei Bataillons, die seit längerer Zeit in Danzig standen und auf dem Marsche zur Division hätten stoßen sollen, wurden als Besatzungstruppen zurückgehalten und betraten den Boden Rußlands erst, als schon der Rückzug angetreten war.

Aus dem Hauptquartier Hohenstein berichtet der Kronprinz: „Die ganze Armee ist im Vormarsch gegen den Pregel begriffen und das Herzogthum Warschau und ganz Ostpreußen gleicht von der Weichsel an einer einzigen mit Truppen, Geschütz und Fuhrwesen aller Art bedeckten Straße. Was die unglücklichen Bewohner dieser Länder durch die allgemeine und gleichzeitige Bewegung, zu der so ganz keine Anstalt im Voraus getroffen war, durch Wegnahme ihrer Pferde, des ganzen Viehstandes, des Futters und aller Lebensbedürfnisse gelitten haben und noch leiden werden, davon ist es schwer einen vollständigen Begriff zu geben." — „Generallieutenant v. Woellwarth ist mit der Kavallerie gleichfalls in Bewegung und muß bis zum 15. Juni zu Insterburg eintreffen, wo er in der Richtung auf Gumbinnen bis auf weiteren Befehl Kantonirungsquartiere zu beziehen hat."

Aus dem Hauptquartier Schackenhof erfahren wir vom Kronprinzen unter dem 14. Juni, er habe Offiziere nach Königsberg geschickt, um kräftige Pferde zu kaufen; zu gleicher Zeit lasse er guten Branntwein auftreiben, um die Leute für die jetzt erst recht angehenden Strapazen zu erquicken. „Als ich die weitere Marschroute erhielt, ließ ich Alles durch vorausgeschickte Offiziere zu unserem Empfang vorbereiten. Das war auch geschehen von Allenstein an, als ganz unvermuthet die 10. Division in Seeburg zu uns stieß, so daß auf derselben Straße forthin zwei Divisionen miteinander marschierten; die vorhandenen Vorräthe mußten nun mit dieser getheilt und unser Zwieback, sowie unser achttägiger — nach den bestehenden Befehlen unangreiflicher — Mehlvorrath angegriffen und unsere Bäcker in Thätigkeit gesetzt werden. In Schippenbeil kamen noch die erste Abtheilung der Kaiserlichen Garde und das große

Hauptquartier hinzu. Da nun ein Encombrement mit diesen Truppen am unangenehmsten ist, so habe ich Schippenbeil sogleich geräumt und habe gestern noch durch einen Marsch von sechs Meilen das Schloß Schackenhof bei Friedberg erreicht." Der Major v. Martens schreibt in seinem Tagebuch vom 9. und 10. Juni: mit den französischen Offizieren der Linientruppen sei man zumeist wohl ausgekommen. „Den Uebermuth der französischen Garden lernten wir aber heute zum ersten Mal kennen. Diese Truppen hatten das Städtchen Hohenstein, durch das wir kamen, gänzlich ausgeleert; die armen Bewohner dieser Gegend wurden durch sie so in Schrecken gesetzt, daß sie sogar aus ihren Wohnungen flohen; als wir ankamen, hatten die ausgeplünderten Leute nichts mehr herzugeben und befürchteten noch weitere Mißhandlungen, so daß sich selten einer von ihnen sehen ließ."

In Aller Mund war jetzt der Niemen, der Grenzfluß gegen Rußland hin. Der Uebergang über diesen Fluß sollte in der eindrucksvollsten Weise stattfinden. Schon durch das Zusammenballen so gewaltiger Streitkräfte, durch ihr Defiliren über die Brücken in allem Glanz, in aller Ruhe und derjenigen festen Haltung, welche unbegrenzte Selbstzuversicht einflößt, dadurch schon glaubte Napoleon einen Eindruck auf den Gegner und auf die ganze Mitwelt hervorzubringen, der ihm den Sieg in den Schooß warf, ohne daß er ernsthaft darum zu kämpfen brauchte. Vom 23. Juni ab sollen auf drei Brücken 155 000 Nationalfranzosen und 170 000 Bundesgenossen über den Grenzstrom gegangen sein. Ungefähr in denselben Tagen überschritten auch die beiden Flügel der Armee die Grenze, um ihre Operationen mit denjenigen der Großen Armee in der Mitte in Einklang zu bringen.

Ganz gewaltige Marschleistungen erforderte die Anhäufung der verschiedenen Korps auf dem linken Ufer des Niemen im Angesicht der dort geschlagenen Brücken. Immer beflügelter wurden die Schritte, immer länger die Stationen. Von der württembergischen Division war über Darkehmen und Goldap am 20. Juni Kalvary erreicht, wo das ganze III. Korps sich im Biwak zusammenfand. Die Oberbefehlshaber ließen nochmals alle Truppen Revue passiren; es wurde nachgesehen, ob jeder Mann seine 50 Patronen und drei Feuersteine richtig habe, man verschaffte sich Einblick in den Zustand der Pferde, des Schuhzeugs, der Kleidung, der Lebensmittel. — Der weitere Marsch führte die Württemberger über Marienpol, Tartoupie, Dobillen am 24. Juni nach Poniemen, wo man im Angesichte des Niemen hart bei den Brücken stand.

Nach all dem, was geschehen war, nach den tadelnden Worten vom 4. Juni aus Thorn mußte Kronprinz Friedrich Wilhelm sich wohl darauf gefaßt machen, daß Napoleon ein scharfes Auge auf die Württemberger haben werde. Doch scheint er das nicht für möglich gehalten zu haben, daß Napoleon den ganzen Verband der württembergischen Kavallerie lösen und die dabei fungirenden Generale als überzählig entfernen könnte. Schon früher hatte König Friedrich angeordnet, es sei vor Allem zu vermeiden, daß „Fremde“ als Generale über die württembergischen Truppen verfügen. Hätte der Kronprinz gewußt, daß einzelne Württemberger dem Kaiser als politisch anrüchig schon denunzirt seien, so hätte er gewiß seinen Vater ersucht, rasch zuvorzukommen und die Verdächtigen abzulösen.

Um so überraschender mußte für den Kronprinzen ein Erlaß des Kaisers sein aus Gumbinnen vom 19. Juni, durch welchen er ohne weiteres über die württembergische Reiterei und ihre Führer verfügt. Der Kronprinz berichtet darüber in seiner Meldung an den König aus Poniemen vom 25. Juni: „Mit der Kavallerie hat es abermals eine Aenderung gegeben, die mir sehr unangenehm ist. Die bisher sogenannte 25. Kavalleriebrigade ist durch einen Beschluß wiederum aufgelöst: Das Jägerregiment zu Pferd König kommt zur 9. leichten Kavalleriebrigade, welche der General Mourier kommandirt, die zwei Chevauxlegersregimenter unter General v. Brenning stoßen zu der 14. leichten Kavalleriebrigade, die von dem französischen General Beurmann komandirt wird. Die durch diese Verfügung ohne Anstellung sich befindenden Generale v. Woellwarth und v. Walsleben sind angewiesen, in meinem Hauptquartier zu meiner Disposition zu verbleiben.“ „Eine solche über alle Formen sich hinwegsetzende Verfahrungsart gegen einen Theil des Armeekorps und zwei Königl. Generale konnte von meiner Seite nicht mit Stillschweigen übergangen werden.“

Zu gleicher Zeit hatte der Kronprinz ein Schreiben des Marschalls Ney aus Kalvary vom 19. Juni erhalten: Monseigneur! L'Empereur a reçu de nouvelles plaintes sur la conduite des troupes Wurttembergeoises.“ Namentlich die Gegend von Insterburg sei durch die württembergischen Reiter ins Unglück gestürzt worden. Durch strengste Ueberwachung müssen Se. Königl. Hoheit diese Ausschreitungen hintanhalten, sonst könnten im Geiste Sr. Kais. Maj. die beklagenswerthesten Eindrücke sich erzeugen. Je suis avec respect, Monseigneur, Votre très humble et très obéissant serviteur. (signé) M[al] Duc d'Elchingen.

Aus der Correspondance ist zu entnehmen, wie am 16. Juni Napoleon seinem Major-General den Auftrag gab: écrivez au Duc d'E., que son corps s'éloigne mal à propos de la route qui lui est tracée et que partout il porte la devastation; les Wurttembergeois ont été mal à propos sur le Pregel et interrompent tous les systèmes de l'armée.

Um sich Aufklärung zu verschaffen, sandte der Kronprinz den General Theobald mit einem Schreiben in das Große Hauptquartier an den Major-General, Fürsten von Neuchatel:

Monsieur mon Cousin!

Der Kronprinz leitet mit den Worten ein, daß er die Kaiserliche Verfügung über seine Reiterei und seine Generale erhalten habe. — „Etant obligé de rendre compte de cette mésure au Roi mon père, je désire vivement d'être informé si elle a été prise par quelque mécontentement particulier de Sa Maj. Impériale contre ma personne ou contre la division que je commande." Er nehme sich weiter die Freiheit, um Aufklärung zu bitten wegen des Vorgehens gegen zwei Generale, welche sich bisher durch ihren Eifer und ihre Haltung stets hervorgethan. „Les sentiments de bienveillance que Votre Altesse m'a toujours témoignée m'encouragent m'adresser à Elle dans cette occasion pour La prier de vouloir bien me donner des renseignements qui me mettent en état pour rendre compte au Roi mon père de la disposition en question. Veuillez etc.

(signé) Fréderic Guillaume.

General v. Theobald hatte Gelegenheit, im Großen Hauptquartier in Wilkowice mündlich die Beschwerden seines Kronprinzen bei dem Major-General vorzubringen. Berthier verneinte hierbei auf das Bestimmteste, daß der Kaiser eine Abneigung gegen die Person des Kronprinzen habe. Dagegen höre man täglich von Exzessen, verübt durch die 25. Reiterbrigade. Theobald hielt darauf entgegen, diese angeblichen Exzesse seien ja erst vorgekommen, nachdem die württembergische Reiterei schon dem Kommando des Kronprinzen entzogen war; man müsse darin eine neue Aufforderung sehen, die Abgetrennten in ihr natürliches Verhältniß zurückzuführen. „In einer zweiten Audienz schien der Fürst von Neuchatel ungemein heiter und zutraulich gegen Theobald und fing damit an, bei der bekannten Wahrhaftigkeit seines Charakters zu versichern, in der vorliegenden Verfügung liege durchaus nichts Persönliches gegen den Kronprinzen." Das begreife er wohl, daß all diese Vorgänge

dem König von Württemberg äußerst unangenehm sein müssen; die zur Disposition gestellten Generale sollen eben einstweilen im Hauptquartier bleiben.

Auf den Einwurf des Generals Theobald: daß man gegen die Franzosen als die Stärkeren nicht zu klagen wage, sondern alle Klagen nur auf die Bundesgenossen beschränke, erwiderte Berthier, diesem Uebelstande sei ja abgeholfen, denn die unter französischen Generalen stehenden württembergischen Reiter könnten jetzt auch aller Vortheile des französischen Namens theilhaftig werden.

Der Kronprinz schließt den Bericht an seinen Vater: „Bis nun Ew. Majestät wegen der Generals v. Woellwarth und von Walsleben eine Entscheidung zu fassen geruht haben werden, habe ich dieselben angewiesen, einstweilen ihren Aufenthalt in Marienburg zu nehmen. — Die Fatiguen dieser vergangenen Tage sind ungemein groß gewesen und haben die Folge gehabt, daß von den französischen Divisionen des III. Armeekorps nicht weniger als die Hälfte zurückgeblieben ist. Bei uns ist dies freilich durch die Anstrengungen der Generals und Stabsoffiziers und durch meine stete Gegenwart bei den Truppen, auch durch Anschaffung von Branntwein, verhütet worden. Ein Haupthinderniß bei dem Marsch sind die ungeheuren französischen Wagenburgen, die sich in keine Ordnung fügen wollen und alle Wege verstopfen. Ich selbst war mehr als einmal in die Nothwendigkeit gesetzt worden, die Funktionen eines Generalwagenmeisters zu versehen. — In diesem Augenblick wird das Armeekorps vor dem Kaiser defiliren, der an der Brücke des Niemen steht.“

Während der Tage vor dem Uebergang hat der Kronprinz eine lebhafte Korrespondenz geführt sowohl mit Berthier als mit Ney, um wo möglich statt der allgemein gehaltenen Anklagen die Namen der Schuldigen zu erhalten. Er hatte ja schon mehrfach gezeigt, daß er ohne Ansehen der Person die Ausschreitungen, die ihm zur Kenntniß kamen, zu strafen verstehe. So war er erst vor Kurzem in die Lage gekommen, das brutale Auftreten des Majors von Seebach gegen die Landeseinwohner auf das Strengste rügen zu müssen.

Jetzt beschwor der Kronprinz sowohl den Marschall Ney wie den Majorgeneral Berthier, sie möchten ihm doch einen Schuldigen nennen oder auch nur das Vergehen näher bezeichnen; er gebe ihnen sein Ehrenwort, daß er eingehende Untersuchungen anstellen und exemplarische Strafen verhängen werde. Alle diese Anschul-

digungen seien ihm um so schmerzlicher, als er keine Mühe und Sorgfalt gespart habe, um Ausschreitungen zu verhindern, die doch mit Nothwendigkeit hervorgerufen werden mußten durch die Art der Verpflegung, welche seit dem Eintritt in Polen durch die Umstände geboten war, hauptsächlich durch den Umstand, daß eine geregelte Verpflegnng zu den seltenen Ausnahmen gehört habe.

Marschall Ney erwiderte dem Kronprinzen am 21. Juni: Das Schreiben, das er selbst wie auch der Kronprinz vom Major-General erhalten über die Unzufriedenheit des Kaisers mit dem Betragen der Württemberger, speziell der württembergischen Reiterei, sei in so allgemeinen Ausdrücken gehalten, daß er es unmöglich finde, die gewünschten Anhaltspunkte zu geben.

Dem Schreiben an Berthier hatte der Kronprinz noch beigefügt: Si mon zèle et devouement à la cause de Sa Maj. Imp. ont quelque mérite à Ses yeux, j'ose éspérer qu' Elle me rendra justice en ne m'imputant pas des excès qui me sont absolument étrangers, et qui répugnent également à mon coeur et à ma façon de penser."

Darauf Berthier am 22. Juni: Monseigneur! J'ai reçu Votre lettre d'hier; V. Alt. Royale ne peut qu' être affligée des excès auxquels se sont portés quelques individus des troupes Württemb. L'Empereur connait trop bien V. A. Royale pour douter qu'elle n'ait pas fait tout cequi était en son pouvoir pour les empêcher. Que V. A. Royale soit persuadée de la confiance et de l'amitié que Lui porte l' Empereur. Je prie V. A. R. de croire à mes sentimens de respect et d'attachement.

Le prince de Neuchatel
(signé) Alexandre.

In der That ist trotz der von so hoher Stelle ausgehenden Anschuldigungen niemals ein Vergehen bezeichnet oder ein Schuldiger genannt, eine Untersuchung geführt, eine Strafe verhängt worden. Außer allgemein gehaltenen Anklagen erfolgte nichts. Bald sollte der Kronprinz vom Kaiser selbst erfahren, welcher Quelle diese Anklagen und fortwährenden Chikanen entsprangen.

Nach dem Uebergang über den Niemen galt es dem Kaiser Napoleon, möglichst rasch die Linie der Düna zu erreichen und in Wilna einzuziehen, um den Kaiser von Rußland in Schrecken und Besorgniß zu setzen durch die mit solcher Schnelligkeit gegen das zentrale Rußland sich heranwälzenden Massen. An die Kräfte der

auf wenigen und schlechten Straßen zusammengedrängten Truppen wurden deshalb wiederum hohe Anforderungen gestellt. Der Kronprinz berichtet darüber vom 3. Juli aus Malatoui und kommt dann auf die Angelegenheit wegen der abgesetzten Generale zu sprechen. Ueber Kornelow und Skoruli ging es am 27. Juni bis in die Gegend von Ewe, „welcher Punkt 15 Stunden von Skoruli entfernt ist und nur von unserer Division, welche diesmal die Tete hatte, erreicht werden konnte. Die beiden anderen Divisionen kamen erst des anderen Tages, nachdem sie mehr als die Hälfte ihrer Mannschaften auf dem Wege hatten liegen lassen, im Lager an. Auch wir hatten gegen 1000 Mann zurückgelassen, die aber größtentheils noch in der Nacht bei ihren Fahnen sich einfanden. Ausbleiben durfte man nicht, da bei Ewe das I. Armeekorps und die Garden sich versammelten und die Anwesenheit des Kaisers eine baldige Schlacht vermuthen ließ. Zu dieser sollte es indessen nicht kommen; am 28. Juni zog der Kaiser mit der Garde in Wilna ein."

Ein außerordentlich beschwerlicher Marsch führte nach Suderwa und am 1. Juli nach Ghedroitschui, nachdem von Morgens 3 Uhr bis Mitternacht marschiert worden war. Die vorausgehenden Truppen hatten die Holzhäuser der Dörfer meist schon abgedeckt und eingerissen, kaum gelang es, für den Kronprinzen und seinen Stab eine Scheune zu retten. „Am 2. Juli ging der Marsch nach Malatoui, wo das III. Korps heute stille steht. Dasselbe hält gleichsam die Mitte, rechts davon marschiert der Kaiser und das I. Korps, links das II. und IV. Korps und auf dem äußersten linken Flügel der Marschall Macdonald mit den Preußen." — „Durch diese unaufhörlichen Märsche wird also vielleicht erreicht, was sonst nur durch eine blutige Schlacht zu erhalten sein würde." — „Die schlimmste und gefährlichste Folge, die von diesem Fortstürmen zu befürchten steht, ist die allmähliche Auflösung der Truppen in Räuberhaufen, wozu das Aufsuchen von Lebensmitteln, das durch den völligen Stillstand aller Verpflegungsanstalten geboten ist, so viele Veranlassung giebt. Um nun die Desorganisation bei uns möglichst zu verhindern, habe ich meine Strenge und meine Forderungen an die Generals-, Stabs- und Oberoffiziers verdoppelt; welcher Soldat sich auf Plünderung betreffen läßt, wird durch Standrecht zum Tode verurtheilt."

„Nun habe ich Ew. Majestät noch einen Vorfall zu berichten, welcher die Fortsetzung und gleichsam die Katastrophe der in meiner letzten Meldung berührten, die Kavallerie betreffenden

Geschichte ist. — Als ich neulich am 25. Juni an der Spitze der Division durch Kowno defilirte, traf ich auf den Kaiser, der mit einer kleinen Suite auf mich zuritt. Ohne allen Eingang fing er damit an, mir zu sagen, daß bei meiner Division große Unordnungen stattfinden, daß er deshalb Ew. Majestät schreiben werde, daß sich einige meiner Generale üble Reden (mauvais propos) erlaubt hätten, daß er große Lust hätte, dieselben füsiliren zu lassen; sie könnten aber gehen, indem er ihrer nicht mehr bedürfe. — Dieses wurde mit steigendem Affekt und so schnell gesagt, zum Theil noch nachgerufen, so daß durchaus keine Antwort für den Augenblick möglich war. Ich habe aber geglaubt, dieses schriftlich thun zu müssen. Bis jetzt ist hierauf keine Antwort erfolgt; nur hat der Fürst von Neuchatel dem Chef des Generalstabes des III. Korps geschrieben, er solle mir eröffnen, daß, wofern General v. Walsleben sich noch bei dem Korps befinde, ich ihn arretiren lassen und ins kaiserliche Hauptquartier schicken möge. Der Fürst scheint mit Fleiß hierbei die Instanz des Marschalls Ney übergangen zu haben; auch sagte mir General Gouré, der Chef des Stabes vom III. Korps, man solle der Sache keine weitere Folge geben. Ich sehe mich aber zu Vermeidung aller weiteren Kollisionen veranlaßt, die Generale v. Woellwarth und v. Walsleben nach Stuttgart zu schicken, da sie in keinem Fall der Jurisdiktion Ew. Majestät entzogen werden dürfen."

Als einziger württembergischer General stand jetzt noch bei der Reiterei Generalmajor v. Breuning, der die beiden württembergischen Chevauxlegersregimenter in der französischen Brigade Beurmann kommandirte. Ueber ein Zusammentreffen dieser Reiterei mit dem Kaiser berichtet Breuning an den Kronprinzen: Nach dem Uebergang über den Niemen ließ der Kaiser die beiden württembergischen Reiterregimenter an sich vorübermarschieren. „Als die Brigade mit Zügen an dem Kaiser vorübermarschierte, sagte er bei dem 3. Zug des Leibregiments etwas, wovon ich so wohl, wie der Oberst Graf Normann, nur die Worte verstehen konnten: pillage et brigandage. Ich wurde sodann zu ihm gerufen und im Hinsprengen glaubte ich noch zu hören, wie er den Brigadegeneral nach meinem Namen fragte, darauf: c'est égal sagte und dann fing er an:

Est ce Vous, qui commande cette brigade? Auf meine bejahende Antwort sagte er ungefähr Folgendes: Je suis indigné de la conduite de cette troupe, j'éspère que tous ces pillages

et désordres cesseront, ou je casserai tous les régimens. Tenez les en bon ordre! Ob er hierauf weiter gesagt hat: et faites les fusiller oder ou je vous ferai fusiller, darüber bin ich und mein Adjutant, der zugegen war, nicht einig.

Hierauf fuhr er fort: Je sais, il y a de vos généraux, qui ne sont pas de bon ésprit! Und nachdem er noch einiges, das ich nicht deutlich verstehen konnte, gesagt, schloß er mit: c'est bon! worauf ich mich sogleich zurückzog."

Der General v. Breuning fügt dieser Meldung bei, daß der Kaiser sehr aufgebracht und schnell gesprochen habe, so daß er oft nicht deutlich zu verstehen gewesen sei. — Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte ein ungemein scharfes Auge und feines Gefühl für die Anzeichen von Indisziplin und äußert sich in seiner Meldung an den König noch weiter: „Was nun die Exzesse der Reiterregimenter, über die so sehr geklagt wird, betrifft, so sind mir, so lange solche unmittelbar unter meinem Kommando gestanden sind, keine dergleichen denunzirt worden, die ich nicht sogleich mit gebührender Strenge bestraft hätte. Getrennt von den übrigen Armeekorps mögen diese Regimenter, die in Schlesien sich ganz eigenthümliche Begriffe vom Feldleben gemacht haben, sich ihrem Hang zu Ausschweifungen um so mehr überlassen haben, als sie für ihre Verpflegung selbst zu sorgen hatten. Im Allgemeinen habe ich ohnehin bemerken müssen, daß bei einigen dieser Regimenter keine rechte Autorität von oben herab gehandhabt wird, daß zwischen Vorgesetzten und Untergebenen viel zu große Familiarität und kameradschaftlicher Ton herrscht und gleichsam hergebracht ist. Der gemeine Mann ist ungezogen und roh. — Alles dieses ist nicht zu leugnen und mag manchen vorgefallenen Exzeß erklären; was aber der Kavallerie die Ungnade des Kaisers eigentlich zugezogen hat, ist der Auftrag, den sie unmittelbar von dem Marschall Ney erhielt, in der Gegend von Thorn auf einem verhältnißmäßig kleinen Distrikt in Zeit von 24 Stunden für das Königliche Truppenkorps auf 16 Tage das erforderliche Schlachtvieh einzutreiben."

„Diese Operation mußte nothwendig die Gestalt einer Plünderung annehmen und ungeheure Klagen von Seiten der Unterthanen veranlassen. Unglücklicherweise mußte zu derselben Zeit gerade die polnische Garde durch jene Gegend kommen und Zeuge sein, wie arg ihre Landsleute mitgenommen wurden. All das Gehässige des Ney'schen Befehls fiel nicht auf diesen, sondern auf die

Vollstrecker. Es kam hier und da zwischen den polnischen Lanziers und unserer Kavallerie zu Thätlichkeiten und es läßt sich leicht denken, daß die Chefs von jenen sich alle Mühe gegeben haben werden, den Kaiser gegen diese einzunehmen. — Ob die Generals von der Kavallerie, ob namentlich der General v. Walsleben sich böße Reden (mauvais propos) erlaubt habe, kann ich nicht wissen, und möchte solches auch schwer zu untersuchen sein. Wahrscheinlich ist es aber eine bloße Verleumdung von Seiten der Polen, da bekannt ist, wie empfindlich der Kaiser gegen alle sogenannten propos ist."

In seinem Schreiben an den Kaiser vom 28. Juni brachte der Kronprinz zum Ausdruck, wie er es niemals an Gehorsam gegen die kaiserlichen Befehle habe fehlen lassen, wie er seine Pflichten und zugleich die Ansichten des Königs, seines Vaters, zu gut kenne, um sich nicht jeder Zeit um das Wohlgefallen Sr. Majestät des Kaisers zu bemühen. Was die Vergehen, die man seiner Reiterei zur Last lege, betreffe, so wünsche er sehnlich, sich in den Augen des Kaisers rechtfertigen zu dürfen; er wage es daher um die Aufstellung einer Kommission zu bitten, deren Aufgabe es sei, auf das strengste das Verfahren der angeklagten Generale zu untersuchen und sie zu bestrafen, sobald sie schuldig erfunden werden sollten. „J'attends avec impatience l'occasion, de me distinguer aux jeux de V. M. I. et de lui prouver que si quelques malintentionés ont pû se permettre des propos, la totalité de ma division a toujours animé du meilleur ésprit et soutiendra la réputation acquise dans les deux campagnes précedentes en éffaçant par des actions d'éclat la mauvaise impression que l'inconduite de plusieurs individus avait produit dans l'esprit de V. M. I. — J'ai l'honneur d'être avec un respectueux attachement

Sire

de V. M. I.

l'obéissant et très dévoué

cousin

(signé) Frédéric Guillaume.

Die Antwort, welche der Kronprinz vom Kaiser Napoleon erhielt, ist datirt aus Wilna und erfolgte jedenfalls vor dem 12. Juli; genaues Datum ist nicht mehr zu ersehen. Der Brief, dessen Inhalt für das Verhältniß des Kaisers zu den Rheinbundsfürsten ganz besonders bezeichnend ist, lautet: Mon cousin! Den

Brief Ew. Königl. Hoheit habe ich erhalten. Ich kann nicht verschweigen, daß der Geist der Württemberger nicht mehr demjenigen gleicht, den sie in den vorausgegangenen Feldzügen an den Tag gelegt haben. Des officiers tiennent les plus mauvais propos. Le Général Walsleben a traité le Roi votre père de tyran, a manifesté les plus mauvaises dispositions et même l'intention de passer à l'ennemi. Le colonel de Salm ne s'est mieux conduit. Beaucoup d'autres officiers montrent de mauvais sentimens. V. A. ne peut l'ignorer, puisque le plus grand nombre des officiers, qui ont un très bon ésprit, en gémissent. Jl est des officiers qu'Elle doit reprimer et punir, il en est qu'Elle doit chasser. V. A. les connait mieux que moi. Elle doit imprimer à son corps un ésprit de zèle et d'union qui n'y laisse aucune différence avec les français. Ce n'est pas en se tenant dans une espèce de neutralité qu'un général, dans votre position, peut espérer de rien faire de bien.

Jl est dans la nature des choses qu'un Corps allié soit très-bien ou très-mal. Que V. A. imprime à son Corps un bon esprit. C'est le sentiment du Roi; c'est cette manière d'agir qui a fait prospérer ses affaires; toute autre direction serait nuisible au Wurttemberg et à vous. Vous devez regner sur le Wurttemberg. Vous ne devez y regner que pour et par la Confédération; et il faut que vous montriez et que vous ayez réellement un esprit tout entier à la position de votre pays. Jl n'y a rien que les hommes ne voient et ne pénètrent. Si V. A. n'a point le coeur et l'sprit tout entier aux affaires actuelles, il ne lui arrivera que des malheurs. — Que V. A. ne voie dans cette franche explication qu'une preuve de l'estime que j'ai pour Elle et pour le Roi, son père, auquel les sentimens et l'attachement qu'il m'a montrés dans bien des circonstances m'ont véritablement attaché. Tout dépend de V. A. Si Elle le veut, je serai très content de ses troupes. Le soldat et le noyau des officiers sont très-bons. Sur ce je prie Dieu ect.

So lag also die Sache. Alles hängt von der Person des Kronprinzen ab; sind seine Gesinnungen gut und ergeben, so wird er einst König sein und gegen seine Truppen wird es keine Ungnade und Unzufriedenheit mehr geben. — „Es ist überhaupt recht auffallend, sagt der Kronprinz in einem späteren Bericht, daß, nachdem zuerst nur von der Indisziplin der Truppen die

Rede gewesen ist, jetzt gegen ihre Loyalität geklagt wird." Gewiß, da und dort riß einem Einzelnen die Geduld. In verstärktem Grade trat das zu Tage im Frühjahr und Sommer 1813. Aus allen Aufzeichnungen und Tagebüchern ist herauszufühlen, wie nur Pflichtbewußtsein und treues Festhalten an der Sache des Königs, der sein Napoleon gegebenes Wort einlösen mußte und die Zeit zur Abschüttelung des fremden Jochs noch nicht gekommen sah, die aufsteigenden Zweifel im Banne hielten. Immer fühlbarer begann mit dem Frühjahr 1813 sich die Abneigung zu zeigen, die verstärkt wurde durch die mächtigen Regungen des Nationalgefühls, die den ganzen Norden Deutschlands beherrschten und den geknechteten Völkern des Rheinbunds ein neues Evangelium vom Ende der fremden Bedrückung und von der tagenden Freiheit ins Ohr riefen.

Es ist gar kein Zweifel, daß Kronprinz Friedrich Wilhelm in innerster Seele mit den Zuständen, wie sie durch die Fremdherrschaft erzeugt werden mußten, keineswegs einverstanden war. Außerordentlich klaren Verstandes, dazu damals noch von jugendlichem Schwung getragen, mochte er manchen französischen Würdenträgern recht unbequem erscheinen. — Vor der Eröffnung des Feldzuges gegen Rußland, im Mai 1812, hatte Napoleon nochmals glänzenden Hof in Dresden gehalten, glänzender als einst in Mainz und Erfurt. Nochmals konnte er sich ganz dem angenehmen Kitzel hingeben, alle die Träger der alten Kronen gebeugt und gedemüthigt vor sich zu sehen. Absichtlich ließ er die sich herandrängenden Fürsten sammt ihren Staatsmännern lange warten in Vorzimmern und auf Treppen. Und hier ist es gewesen, daß sich die leitenden Geister Oesterreichs und Preußens, Metternich und Hardenberg, zusammengeschlossen haben zu einem stillen, selbstverständlichen Bündniß, sobald die rechte Stunde gekommen sein würde. So mag auch in manchen Soldatenherzen, die seither nur von einer gedankenlosen Lust am Waffenruhm erfüllt waren, schon vor dem Jahre 1813 eine Wandlung vor sich gegangen sein.

König Friedrich kannte sich nicht mehr vor Aerger, als er alle diese Kränkungen erfuhr. In außerordentlich freimüthigem, seinem Charakter alle Ehre machendem Ton schrieb der König am 23. Juli an Napoleon: es seien ihm die Mißfallensbezeugungen gegen seine Truppen und seine Generale berichtet worden. Seine strengen Anschauungen seien bekannt, und sein Sohn theile dieselben; nicht diesen treffe die Schuld, sondern diejenigen, welche unüberlegte Befehle zu offenbaren Gewaltthätigkeiten gegeben haben. „Vous

savez, monsieur mon frère, que je ne suis pas un père faible ou débonnaire, mais je puis ici me porter caution pour mon fils et assurer qu'il a autant que moi en horreur tout ce qui déshonore le nom de soldat.“ In ganz richtiger Auffassung der Lage ordnete der König an, daß die Generale v. Woellwarth und v. Walsleben vor ein Kriegsrecht zu stellen seien. Allein bei den großen Entfernungen traf der Befehl zu spät ein; Woellwarth befand sich krank in Königsberg, Walsleben im Arrest zu Marienburg. Erst auf besondere Verwendung des Königs wurde der letztere nach Stuttgart zurückgeschickt. Der Oberst Graf Salm, der ebenfalls verhaftet worden war, wurde auf Grund eines vorzüglichen Zeugnisses, das ihm sein Brigadekommandeur, der französische General Mourier, ausstellte, für gerechtfertigt angesehen.

Einige Aufklärung zur Sache brachte auch eine Unterredung, welche der Vertraute des Königs, Graf Zeppelin, in Stuttgart mit dem französischen Gesandten, de Moustier, hatte. Zeppelin berichtet seinem König unter dem 19. Juli, der französische Gesandte habe aus Kowno vom Herzog von Bassano den Auftrag erhalten, zu eröffnen, daß dem Kaiser Nachrichten hinterbracht worden seien, nach welchen es einzelne württembergische Kommandeure an dem nöthigen Eifer für Aufrechterhaltung der Disziplin fehlen lassen und einen „esprit politique“ an den Tag legen, der durchaus unvereinbar sei mit dem Geist, von dem die ganze Armee beseelt sein müsse. Uebrigens protestirte der Gesandte dagegen, als ob man irgendwie gegen den Kronprinzen eingenommen sei, keineswegs werden ihm die von den Generalen gemachten Fehler angerechnet. Es scheine ihm, habe Moustier beigefügt, daß die Unzufriedenheit des Kaisers zum allergrößten Theil auf unvorsichtiges Gerede zurückzuführen sei, das einzelne württembergische Offiziere geführt haben.

Später habe Moustier noch im Vertrauen geäußert, nach seiner Meinung können die „propos“, deren die Generale angeklagt seien, ihren Grund auch in Schimpfworten haben, die vor indiskreten Zeugen gegen Marschälle ausgestoßen worden seien und hauptsächlich gegen den Marschall Ney, unter dessen Kommando sie viele Unannehmlichkeiten auszustehen gehabt hätten.

Indessen saß der Kronprinz in seinem Biwak über der Strafpredigt, welche der Brief Napoleons aus Wilna enthielt. Er antwortete darauf aus dem Lager bei Drismiatui am 13. Juli: er sei dankbar für die über den General v. Walsleben gemachten Er-

öffnungen. Dieser Offizier werde in Stuttgart abgeurtheilt werden. Im Uebrigen sei er fest überzeugt, daß die Württemberger bei jeder Gelegenheit den erkämpften Waffenruhm sich erhalten werden. Er schmeichle sich, daß der Kaiser seinem Charakter Gerechtigkeit widerfahren lasse; denn er sei unfähig, in anderem Sinne zu handeln als gemäß den Ansichten des Königs, seines Vaters, und gemäß den Interessen seines Vaterlandes. Der Umstand, daß er sich die Erlaubniß erwirkt habe, den siegreichen Fahnen des Kaisers zu folgen, sei schon ein Zeugniß für die Lauterkeit seiner Gefühle. Auch auf den Marschall Herzog von Elchingen wolle er sich berufen; dieser kenne seinen Eifer im militärischen Dienst. Er habe Grund zu der Annahme, daß man ihm in den Augen des Kaisers zu schaden gesucht habe; er bitte, ihn nur nach Thaten zu beurtheilen und von seiner Ergebenheit überzeugt zu sein.

Seinerseits erwies sich König Friedrich außerordentlich besorgt, es möchten die französischen Behörden nach den ersten Rücksichtslosigkeiten sich noch weitere Eingriffe in die inneren Verhältnisse seines Truppenkorps erlauben. Er wurde nicht müde, den Kronprinzen immer wieder auf die Behauptung seiner Rechte aufmerksam zu machen. „Ich bitte, überzeugt zu sein, erwiderte dieser, daß ich mein Verhältniß zu der Kavallerie, seitdem man französischerseits über sie verfügt hat, weder verkannt habe, noch von irgend Jemand habe verkennen lassen. Das französische Kommando kann sich lediglich nur auf die Operationen beziehen, in allen übrigen Stücken mußte mir das Kommando verbleiben. Stets werde ich die mir von Ew. Majestät verliehenen Rechte geltend zu machen wissen, und ich muß auch bekennen, daß sie weder von dem Marschall Ney, noch von einer anderen französischen Behörde bis jetzt angefochten worden sind." — „Durch die ausgestandenen Fatiguen hat die Gesundheit der Mannschaft schon sehr Noth gelitten; statt daß sonst höchstens 180 Mann krank waren, beläuft sich die Anzahl der Kranken gegenwärtig (7. Juli) auf 500 Mann. Die herrschenden Krankheiten sind Diarrhöen und Nervenfieber. Dies gilt indessen nur von der Infanterie, denn die Kavallerie, bei welcher die Anstrengung der menschlichen Kräfte nicht so groß ist, hat nicht mehr Kranke als gewöhnlich."

Auf der von Wilna nach Petersburg führenden Straße fielen in diesen Tagen die ersten Zusammenstöße mit dem Feind vor. Die Russen wichen zurück unter dem Schutz einer Arrieregarde, die aus mehreren Reiterregimentern und einer Batterie bestand. Die

Avantgarde von Murat bildete am 5. Juli als vorgeschobene Spitze das württembergische Jägerregiment Herzog Louis von der brigade étrangère. In mehreren tüchtig durchgeführten Angriffen gelang es diesem Regiment, unter der Führung seines Obersten Grafen Waldburg, den Feind zu werfen. Es verlor das Regiment hierbei an Todten 4 Mann, an Verwundeten 1 Offizier und 18 Mann, ferner 16 Pferde todt; gefangen Oberstlieutenant Prinz von Hohenlohe. Dagegen war es den Jägern gelungen, 1 Offizier und 31 Mann gefangen zu nehmen.

Der König von Neapel war mit dem Verhalten des Regiments ungemein zufrieden. „Ueberhaupt hat diese Affaire in der Armee Sensation gemacht und das Regiment ungemein empfohlen." Auf erhaltenem Befehl wurden 3 Offiziere, 3 Unteroffiziere und Jäger zur Ehrenlegion eingegeben; außerdem billigte der Kronprinz dem Regiment 2 goldene und 6 silberne Medaillen zu. Wegen der Verleihung der Ehrenlegion entschied König Friedrich in einem Schreiben an den Kronprinzen: „Es ist unschicklich, daß ein Königl. Diener eine fremde Dekoration als Belohnung erhalte, wenn er nicht vorher schon von seinem König und Herrn deren gewürdigt worden ist."

Aus dem Biwak bei Raskimosi in der Nähe von Braslaw berichtet der Kronprinz vom 20. Juli, daß in den letzten wenigen Tagen 21 Mann im Biwak an Entkräftung gestorben seien. „Ueberhaupt zeigen sich jetzt die Folgen der vorangegangenen Strapazen, des Mangels an Brod, der so ganz vernachlässigten Verpflegungsanstalten und der Einfluß des ungewohnten Klimas auf eine wahrhaft beunruhigende Art. Am 18. Juli haben 500 Mann ins Spital nach Wilna gebracht werden müssen und 700 Mann nach Maliatui, bei den Regimentern befinden sich noch sehr viel entkräftete Menschen. Bei meiner Suite ist kein einziger Offizier, der nicht krank oder unpaß gewesen ist oder es noch wäre. Auch mich hat das Uebel ergriffen und ich bin dadurch genöthigt worden, einen kleinen Marsch hinter der Division zurückzubleiben und ihr im Wagen zu folgen, bis meine Kräfte sich erholt haben werden." In Absicht auf die Verpflegung sei durchaus noch keine Aenderung eingetreten; der am 17. Juli eingetroffene Zwiebacktransport habe über einige schlimme Tage hinübergeholfen. Das von Napoleon erhaltene Schreiben besprechend fügt der Kronprinz bei: „Die Beschuldigungen, die der Kaiser gegen den General von Walsleben vorbringt, sind wirklich sehr groß und wenn man dessen

Charakter und seine Verhältnisse berücksichtigt, ungemein auffallend."

Die Krankheit, von der sich der Kronprinz ergriffen sah, verschlimmerte sich mehr und mehr; noch eine kurze Strecke, bis Melowze, vermochte er von Raskimosi der Division zu folgen. Die Aerzte aber, Leibmedicus Fidler, Generalarzt Schuntter und der Arzt des Marschalls Ney, drangen darauf, daß der Kranke sich nach Wilna bringen lasse, einmal um bessere Pflege zu erhalten und dann auch, um sicher zu sein vor den überall streifenden Kosaken. Die Armee war weiter marschiert in der Richtung auf Witebsk, eine Kompagnie blieb beim Kronprinzen, der begleitet von den zwei genannten Aerzten und dem General von Theobald, nach siebentägiger Reise am 6. August in Wilna eintraf. Der Abschied von der Division war ausgeführt worden, so gut es eben ging. Die Generale und Stabsoffiziere schritten durch die niedrige Stube, in welcher ihr gänzlich entkräfteter Führer lag, und traten an sein Lager heran. Die Division war zunächst an den Generallieutenant von Scheler übergeben worden.

Bei der Ankunft in Wilna hatten die beiden Militärärzte, die, seither den Kronprinzen behandelt, die Genugthuung, einen dritten Arzt beiziehen zu können, den Dr. Spitznagel, einen geborenen Württemberger, Professor an der Universität. Der sorgsamsten Pflege gelang es, den Kronprinzen soweit herzustellen, daß er die Reise in die Heimath anzutreten vermochte, nachdem er vom Kaiser Urlaub erhalten.

Die Armee war indessen in ununterbrochenem Vormarsch geblieben; am 31. Juli war Liozma erreicht, wo bis zum 11. August gerastet wurde. Hier traf der neuernannte Kommandeur der Württemberger, General Graf Marchand, ein, der sich durch Leutseligkeit viele Sympathien erwarb. Oberst Lagrange ging zu gleicher Zeit ab, „nachdem er uns im Hauptquartier schlimme Dienste erwiesen, berichtet General Theobald. Er scheint unsere Gesinnung beim Kaiser verdächtig gemacht zu haben, wenigstens schien der Kaiser in der Folge auf etwas dergleichen anzuspielen."

Vom Ende Juli wird berichtet: „Nach allen den vielen Märschen und nachdem auch die Verpflegung nicht besser geworden ist, befindet sich die württembergische Division in einem traurigen Zustande und verliert täglich mehr Leute. So auch die französischen Divisionen, woraus aber der Marschall Ney sich gar nichts

macht, indem er sagt, es könne nicht anders sein, der Krieg werde mehr als je mit den Füßen gemacht. Wenn er indessen bei den französischen Divisionen mehr Ordnung einführen könnte, so möchte es mit unserer Verpflegung auch besser bestellt sein, aber von diesen wird Alles weggenommen oder verdorben. Der Commissaire ordonnateur, Duprat, der sich der württembergischen Truppen sehr annimmt, hat deswegen schon mehrere Male eine starke Sprache geführt." — „Ein großer Theil der gänzlich entkräfteten Leute stirbt unterwegs. Alles dies ist mehr oder weniger auch bei der französischen Armee, wenigstens beim III. Korps, der Fall; wenn es aber bei uns Württembergern am grellsten sein sollte, so rührt dieses daher, weil wir uns in Ansehung der Lebensmittel und ihrer Herbeischaffung nie die Mittel erlauben dürfen wie die Franzosen, ohne sogleich das größte Geschrei zu veranlassen."

Aus dem bisher nach den Feldzugsakten Angeführten mag hervorgehen, wie Napoleon in seiner Beurtheilung der württembergischen Truppen und in seinem Verfahren gegen sie sich wesentlich von politischen Rücksichten leiten ließ, wie es ihm besonders darauf ankam, unter irgend welchem Vorwand mißliebige Persönlichkeiten zu treffen, einzuschüchtern oder zu entfernen. Einzelne Zeugnisse mögen auch dargethan haben, daß die Angaben Vandals in der Revue des deux mondes, die Franzosen hätten den Verführungen des Kriegs mannhafter widerstanden als die Bundesgenossen, in dieser Allgemeinheit wenigstens auf Selbsttäuschung beruhen. Nur zart deutet Vandal an: durch das schlechte Beispiel der Bundesgenossen angesteckt, hätten die jungen französischen Soldaten so etwas gezeigt wie lassitude und ennui. Es verlohnt sich deshalb wohl, noch einmal auf den Marsch von Danzig nach dem Niemen zurückzublicken.

Die Aufzeichnungen, welche der Darstellung der Schicksale des großherzoglich Frankfurtischen Kontingents durch Bernays zu Grunde liegen, erzählen, wie die Frankfurter im Laufe des Sommers und Herbstes 1812 durch Pommern und Preußen nach Littauen gezogen sind, wie sie in Pommern eine so entschieden altpreußische Luft wehen fanden, daß sie, die Rheinbündler, eine gewisse Beklemmung nicht zu unterdrücken vermochten. In Stettin, in Pasewalk trat ein besonders warmer Patriotismus zu Tage; mit leuchtenden Augen wußten die Bürger aus den alten Tagen preußischen Ruhmes zu erzählen. „Auffallend war das brutale Benehmen

der national-französischen Truppen in den preußischen Landen — es war, als ob sie ihre Todfeinde für das künftige Jahr ahnten." Und der Pfarrer Blech aus Danzig, der im Jahre 1815 seine Tagebücher, die von 1807 bis 1814 reichen, veröffentlicht hat, berichtet: Im Frühjahr und Sommer 1812 seien wohl 80000 Mann auf dem Zuge gegen Rußland durch Danzig gezogen. Die ausgezeichnete Mannszucht, die der Gouverneur Rapp bisher gehalten, nützte nichts mehr, der durchziehende kriegschnaubende Soldat wollte sich nicht fügen. Der Einmarsch der Franzosen hier wie in preußischem Gebiet glich einem feindlichen Einfall; dabei Antipathie Aller gegen Alle, besonders erklärte Abneigung der Italiener, Spanier, Deutschen gegen die Franzosen. „Fielen sie auch alle mehr oder weniger wie Heuschrecken über Stadt und Land her, so zeichneten sich die Kürassiere unter dem Senator Valence vor allen übrigen aus und fouragirten mit Ungestüm und Mißhandlungen aller Art für sich und ihre Pferde unterwegs Alles fort." —

Indessen waren die beiden Generale, v. Woellwarth und v. Walsleben, auf deren Beseitigung es bei den Angriffen gegen die Disziplin der Truppen besonders abgesehen war, in Stuttgart angekommen, von wo sie sofort in Festungsarrest gesetzt wurden, um sich wegen der mauvais propos und des esprit politique zu verantworten. So war nur ein einziger Württemberger als General bei der Reiterei verblieben, Generalmajor v. Breuning, der seinen bei Borodino erhaltenen Wunden nach wenigen Tagen erlegen ist. Die württembergische Infanterie, die aus zwölf Bataillonen jetzt drei formirt hatte, zog in diese Schlacht mit 1456 Mann, die vier Reiterregimenter mit 762 Mann, die Artillerie mit 418 Mann, alles vom Obersten abwärts gerechnet. Von diesem Reste verloren die Württemberger in der Schlacht beinahe den vierten Theil: 44 Offiziere und 581 Mann. Beim Antreten des Rückzugs aus Moskau am 18. Oktober hatte sich die Stärke der Württemberger wieder auf 2300 Mann gehoben.

Wenige Hunderte halbinvalider Menschen sammelten sich noch während der Weihnachtstage in der für die Württemberger als Sammelplatz bestimmten Stadt Inowrazlaw. Zu Hause aber mußten schon wieder neue Geldquellen eröffnet, neue Steuern aufgelegt, neue Aushebungen vorgenommen werden, um den wankenden Bau des Napoleonischen Weltreichs zu stützen. In diesen Tagen, zu Anfang des Jahres 1813 war es, daß König Friedrich sich über seine neue Stellung klar werden mußte, obwohl naturgemäß

eine wahre, endgiltige Entscheidung nicht von ihm allein abhing, sondern auf das Engste verknüpft war mit dem Verhalten Bayerns und Oesterreichs.

Die erfahrenen Rücksichtslosigkeiten, die Quälereien des französischen Gesandten de Moustier, die ungeheuren Verluste, die Mißerfolge Napoleons auf militärischem und politischem Gebiete, Alles wirkte zusammen, um die Anhänglichkeit des Königs wanken zu machen, um die Sehnsucht nach endlicher Befreiung von fremdem Joch in der Bevölkerung zu verbreiten. Vom Februar 1813 schreibt Friedrich an seinen Gesandten in Paris: „Auch kann ich Ihnen nicht bergen, daß das Mißvergnügen mit Allem, was französisch ist, in Stuttgart und auf dem platten Lande täglich steigt. Die Rückkehr der Offiziere, mehrerer Kranken, Estropirten und Dienstuntüchtigen, die man hat entlassen müssen, welche alle das erlittene Ungemach und die erduldeten Greuelszenen aller Art unumwunden den Fehlern und dem Eigensinn eines Einzigen zuschreiben, bringt täglich mehr eine Stimmung hervor, welche mich zwar in Betreff der Treue und Anhänglichkeit gegen mich und mein Haus ganz Nichts befürchten läßt, deren Einfluß aber auf Offiziere und Soldaten mehr als Besorglichkeit erregen muß. Die Mißhandlung, so ich in der Person meines Gesandten habe erfahren müssen, die Aeußerungen wegen meiner braven Truppen, die Drohungen gegen mich und einzelne Diener des Staates haben kein Geheimniß bleiben können. Der Hof und meine Tafel sind vielleicht die einzigen Orte, wo man diese Gesinnungen nicht laut werden läßt. Aber selbst die gemäßigtsten Personen scheinen durch Ueberdruß ihren bisherigen Charakter zu verleugnen. Man fängt an, an verschiedenen Orten auf dem Lande, unter andern zu Biberach, Aufrufe an das Volk anzuschlagen, worin man von Befreiung von dem drückenden Joche unter Mithilfe von Oesterreich spricht."

In einem Manifest hatte König Friedrich dem ganzen Volke gegenüber sein Leidwesen ausgedrückt, daß er durch die Noth der Zeitlage gezwungen sei, neue Lasten aufzulegen; er selbst wolle aber mittragen an diesen Opfern, den Hofhalt einschränken, die Hoffeste abbestellen. Dazu ließ der König noch die Liste der gefallenen, an Krankheit und Kälte zu Grunde gegangenen Offiziere veröffentlichen. Das aber sei nicht die Zeit für Publikationen dieser Art, ließ sich Napoleon vernehmen in einem Schreiben vom 18. Januar; der König solle vielmehr den Württembergern Gefühle der Freundschaft für Frankreich einflößen. Nach

des Königs Manifest könnte es ja scheinen, als ob Frankreich oder Napoleon eine Schuld treffen könnte; man müsse die Völker bewachen gegen den Geist, der von Rußland, von Stein, von York ausgehe und Alles umzustürzen drohe; höchst unzweckmäßig sei es, Verlustlisten zu veröffentlichen.

Ein langwieriger Konflikt entspann sich, — der Anfang vom Ende der Freundschaft; ein Konflikt, der theilweise wieder beigelegt wurde, sein wirkliches Ende aber erst fand in dem Absagebrief des Königs Friedrich vom 14. Oktober 1813. Aus den Verhandlungen über die Punkte, wegen deren sich Napoleon getroffen fühlte, erfahren wir noch Einiges über die beiden Generale v. Woellwarth und v. Walsleben, welche in der Zwischenzeit vor ein Kriegsrecht gestellt und freigesprochen worden waren.

Zunächst antwortete der König auf die Vorwürfe Napoleons: Seit 800 Jahren stehe sein Haus an der Spitze dieses kleinen Volkes, alle Geschicke habe es mit ihm getheilt, gute und schlimme, und was ihn selbst betreffe, so haben die Proben von Energie und Anhänglichkeit, welche dies Volk gegeben, es seinem Herzen so sehr theuer gemacht. Er habe nichts von seinem Volke zu fürchten. Von den Verlusten aber müsse man sprechen, denn sie übersteigen weit alle seitherigen Opfer. -- Das war eine bittere Pille, die er da zu schlucken bekam, er, der Mann der wenigen Jahre, als er so von Jahrhunderten sprechen hören mußte.

Aus solcher Stimmung heraus ist auch das polternde Ungestüm zu erklären, mit dem Napoleon am 2. Febr. 1813 den württembergischen Gesandten, Grafen Winzingerode, in den Tuilerien empfing, um des Königs Erklärungen wegen der oben genannten Punkte und wegen des fortwährend lauernden Gesandten, de Moustier in Stuttgart, zu vernehmen (Schloßberger, literar. Beil. des Staatsanzeigers f. Württ. 1888). „Le roi de Wurttemberg remue son pays, et excite les esprits contre moi! Will er sich zum Verbündeten der Russen, der Engländer, dieses Herrn v. Stein machen, zum Verbündeten aller dieser unruhigen Köpfe, welche Deutschland in Revolution stürzen wollen? — Will er sich an die Spitze der deutschen Insurrektion stellen? Gut, es sei! Aber er könnte sich täuschen. Ich bin nicht so schwach als er denkt und noch vor dem Frühjahr werden Russen, Schweden, Engländer, Alles derart auseinander gejagt und weggefegt sein bis an die Weichsel." — „Was sollen diese abbestellten Feste bedeuten, diese Veröffentlichungen, diese Ansprachen, durch welche er mich vor seinen Unterthanen und allen

anderen Bundesgenossen anklagt, durch welche er die allgemeine Unzufriedenheit erhöht? Er hat viel verloren; gut; wir haben Alles verloren. Hat man deshalb an einem anderen Hof Feste abbestellt? Hat man wo anders gesagt, daß man nur mit Bedauern neue unverschuldete Lasten auflegen müsse? Hat man wo anders eine Liste von vier Seiten mit erfrorenen Offizieren in den Zeitungen erscheinen lassen? Alle meine anderen Verbündeten haben ihren Eifer und ihre Aufmerksamkeit verdoppelt; der König von Württemberg ist der einzige, der mich im Stich gelassen."

Nach weiteren Auslassungen gegen den Gesandten verfiel dann der Kaiser auf die beiden Generale v. Woellwarth und Walsleben, deren Namen er nicht auszusprechen vermöge und die zu seinem Aerger freigesprochen und wieder angestellt worden seien. „J'ai chassé ces deux généraux de l'armée et le roi les remet en activité! Est-ce pour me narguer? le roi veut-il se moquer de moi? le lion n'est pas mort encore pour que puisse p — dessus. Si le roi me renvoie ces — à l'armée je les fais fusiller, et à l'armée ou non, je saurai bien les trouver. — Ihr König soll sich in Acht nehmen; wenn er sein Verfahren nicht ändert, werde ich von meinen Rechten als Protektor Gebrauch machen. Sein Benehmen hat mich besonders peinlich berührt. Ja, wenn er einer von den schwachen, energielosen, beschränkten Fürsten wäre, deren es heute eine so große Zahl giebt, könnte ich es verstehen; aber Ihr König gehört nicht unter diese."

Graf Winzingerode gab auf all dies die Erklärung ab, die Generale seien freigesprochen worden aus Mangel an Beweisen für ihre Schuld. Für seine Person, fuhr der Gesandte fort, möchte er sich noch von dem ihm gemachten Vorwurf reinigen, als ob er, ähnlich wie jene Generale, auch „propos" sich habe zu Schulden kommen lassen. Darauf Napoleon: „Eh bien, si ce n'est pas vous, ce sont vos enfants. L'on reconnaît les sentimens du père dans ceux des enfants."

„Sire, mes enfants que peuvent-ils avoir dit?"

„Ah bah! qu'ils étaient des Allemands et —" das Uebrige blieb unverständlich.

„Sire," antwortete der Gesandte mit Lachen, „mes enfants ont 6 et 8 ans."

„Cela prouve que ce n'est pas leur opinion qu'ils prononcent, mais celle de leurs parents."

Noch an demselben Tage hatte Graf Winzingerode eine Be-

sprechung mit dem Herzog von Bassano — es ist wahrhaftig wie auf einer Maskerade oder in der alten Komödie, und es hält oft schwer, aus der Hülle der zahllosen gnädigen Herren, Durchlauchten, Hoheiten, Cousins die geschickten und energischen Männer herauszuschälen, welche noch vor Kurzem einfache Namen geführt —; Maret war es also, der Vertraute Napoleons, mit dem der württembergische Gesandte eine Konferenz hatte. Dabei brachte Maret zur Sprache, daß es den Kaiser besonders empfindlich berührt habe, in dem Schreiben des Königs die vielen Jahrhunderte erwähnt zu finden, während welcher die Württemberger schon unter dem Allerhöchsten Hause stehen. — Die ganze Welt wisse aber, daß der Kaiser seinen Thron nicht ererbt habe; keinem Menschen falle es ein, ihn darum weniger zu bewundern, warf der Gesandte ein. — Aber es sei nicht der richtige Moment, das zu erwähnen, entgegnete Maret. Darauf kam dieser auf die beiden Generale zu sprechen. Lange Zeit seien sie im Arrest gesessen, gab Winzingerode an, lange habe die Untersuchung gedauert; endlich seien sie freigesprochen worden, weil man von der französischen Behörde, von der man Beweismaterial begehrt, kein solches erhalten habe.

Von einem französischen Marschall, den die Generale v. Woellwarth und v. Walsleben nicht gekannt hätten, seien sie mittelst förmlicher Meldung beim Kaiser angeklagt worden, erklärte jetzt Maret. Der Marschall legte ihnen zur Last, in seinem Beisein, auf dem Gute eines polnischen Edelmannes schändliche propos gegen den König von Württemberg wie gegen den Kaiser gehalten und die bestimmte Absicht an den Tag gelegt zu haben, bei der ersten Gelegenheit zum Feind übergehen zu wollen.

Durch den Bericht des Grafen Winzingerode war König Friedrich in hohem Grade betroffen und beschloß sofort, in der Person seines Kabinetsministers, Grafen Ferdinand v. Zeppelin, einen außerordentlichen Gesandten nach Paris zu schicken. — Kronprinz Friedrich Wilhelm, den wir krank in Wilna verlassen haben, war soweit zu Kräften gekommen, daß er am 10. September die Reise in die Heimath antreten konnte; noch immer schwach und abgezehrt traf er am 9. Oktober 1812 in Stuttgart ein, erholte sich aber bald vollständig. Ihm sandte sein Vater den Gesandtschaftsbericht Winzingerodes zur Einsicht, wofür der Kronprinz dem König besonders dankbar war und in seinem Schreiben beifügte: „toute cette affaire peint si bien le caractère du personnage principal, qu' il est bien dommage que les circonstances

défendent impérieusement d'apporter à l'histoire du temps un trait si décisif pour rectifier les idées des contemporains.

C'est avec etc. Frédéric.*)

Schon am 14. Februar 1813 hatte Graf Zeppelin eine zweistündige Konferenz mit Maret, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris. Es kamen die alten Beschwerden Napoleons gegen den König von Württemberg zur Sprache. „Darauf", berichtete Zeppelin, „glaubte ich ganz besonders lang uud deutlich mich wegen der beiden Generale v. Woellwarth und v. Walsleben äußern zu müssen. Es gelang mir bald, den Minister zu überzeugen, daß Ew. Majestät nichts verabsäumt haben, um einen sichern Beweis zu erlangen, ob sie sich der angeschuldigten Vergehen wirklich schuldig gemacht haben, um nach dem Grade derselben bestraft zu werden." Graf Zeppelin hatte die Verhörprotokolle bei sich und konnte nachweisen, daß General v. Woellwarth gar nicht wegen verfänglicher propos angeklagt sei, und daß die Protokolle dem Fürsten von Neuchatel mit der Bitte zugestellt worden seien, nähere Indizien zur Fortsetzung der Untersuchung mittheilen zu wollen. Das gänzliche Stillschweigen des Fürsten von Neuchatel aber hätte zu der Ueberzeugung führen müssen, man wolle der Sache keine weitere Folge geben oder es lasse sich kein weiterer Beweis auffinden. Darauf Maret: er sei überzeugt bei dem Charakter des Fürsten von Neuchatel „qu'il a laissé tomber la chose d'autant plus qu'il ne s'agissait que de quelques propos inconsidérés."

Bald nach dieser Konferenz mit Maret hatte Zeppelin eine Audienz bei dem Kaiser, der mit vollständiger Ruhe alle Punkte erörterte. „Mit Besorgniß aber", schreibt Zeppelin, „sah ich dem Augenblick entgegen, wo von den beiden Generalen v. Woellwarth und Walsleben die Rede sein sollte. Angenehm überrascht aber fühlte ich mich, als mich der Kaiser am Knopfe meines Kleides nahm und sagte: Mon cher, les propos sont positifs. Vous pouvez en être sûr, mais je ne veux pas qu'on leur fasse un procès. Je ne veux pas les rendre malheureux; à quoi bon? Si le roi n'avait pas seulement choisi le moment actuel pour les remettre en activité; plus tard, je n'en aurais pas parlé!

*) Der Kronprinz nannte sich im dienstlichen Verkehr, als kommandirender General, stets Friedrich Wilhelm. In der Familie wurde er aber Friedrich, meist nur Fritz, genannt. Als König hätte er somit Friedrich II. geheißen. Es wird erzählt, daß er auf diesen Namen verzichtet habe aus Pietät gegen den von ihm hochbewunderten Friedrich den Großen, den Einzigen.

— Ich erklärte nun, sagt Zeppelin, daß Woellwarth gar keiner propos angeklagt war, und daß die ganze Aktivität Walslebens darin bestanden habe, daß dieser General zur Abholung eines Remontetransports nach Leipzig kommandirt war. Damit war alles abgethan."

Den Feldzug 1813 in Sachsen machten die beiden Generale in der That nicht mit. Die erste württembergische Truppe aber, die acht Tage nach der Schlacht bei Leipzig aus dem Königreich ausmarschierte, um sich den Alliirten anzuschließen, stand unter dem Kommando des Generals von Walsleben; es waren 2 Regimenter Infanterie mit einem Reiterregiment und einer Batterie. Walsleben hatte den Auftrag, sich mit dem General Wrede zu vereinigen und einen etwa bei Aschaffenburg versuchten Mainübergang der Franzosen zu verhindern; Woellwarth war Kommandant von Stuttgart geworden. —

Die Meinung durfte Napoleon bei seinen Bundesgenossen niemals aufkommen lassen, als ob auch er eingeschüchtert, zum Rückzug gezwungen werden könnte, als ob er einmal in einer Lage zu denken sei, in welcher er keine Wohlthaten spenden, keine Gaben vertheilen, keine Bestrafungen verhängen könnte. Solche Betrachtungen sind es wohl auch gewesen, die den gewaltigen Mann immer vorwärts nach Rußland hineingetrieben haben wie er, meinte, dem Feinde entgegen, um ihn zermalmend zu fassen und den Glauben an die eigene Unüberwindlichkeit neu zu stärken. Der Zauber seines Namens durfte keinen Stoß erleiden, de Firma seines Hauses mußte über allem Anderen stehen. Da hatte er alle Bundesgenossen sammt ihren Souveränen aus ganz Europa eingeladen als Mitkämpfer zunächst, aber zugleich als Zuschauer zu einem Schauspiel ohnegleichen. Niemals hatte er so viele Verbündete um sich gesehen und unter ihnen so viele Laurer zugleich und Kritiker. In Spanien, an der Donau gegen Oesterreich hatte ja immer nur ein Theil der dienstbaren Völker mitgefochen. Jetzt lag die Sache anders. Um keinen Preis durfte er als der Eingeschüchterte erscheinen.

So stürmte er fort von Etappe zu Etappe, verschlungen fast von dem endlosen russischen Boden, während um ihn Stück für Stück von dem Völkerheere abbröckelte und eine Wolke von Zurückgebliebenen und Marodeuren den Rücken und die Seiten des noch zusammenhaltenden Kerns umschwärmte. Auf einer der Etappen

werden dem Unersättlichen die Worte in den Mund gelegt: der Krieg von 1812 hat hier ein Ende, was er begonnen, mag der von 1813 vollenden. So schien der Eroberer Halt machen zu wollen, niedergedrückt von dem wachsenden Umfang seiner Aufgabe. Die nächststehenden Rathgeber verfehlten nicht auf den einzelnen Ruheplätzen: Wilna, Witebsk, Smolensk, die Gefahren des nahezu unbekannten Landes aufzudecken, das Schwinden der Machtmittel, die bedenkliche Stimmung im nördlichen Deutschland, namentlich in Preußen. Hätte Napoleon auf die Generale Rapp, Davoust, auf seinen Bruder Jerome, auf Graf Narbonne gehört, so wäre er den Grenzen von Preußen und Polen näher geblieben.

Napoleon befand sich in Wilna vom 28. Juni bis 16. Juli, hauptsächlich mit der Organisation Littauens, mit der Aufstellung der polnischen Streitkräfte beschäftigt. In dieser Zeit empfing er den letzten Unterhändler, den Kaiser Alexander zu ihm schickte, den Generaladjutanten Balachof. Die russische Armee sammt dem Kaiser Alexander hatte eben Wilna verlassen und einen eiligen Rückzug angetreten. Man wußte im französischen Lager, wie weit Rußland noch mit seinen Rüstungen im Rückstand sei, wie schwach seine Armee im Felde stehe. Um so mehr suchte Napoleon dem neuen Unterhändler zu imponiren. Erst wenige Tage waren verflossen seit der glänzenden Parade am Ufer des Niemen; in vollem Zuge strömte die große Armee ins feindliche Land herein und jetzt stellte man das Angebot, Friedensunterhandlungen könnten nur dann eingegangen werden, wenn die Franzosen wieder auf das linke Ufer des Niemen zurückgegangen seien. „Sagen Sie Ihrem Kaiser," herrschte deshalb Napoleon den Abgesandten an, „daß ich hier diesseits der Weichsel, ich versichere es auf meine Ehre, über 550000 Mann verfüge gegen Ihre 200000 Russen; wohlgezählte 550000 Mann." Er wisse es wohl, man suche ihm seine deutschen Bundesgenossen zu verführen, sie ihm abspenstig zu machen; man scheue kein Mittel, um die Preußen zur Desertion zu verleiten; ob das auch eine ehrliche Kriegführung genannt werden könne?

So umschlich den Gewaltigen stets das Gespenst der Sorge um die Treue der Bundesgenossen. Daher sein Jagen nach mauvais propos, esprit politique, daher die Heere von Spionen, mit denen er die fremden Truppenführer, die Gesandten und die Regierungen zu Hause umgab. Immer aber sei Napoleon noch nicht vorsichtig genug gewesen, erzählt uns heute Marbot in seinen Memoiren; denn sein Verderben sei ausgegangen von dem

blinden Vertrauen in die neuen Verbündeten Oesterreich und Preußen. Die Kontingente dieser zwei Mächte mußten nach der Meinung Marbots weit stärker verlangt werden und waren nicht auf die beiden Flügel, sondern in die Avantgarde zu stellen, „tant pour épargner le sang francais que pour être à même de surveiller ces nouveaux et chancelants alliés.“ Auch sei Napoleon von ganz falschen Voraussetzungen ausgegangen, als er glaubte, die französischen Bataillone, les troupes vraiment francaises, verstärken zu können dadurch, daß er mit ihnen die Bataillone der Bundesgenossen vereinigte. „So verdirbt man edlen Wein durch Zugießen schmutzigen Wassers“ fügt Marbot bei. — Na, damit hat er einen tüchtigen Zug aus dem alten Becher gethan; Wasser allein hätte es ja auch gethan, warum denn gerade schmutziges? Ein äußerst werthvolles Geständniß für jetzige und künftige Bundesgenossen Frankreichs.

Und Marbot fährt fort: „Diese Truppen der Bundesgenossen waren es auch, welche auf dem Rückzuge die Unordnung in die Reihen der Großen Armee trugen.“ — Da haben wir ja eine höchst einfache Lösung: nicht die bodenlos liederliche, unredliche Verwaltung war es, die den Soldaten verwilderte, nicht die russische Tapferkeit hat Abbruch gethan, da sie doch den Sieg von Borodino zu einem recht unvollkommenen machte und immer wieder anbiß; nicht die Unbilden des Klimas, nicht der rauhe Winter haben das Mark des Heeres aufgezehrt, — die Verbündeten sind es in erster Linie, welche die Schuld des Verderbens tragen, welche das in sie gesetzte Vertrauen so schlecht lohnten. Warum mußte sie aber Napoleon auch gerade auf die Flügel stellen, warum seinen edlen Wein durch schmutziges Wasser verdünnen?

Napoleon besaß eine vollkommene Kenntniß der Niederträchtigkeit der menschlichen Natur; alle ihre schlechten Eigenschaften: die Habsucht, Mißgunst, Rachegelüste, Selbstsucht wußte er in seinen Dienst zu stellen und durch sie seine Geschöpfe an sich zu ketten; die Ueberlegenheit und der Hochflug seines Geistes, eine unerschöpfliche Erfindungskraft, die bewundernswerthe Gestaltungsgabe, mit der er aus dem Erbe der Revolution die Vorbedingungen für eine neue Zeit zu schaffen wußte — all diese Eigenschaften haben ihm viele der Besten seiner Zeit gewonnen.

Aber in diesem Geiste hat keinen Raum gefunden das Verständniß für die Rechte Anderer, für die Bewegung der Geister, für die Schwingungen des Volksgemüths. Zum Dogma war bei

Napoleon und allen wahren Franzosen die Annahme geworden, daß es die erste Pflicht der anderen Völker sei, sich leiten zu lassen durch Frankreich zu ihrem wahren Wohl, ohne Murren und propos Gefolgschaft zu leisten, den Ruhm ihrer Güter und ihres Kunstfleißes an Frankreich zu überlassen, thätig zu sein für die Größe Frankreichs, überzeugt zu sein, daß dieses Land und seinen Herrscher auch für den schlimmen Ausgang eines Unternehmens niemals eine Schuld treffen könne. Damit sei aber zugleich der Boden geschaffen, auf welchem Frankreich im Stande sein werde, alle seine Liebenswürdigkeit zu zeigen; der Kaiser werde seine Zufriedenheit, seine Anerkennung ausdrücken, Belohnungen vertheilen.

Aus solchen Anschauungen heraus hat sich die gedankenlose Freude am Kriegführen entwickelt, am Waffenruhm an sich, die naive Lust, in fast kindischer Weise immer wieder neue Staaten und Völkerverbände zu schaffen, für diesen, für jenen Anspruch ein Etablissement zu gründen, die Geschichte und das Gedächtniß der Zusammengehörigkeit von Jahrhunderten zu verwischen, da ein Stück abzureißen, dort eines anzusetzen um den Kern des Ganzen, um Frankreich, herum, das in seiner Umhüllung langsam sich zu dehnen begann. Nur anspruchsvoll durfte man nicht werden nicht drängen, nicht an die alte Geschichte der eigenen Dynastie erinnern, nicht das verflossene Blut beklagen, die Lasten und Opfer der Bundesgenossenvölker, nicht die Namen der Todten öffentlich nennen, an der Landestrauer theilnehmen durch Abbestellung von Festlichkeiten. Alles das könnte ja einen Schatten auf Frankreich, auf seinen Herrscher werfen, und was galt am Ende alles Blut der verbündeten Völker, der Deutschen, Polen, Italiener, der Holländer und anderer, vergossen in Spanien, auf dem Felde bei Borodino, bei Dennewitz und bei hundert anderen Waffengängen? Der richtige Franzose hat es ja ausgeplaudert, es ist nichts als schmutziges Wasser.

Ob der französische Glaube ein anderer geworden ist? — Haute Maison ist ein kleiner Landsitz in der Nähe von Paris. Am 19. September 1870 saßen sich hier Jules Favre, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in der neugeschaffenen französischen Republik und der Kanzler des Norddeutschen Bundes, Graf Bismarck, gegenüber, um über die möglichen Grundlagen eines Friedensschlusses Abrede zu treffen. Jules Favre habe Geldsummen in jeder irgendwie erschwingbaren Höhe angeboten, Landabtretungen aber abgelehnt; denn solche würden für Frankreich erniedrigend, ja entehrend sein.

„Es gelang mir nicht, erzählt Bismarck, den französischen Minister zu überzeugen, daß Bedingungen, deren Erfüllung Frankreich von Italien verlangt, von Deutschland gefordert habe, ohne mit einem der beiden Länder im Kriege zu sein, Bedingungen, welche Frankreich ganz unzweifelhaft uns auferlegt haben würde, wenn wir besiegt worden wären, für ein nach tapferer Gegenwehr besiegtes Land an sich nichts Entehrendes haben könnten, und daß die Ehre Frankreichs nicht von anderer Beschaffenheit sei als diejenige aller anderen Länder.“

Henrik Ibsen.

Von
Philip H. Wicksteed.

Aus dem Englischen
von
F. v. A.

Kaiser und Galiläer, die Komödie der Liebe und die sozialen Dramen.

„Brand" und „Peer Gynt" enthielten scharfe Angriffe auf Norwegen, aber sie wurden von ebendemselben Volk, das sie so heftig angriffen, mit schrankenloser Bewundrung aufgenommen.

Man mag zweifeln, ob man noch anders wo einer ähnlichen Erscheinung begegnet. Dramen, die vernichtende Anklagen und sengenden Spott über Norwegen ausschütten, werden zu norwegischen Nationaldichtungen erhoben und erwecken in den Norwegern ein gesteigertes Gefühl ihres nationalen Seins, ihrer nationalen Bedeutung. Von Hohen und Niederen werden sie gelesen, ja Hunderte von Norwegern kennen sie fast auswendig, und die Sprache Norwegens, Norwegens Phantasie, der Reichthum sprichwörtlicher Weisheit und der Gedanken wird durch diese Dramen bereichert. Dem Wanderer, der die Felsenberge ersteigt und an den Fjorden vorüberschreitet, sind diese Dichtungen stets gegenwärtig, ihre wunderbaren Schilderungen stimmen so ganz mit der Szenerie überein die sie beschreiben, daß sie ihn über die Schneefelder und an den Ufern der kleinen Bergseen begleiten. Der Verfasser des „Peer Gynt" und „Brand" ist vergessen, er ist verloren gegangen, er

hat sich in den unsichtbaren, unpersönlichen Genius der Gegend verwandelt, die durch ihn erst Worte gefunden hat.

Aber mit Brand und Peer Gynt hatte Ibsen seine Polemik gegen sein Volk noch nicht abgeschlossen, es folgt auf sie im Jahre 1869 „der Bund der Jugend", eine Satire auf Norwegens politische Parteien und ihre Motive. Dieses glänzende Drama ist eines, das sich nur schwer in eine fremde Sprache übertragen läßt, aber der englische Leser ist dennoch in der Lage sich seine Ansicht über den Werth des Stückes in englischer Sprache zu bilden, und es ist auch nicht meine Absicht mich weiter mit demselben zu beschäftigen; ich will nur auf das Stück hinweisen, als auf das erste der Ibsenschen Dramen, das in der fließenden, schlichten, modernen Prosa geschrieben ist, welche alle Dialoge seiner späteren Werke charakterisirt und ihnen im Original die unvergleichliche Wahrheit und Natürlichkeit verleiht, die aber auch in der besten Uebersetzung unvermeidlich den Anstrich nüchterner Schmucklosigkeit erhält.

„Der Bund der Jugend" hemmte Ibsens Popularität, man nahm das Drama in seiner Heimath mit Empörung auf. Der philosophische Beobachter kann für seine Reflexionen viel Nahrung aus der Thatsache schöpfen, daß dasselbe Volk welches „Brand" und „Peer Gynt" nicht bloß bewunderte, sondern förmlich entzückt war, den „Bund der Jugend" grollend und entrüstet abwies. Aber auch das änderte sich. Mein Exemplar ist vom Jahre 1883 und zeigt, daß das Drama in diesem Jahr schon seine fünfte Auflage erlebte.

Nachdem Ibsen diese drei Dramen geschrieben hatte, wandte er sich endlich wieder seinem „Julian Apostata" zu, und im Jahre 1873 erschienen zwei Dramen, die „Cäsars Abfall" und „Kaiser Julian" benannt waren, oder zusammengefaßt „Kaiser und Galiläer" hießen.

In mancher Hinsicht ist dieses Werk Ibsens anspruchvollstes und umfassendstes. Es hat große Vorzüge, ja so große, daß es nicht leicht ist, zu viel darüber zu sagen; und dennoch ist es fast das einzige von Ibsens veröffentlichten Dramen, das man als einen künstlerischen Fehlgriff bezeichnen dürfte. Ich glaube, die Kritik wird in diesen beiden Punkten im Wesentlichen übereinstimmen. Das Drama legt von einem historischen Sinn Zeugniß ab, der um so anerkennenswerther ist, als Ibsen, der, wie man voraussetzen darf, kein große Kenner des Griechischen war, sehr abhängig von Uebersetzungen und Quellen aus zweiter Hand ge-

wesen sein muß und sich aus diesen dann selbst die Zeit des Julian lebensvoll gestalten mußte. In dem ersten Theil dieser Zwillingsdramen wird sowohl die unerträgliche Atmosphäre des Argwohns, der Heuchelei und Verrätherei, in welcher Julian seine Jugendzeit erleben mußte, lebendig geschildert, als auch dessen schüchterner, fieberhaft abergläubischer und doch anziehender Charakter. Seine heroische Kraftentfaltung, die sich dennoch niemals bis zum Heldenhaften entwickelte, sein Talent, das sich nie zum Genie erhebt, seine Fähigkeit, welche nie zu wahrhafter Größe erblüht; aber auch seine alles durchdringende, alles anfressende Eitelkeit. Alle diese Charaktereigenthümlichkeiten Julians treten uns deutlich entgegen. In dem zweiten Drama sind wir Zeugen des moralischen und geistigen Verfalls eines Fanatikers, dem die Begeisterung, die Inspiration fehlt. Julian ist ein Pedant aber kein Prophet, seine Pedanterie überwiegt seine Humanität und treibt ihn zu Handlungen, die ebenso abstoßend sind wie die wildesten Ausschreitungen der christlichen Fataniker, und viel weniger entschuldbar. Aber auch die Rolle eines Verfolgers kann er nur mit halbem Herzen durchführen; er scheut sich vor sich selbst und ist sich der Hohlheit seiner Sache fortwährend halb bewußt. Er kämpft einen hoffnungslosen Kampf gegen das Schicksal, aber die Hoffnungslosigkeit bringt die tragische Größe seiner Natur zu keiner Entfaltung, sondern beraubt ihn seiner Kraft und Lebensfähigkeit und drückt ihn zu unbedeutender Unentschlossenheit hinab; ja zuletzt treibt sie ihn in hilflosen Aberglauben und wehmüthige Selbstüberhebung. Es ist für alle eine Erlösung, vor allem für ihn selbst, als er endlich die Todeswunde empfängt und den ermüdenden Kampf aufgebend in den Ruf ausbricht: „Galiläer, du hast gesiegt."

Das ganze Gemälde ist mit tiefem Verständniß der historischen wie psychologischen Vorgänge gemalt, aber es läßt sich nicht leugnen, daß die Gespräche sich oft in die Länge ziehen und manchmal das erlaubte Maß übersteigen, ferner, daß das zweite der beiden Dramen keine genügende Entwicklung hat und das Interesse nicht hinreichend zu fesseln vermag, wenigstens nicht in den drei ersten seiner fünf langen Akte.

Aber trotz alledem giebt es vielleicht kein anderes Werk Ibsens, welches von demjenigen, der Ibsens soziale Dramen eingehend zu studiren beabsichtigt, so wenig übersehen werden darf, als dieses, denn hier, wenn irgend wo, hier im „Kaiser und Galiläer" spricht er sein förmliches Glaubensbekenntniß aus.

Julian erkennt vollständig, daß das offizielle Christenthum seiner Zeit hohl und heuchlerisch ist, daß es die Menschen nicht geistlich macht, sondern nur alle irdischen Freuden mit zerstörendem, erniedrigenden Bann belegt. An Stelle der vernichteten Schönheit der alten heidnischen Religion der Freude, ist eine Religion des kriechenden Aberglaubens, der Furcht, des Feilschens und des Betruges getreten.

Aber nun, da diese neue Religion einmal da ist und die alte Religon unter ihrer Gluth verdorrt, ist es ein vergeblicher Versuch, diese alte Religion wieder zurückrufen zu wollen. Wohl vermag ein Mensch sich aus der Gegenwart zu retten, indem er sich in die Vergangenheit zurückversetzt, aber die Vergangenheit selbst kann er nicht in die Gegenwart zurückzaubern, sie kann er nie wieder lebendig machen.

Julian hat seine Stirn mit Weinlaub bekränzt und sucht ein neues Leben der Freude, der Freiheit alter Zeiten hervor zu zaubern, er beginnt aber eine Unterhaltung, welche in seinem Herzen den Gedanken an den leidenschaftlichen Ernst der ersten Zeit des Christenthums wachruft und bricht dabei in das Bekenntniß aus, daß das wahre Leben nur im Feuer des Martyriums, unter der Dornenkrone zu finden sei; da berührt seine Hand die eigne Stirn und streift das Weinlaub, traurig nimmt er den Kranz ab und betrachtet ihn, dann aber wirft er ihn weit von sich mit dem schmerzlichen Ausruf: „Die neue Wahrheit ist nicht mehr wahr und die alte Schönheit ist nicht länger schön!“

Dennoch aber versucht er immer aufs Neue, die alte Schönheit wieder zu erlangen, obgleich er fühlt, daß sie nur hassenswerth geworden ist. Während er im bacchantischen Zuge durch die Straßen zieht, das Pantherfell um die Schultern, umgeben von dem wilden Chor der Zecher, versucht er es sich einzubilden, daß er die alte Schönheit wieder aufrichtet, aber kaum ist er allein, so fühlt er auch, wie häßlich und hohl das alles ist. Eine Bande Trunkener und Dirnen, welche für den Aufzug in der Straße bezahlt werden, eine Volksmasse, die, erschreckt oder belustigt, verwirrt zuschaut und die um dem Kaiser zu gefallen, in erkauftes Beifallsgeschrei ausbricht — ein Jubelgeschrei ohne Jubel, ohne innere Betheiligung, ohne inneren Widerhall — ist das schön? — Schön, ach nein; er ruft nach seinem Bad, einem Bad für Körper und Seele, um sich den üblen Geruch von alledem abzuwaschen.

Und so in dem Widerstreit der Philosophie gegen den Aber-

glauben, der Duldsamkeit gegen den Fanatismus, der Schönheit und Freiheit gegen angstvollen Ernst, hat er seine Stellung gewechselt ohne es selbst zu wissen.

Er findet sich wieder inmitten eines Kreuzzuges gegen den Luxus, die Weltlichkeit und Gleichgiltigkeit, er strebt nach neuer Heiligung der Menschen, anstatt sie zu offener, freier Lebensfreude zurückzuführen. Der Galiläer hat mit seinem Zauberbann die Welt umgarnt und der Feind vermag ihm ebensowenig zu entrinnen wie der Anhänger.

Klar genug tritt zu Tage, worin Julian irrt, aber was wäre das Richtige gewesen?

Das Christenthum, das er kannte, war wurmstichig, zu ihm konnte er kein Herz fassen, aber der rechte Weg hinaus, zu etwas besserem lag vorwärts, nicht rückwärts.

Diese Lehre wird uns durch die mystische Person des Maximus in einer Weise mitgetheilt, die, man muß das gestehn, unsere Geduld auf das härteste prüft. Das „dritte Königreich", das weder das des Kaisers noch des Galiläers ist, und doch beides, das nicht die Herrschaft des Fleisches, noch die des Geistes, sondern wiederum beides ist — ist nicht das Reich der Schönheit noch der Wahrheit, sondern — beides. — Dieses „dritte Königreich", diese Zusammenfassung, Zusammenstimmung aller der unvollkommenen Vorgänge, zu der alles unbewußt hindrängt, das sich gegen das Bestehende auflehnt, das aber Niemand beschreiben kann, da Niemand das noch Ungeborene gesehen hat — dieses „dritte Königreich" kann nur erlangt werden durch Vergangenheit und Gegenwart. Die Schönheit der Kindheit stirbt, geht aber nicht verloren, denn sie geht in die Jugend über, die Schönheit der Jugend stirbt, geht aber nicht verloren, wenn das Mannesalter auf sie folgt. Zu seiner Kindheit kann man nicht zurückkehren, man muß vorwärts; will man sich beides, sowohl Kindheit wie Jugend, bewahren, so findet man sie wieder, wenn auch umgestaltet im Mannesalter.

Jede reaktionäre Lösung der sozialen und religiösen Probleme wird also entschieden verworfen. Wenn Wahrheiten, welche die Menschen einst begeisterten, nur noch Schlagworte sind, so liegt die Rettung in einem Fortschreiten, bei dem der Geist, der wesentliche Inhalt der alten Wahrheit mitgenommen wird, aber umgestaltet und umgewandelt; nicht aber im Zurückschreiten durch den Versuch das Sterbende zu erhalten, die todten Formeln wieder zu erwecken.

Ja noch mehr: Die bloße Thatsache, daß eine Wahrheit aufgenommen, anerkannt und ausgestaltet wird, daß man sie begünstigt, gewaltsam fördert und einsetzt, kann schon dazu führen, sie zu einer Lüge zu machen, denn es kann dazu führen, daß sie eine Konvention wird anstatt eine gestaltende Kraft, eine Ueberlieferung anstatt eine Ueberzeugung, ein Bekenntniß statt ein Glaube. Deshalb wies das von Julian zurückgeführte Heidenthum neben seiner eignen reaktionären Unwirklichkeit auch noch alle Laster des staatlich anerkannten Christenthums auf, das es verdrängen sollte; und die einzig belebende Wirkung, welche Julians Eifer für das Heidenthum hatte, war der reinigende Einfluß auf das verfolgte Christenthum. Hier, aber auch nur hier, hatte er wirklich Erfolg: denn hier trägt er dazu bei, die Christen neu zu beleben, er treibt sie den neuen Wahrheiten zu, nach denen zu suchen sie bereits verlernt hatten.

Das ist es, was, wie ich meine, Ibsen mit seinem „Kaiser und Galiläer" zu sagen beabsichtigt; und wir werden sehen, wie sehr sich das alles auf: Glaube nnd Skeptizismus, Fortschritt und Reaktion in unseren Tagen anwenden läßt, und was für eine Fluth von Licht dadurch auf Ibsens Stellung zu allen Problemen des modernen Lebens in seinen sozialen Dramen geworfen wird. Meine Aufgabe neigt sich nun ihrem Ende entgegen, sie war eine doppelte. Meine erste bestand in dem Versuch, während meiner früheren Vorträge einige Gründe aufzuweisen, die mich berechtigen, Ibsen einen Dichter zu nennen. Meine zweite war, die leitenden Fäden aufzusuchen, die uns zu dem Verständniß seiner späteren Werke führen können und die man in seinen früheren lyrischen Arbeiten, sowie in seinen ersten Dramen findet.

Wir können alles zusammenfassend unsere bisher erlangten Resultate so bezeichnen: Wir haben gesehen, daß Ibsen mit der Gesellschaft in der er lebte, im Kampfe stand, so wie auch mit dem Lande, in dem er geboren war; wie er danach ringt, sich unter engen und verengenden Lebensbedingungen auszusprechen und wie er ankämpft gegen Ueberlieferungen, welche sich verbraucht haben und unfruchtbar geworden sind. Wir sahen, wie er in einer idealen Vergangenheit Trost suchte, aber mit der innerlich stets wachsenden Ueberzeugung, daß das wahre Leben nicht in der Vergangenheit, sondern in der Gegenwart gelebt werden muß. Wir sahen, wie sich seine Verachtung von Engherzigkeit, Selbstsucht und Hartherzigkeit, in „Peer Gynt" und „Brand" wie Lavaströme ergoß, und

wie durch den Sturm und die Klagelaute dieser zwei so schwer zugänglichen Dramen und durch den leidenschaftlichen Drang sich auszusprechen, sich darzustellen, doch auch die weicheren Töne göttlicher und romantischer Liebe durchklingen — allerdings unter nur halb unterdrücktem rebellischem Protest und in einem Idealismus. der mit der Verzweiflung nahe verwandt ist. Wir sahen, wie er endlich mit immer klarerem Selbstbewußtsein zu der Frage der Fragen gelangte: Wie kann man die Selbstentäußerung, welche die Gesellschaft verlangt, mit der Selbstrealisirung vereinigen? Dieser Anspruch ist berechtigt für das Individuum und ist eine Lebensbedingung für die Gesellschaft selbst. Wie muß das Leben der Gesellschaft, wie müssen unsere Pflichten ihr gegenüber beschaffen sein, damit die Gesellschaft, statt das Leichenhaus jedes freien, individuellen Lebens zu bilden, Stütze und rechter Ausdruck für dasselbe wird? Ibsen beantwortet die Frage in der Weise, daß er uns zu zeigen sucht: Wenn eine Gemeinschaft lebendige Ideale hat, so wird das Gemeinschaftsleben dazu dienen, das Leben des Einzelnen zu erweitern, zu erhöhen, und das Individuum sowohl Gelegenheit zur Selbstbethätigung als zur Selbsthingabe finden. Wenn aber die Ideale einer Gemeinschaft todt sind und an ihrer Stelle Lügen und leere Formen herrschen, dann wird die Gesellschaft es stets versuchen, das Leben des Einzelnen, der zu leben wagt, zu ersticken, zu tödten. Wir sehen, daß die einzige Rettung aus diesen todten, versteinerten, konventionell gewordenen Idealen die einzige Möglichkeit einer Auferweckung zu einem höheren Dasein im Fortschritt und nicht im Rückschritt liegt; die todte Materie muß abgehauen und fortgeworfen werden, wie man eine Leiche über Bord wirft; derjenige ist der Größte, der uns zu einem neuen Leben erweckt, uns neue Ideale schafft, aber auch der schon ist groß, der uns aus dem trüben Brüten über das Todte hinaushebt und uns von den vergeblichen Versuchen befreit, dieses Todte ins Leben zurücklügen oder galvanisiren zu wollen.

Haben wir dieses alles erkannt, so verstehen wir die Absichten und die Aufgabe Ibsens „des Dichters des Zweifels".

Genügt es nicht nach all dem schon gesagten nur noch die Namen seiner sozialen Dramen aufzuzählen? „Die Stützen der Gesellschaft", „Das Puppenheim", „Die Gespenster", „Der Volksfeind", „Die Wildente", „Rosmersholm", „Die Frau vom Meere", „Hedda Gabler".

Der Dichter des Zweifels hat seine Mission gut erfüllt. Er

würde wenig Bedeutung für uns haben, wenn er blos Cyniker wäre, wenn er kein Auge für die Schönheit und keinen Glauben an das Edle im menschlichen Charakter hätte, wenn er nur sehen könnte und sehen wollte, was niedrig und abstoßend ist; aber der, von dem wir reden, ist der Schöpfer von Lona Hessel, Martha Bernick und ihrer Schwester, von Dr. Stockmann und seiner Frau und Tochter, von Hedwig Ekdal und Juliane Tesmar. Ich für meine Person könnte noch so manche andere Namen nennen, aber sie könnten vielleicht angestritten werden, und diese genügen, um den Dichter des Zweifels von der Anklage des unterschiedslosen Cynismus zu reinigen.

Ferner ist dieser Dichter des Zweifels kein Dichter der Verneinung. Wir haben viele Apostel der Negation gehabt, welche meinen, sie hätten das Wort der Befreiung in dem Evangelium der Vernunft gefunden, in der Ablehnung alles dessen, von dem die Vernunft keine Rechenschaft zu geben vermag; wie viele unter ihnen, wenn sie sich vor Ibsens Richterstuhl stellen wollten, würden mit der leichtherzigen Ueberzeugung von dannen gehn können, daß alles, was sie nicht beweisen können, bloßer Aberglaube ist? Wahrlich, der furchtbare Dichter des Zweifels wird sie ebenso wenig verschonen, als andere Gläubige. Es giebt noch manche, außer Frau Alwing, welche Empfindungen, für die sich keine Vernunftgründe angeben lassen, für bloße „Gespenster“ halten; — kennen sie die Bedeutung ihres Glaubens? Wenn nun diese Leute mit Frau Alwing durch die Schrecken der Nacht gehen, in der sie selbst zum Richter darüber aufgerufen wird, ob jeder ihrer natürlichen Instinkte, ja sogar der Zentral-Zweck, die Leidenschaft ihres ganzen Lebens nicht solch ein „Gespenst“ war, dann werden sie wenigstens ernüchterter und geläuterter aus dieser Feuerprobe hervorgehn, und ihre glatte Zuversicht auf die eigne Unabhängigkeit von der Vergangenheit wird so weit erschüttert worden sein, wie das vielleicht nur durch Ibsen geschehen konnte, denn er bringt sie zu der Erkenntniß, daß sie da kaum angefangen haben zu fragen, wo sie schon die Antwort zu haben meinten. Oder, ließe sich noch irgendwo anders ein durchdringenderes Licht finden, als in „Rosmersholm“, das den Selbstbetrug von Mann und Weib beleuchtet, wenn sie glauben, sie dürften in ihrer gegenseitigen Beziehung zu einander die aufgespeicherte Weisheit und Erfahrung der Zeiten als überflüssige Formen bei Seite werfen, als etwas, das auf sie keine Anwendung finde, ob-

gleich es die Errungenschaft, die Gebote der menschlichen Gesellschaft sind?

Wo sonst, als in „Rosmersholm“ finden wir eine kühnere oder männlichere Darstellung, sowohl einerseits von der Nothwendigkeit als andererseits von der Gefahr, die in dem Bruch eines moralischen oder religiösen Gesetzes liegt, das, obgleich es veraltet ist, noch gilt, weil es bisher durch kein neues ersetzt worden ist?

Und dann wieder, wenn Jemand meint, er habe die richtige Lebensformel gefunden in dem Kriegsruf gegen alle Lüge, alles hinterhaltige Konventionswesen, und nun glaubt, er verstände die Tiefe einer Wunde zu ergründen und nicht bloß ihre Oberfläche zu streifen, der begleite nur Gregors Werle auf seinem Kreuzzug und lerne an ihm, wie leicht man meint, die Füße eines Menschen auf den Felsen der Wahrheit zu stellen, während man thatsächlich nichts weiter erreicht, als daß er nach Grundsätzen handelt, die er aus zweiter Hand empfangen hat, oder sich zu Gefühlen bekennt, die er weder nachempfindet, noch auch versteht.

Ich weiß nicht wo ich aufhören soll, denn wir können kaum eins von Ibsens sozialen Dramen lesen, ohne daß wir dazu gezwungen sind, uns einzugestehen, daß wir bei der eigenen Erforschung unserer Fragen irgendwo zu früh aufgehört haben, ohne deren volle Bedeutung ergründet zu haben; und daß wir uns mit einer Antwort zufrieden gegeben haben, die uns über unsere Pflicht, tiefer zu forschen, hinwegtäuschte und uns der Kraft dazu beraubte.

Wahrlich, der Dichter des Zweifels hat seine Mission erfüllt, aber die Welt sagt von ihm, er sei „unmoralisch“; was meint sie damit?

Will man damit sagen, daß es die moralische Natur des Menschen kräftigt, nur das Edle und Schöne zu betrachten, und daß es sie schwächt und vergiftet, wenn man sie häufig veranlaßt, Häßliches, Schmutziges und Unedles zu betrachten? Daß es Menschen giebt, die einen ungesunden Reiz in der Annäherung an das Hassenswerthe empfinden, und wieder andere, die in verhängnißvoller Weise von dem gefesselt werden, was sie verabscheuen, und daß Ibsen in dieser Hinsicht moralisch niederdrückend wirke? Wenn man das meint, so glaube ich, daß darin etwas Wahres liegt. Ich bezweifle nicht, daß Ibsen einigen Lesern moralisch geschadet hat, schadet und noch schaden wird, dasselbe läßt sich auch von Thackeray sagen und aus sehr anderen Gründen auch von Goethe, Carlyle und noch manchen anderen.

Aber vielleicht meinen die Menschen doch noch etwas anderes, wenn sie sagen, daß Ibsen unmoralisch ist! Sie meinen vielleicht, daß er das Laster anziehend erscheinen läßt, und daß er die Einbildungskraft zu lasterhafter Thätigkeit anspornt? Ich vermag eigentlich nicht zu glauben, daß irgend ein Mensch, der Ibsen gelesen hat, ihm einen solchen Vorwurf machen kann; aber Menschen, die ihn gelesen haben, drücken sich unglücklicher Weise, wenn sie mit anderen, die Ibsen nicht kennen, über ihn sprechen, so aus, daß es den Anschein gewinnt, als könne man ihm das zum Vorwurf machen.

Oder meint man, daß Ibsens Werke dazu beitragen, die Gedanken über die moralischen Folgen zu verwirren und dadurch den moralischen Halt schwächen?

Insoweit als seine Schriften eine furchtbar zersetzende Kraft besitzen, können sie wohl den Menschen in eine solche Verfassung bringen, daß er alle sittliche Erkenntniß verneint und den damit hervorgerufenen Gefahren anheimfällt; aber dasselbe kann man von jedem sagen, der einmal fest angenommenen Ideen entgegentritt; und Ibsen ist in seltenem Maße frei von der Sünde, Talmigold für echtes auszugeben, und an der Anerkennung des echten Goldes der Menschen läßt er es auch nie fehlen, wo er dasselbe findet. Sowohl bei Ibsen wie bei Thackeray ist das Wesentliche, der Hauptpunkt immer wahr.

Was aber liegt denn aller Moral eigentlich zu Grunde, bildet ihre Basis? Ist es nicht das Gefühl von der Größe der Folgen, die alle unsere Gedanken, Worte und Werke nach sich ziehen? Wer dieses Gefühl der Verantwortung untergräbt, tödtet oder niederdrückt, ist ein wirklich unmoralischer Schriftsteller; kann aber einer dieser Vorwürfe Ibsen gemacht werden? Wer in unserer Zeit hat es wohl mit größerer Kraft gezeigt, welche Bedeutung das, was wir thun, denken und sind, für andere hat, als Ibsen?

Und wer hat uns so wie er die Verantwortung klar gemacht, die wir tragen, sowohl wenn wir heuchlerisch den landläufigen Gesetzen und Glaubensbekenntnissen folgen, als wenn wir sie leichtfertig verwerfen?

Doch nun genug von dem so seichten Vorwurf seiner Unsittlichkeit. Wenden wir uns lieber dem Hauptproblem der Ibsenschen sozialen Dramen zu. Mir scheint, das Problem liegt in den Beziehungen des Individuums zu seiner persönlichen, seiner gesellschaftlichen Umgebung. Jedermann, der über die gesellschaftlichen Beziehungen nur ein wenig aufmerksam nachgedacht hat, weiß, daß unser persönliches,

unser individuelles Leben in und durch unsere menschliche Umgebung zur Entwickelung gelangt, und dann erst völlig und reich zum Ausdruck kommt, wenn es aus sich selbst heraustreten und in gewissem Maß sich in dem Leben anderer verlieren kann; andererseits ist es aber gerade das Leben dieser Anderen, das sich uns als hindernde, uns lähmende Macht entgegenstellt, eine Macht, die uns konventionelle Formen und Unwahrheiten aufdrängt und uns dadurch hindert, jemals ganz wir selbst zu werden. „Um ein Selbst zu werden, muß man sein Selbst vernichten," jawohl! Aber unglücklicher Weise vernichtet man sich auch sonst noch, ohne dadurch sein Selbst auszugestalten — und es giebt viele, die das thun.

Es giebt nun einen ganz besonderen Fall, in dem das Problem der Selbsthingabe und der Selbstrealisation so deutlich und doch so verwickelt ist, daß es nothwendiger Weise ein ganz spezielles Interesse für Ibsen haben muß; und das umsomehr, als die konventionelle Moral und alte Tradition die wahre Natur dieses Falles völlig zu übersehn liebt. Es ist das Problem von dem Leben der Frau innerhalb der Ehe. Hier liegt das ganz besondere Feld für den kühnen Frager, dessen Stimme man, wenn man sie einmal gehört hat, wohl verdammen oder verlachen kann, niemals aber wieder vergessen wird.

Das Weib, das ein eigenes Leben, eine Individualität besitzt, ehe sie heirathet, ist in so hervorragender Weise berufen, die Selbsthingabe mit der Selbstrealisation zu verbinden und zu versöhnen, daß selbst der Blindeste das einsehen muß, wenn seine Aufmerksamkeit einmal darauf hingelenkt worden ist. Vater zu werden ist ein Ereigniß, Mutter zu sein ein Beruf. Der Mann heirathet und bleibt anscheinend unverändert, sobald aber eine Frau heirathet, wird sie eine andere. Sie wechselt ihren Namen, sie wechselt ihr Heim, sie wechselt ihre Beschäftigung, und ihr neuer Name, ihr neues Heim, ihre neue Thätigkeit werden durch ihren Mann, ihre Kinder bedingt. Folglich ist die Ehe vom Standpunkt der Frau aus das Problem der Gesellschaft; in ihr ist das Problem der Selbsthingabe und der Selbstrealisation zusammengedrängt und unter einen Brennpunkt gestellt. Wohl begegnen wir, Mann und Weib, diesem selben Problem in allen Lebensbeziehungen, aber nirgends tritt es uns gegenständlicher entgegen, wird uns so greifbar, wie in der Ehe. Ferner ist der Wechsel in dem Leben einer Frau, sobald sie heirathet, ein so großer, daß die Ehe ihr fast eine vollständige Befreiung verspricht aus allen sie bedrückenden, einengen-

den, quälenden Verhältnissen. Sie hat wenigstens einen Scheingrund auf ihrer Seite, wenn sie sich von ihrer früheren Umgebung trennt und es nicht begreift, daß sie selbst der größte und wichtigste Faktor in ihrem Leben ist. Sie sehnt sich nach Befreiung und hofft, daß ihr die Ehe eine Laufbahn eröffnen wird. Der Mann mag aus den verschiedensten Gründen in die Ehe treten, aber wohl kaum jemals um durch sie einen Beruf zu finden. Daher ist für die Frau die Versuchung zu einer verfeinerten Form der Käuflichkeit bei der Eheschließung größer. Während sie scheinbar dem Mann, der sie liebt, ihr Herz schenkt, verkauft sie sich häufig nur, um einen Beruf, eine Stellung zu erlangen.

Ellida: Nun höre, Wangel! Warum sollen wir uns gegen seitig belügen und uns selbst?

Wangel: Belügen, sagst du! Thun wir denn das?

Ellida: Ja, das thun wir, oder wenigstens verbergen wir vor uns die Wahrheit. Die nackte, reine Wahrheit ist gerade die, daß du zu uns herauskamst und mich kauftest!

Wangel: Dich kaufte! Sagtest du, kaufte?

Ellida: Oh! ich war nicht ein Atom besser als du, ich ging darauf ein. Ich ging hin und verkaufte mich Dir.

Wangel: Ellida, hast du wirklich das Herz, das so zu bezeichnen?

Ellida: Wie soll ich es denn anders nennen? Du konntest die Leere deines Hauses nicht länger ertragen, du sahst dich nach einer zweiten Frau um.

Wangel: Und nach einer neuen Mutter für meine Kinder Ellida!

Ellida: Nun, vielleicht auch das, obgleich du nicht im Entferntesten wußtest, ob ich für diese Stellung wirklich geeignet war. Du hattest mich bloß ein- oder zweimal gesehn und mit mir gesprochen, ich gefiel dir, und so —

Wangel: Ja, ja, nenne es, wie es dir gefällt.

Ellida: Und ich meinerseits! — da war ich ganz hilf- und mittellos und völlig allein. Es war so natürlich, daß ich darauf einging, als du kamst und mir anbotest, während meines ganzen Lebens nach mir zu sehn. —

Ellida fühlt, daß sie zu einer Handlung gedrängt worden war, die sie einen Kauf nennt, ihr Mann aber eine Heirath. Zu derselben Zeit, während sie in dieser Weise mit ihm redet, trifft Bolette mit Arnholm eine Vereinbarung, zwar unter sehr anderen Be-

dingungen, aber eine, die ihrem Wesen nach doch von der gleichen Natur ist. Nora Helmer und Frau Alwing sind muthmaßlich ebenso zur Ehe gelangt und gelobten eine Hingabe ihres Selbst, noch ehe sie zu einem Bewußtsein über sich gelangt waren. Keine von beiden vermochte wirklich zu wählen, noch wußte sie was sie that. Hätten sie die Möglichkeit einer Wahl gehabt, so würden sie erkannt haben, daß ihr Problem das Problem des Lebens ist — sich selbst zu finden, in dem man sich verliert.

Ich bin davon überzeugt, daß es diese typische Bedeutung der Ehe ist, und nicht ein besonderes Interesse für die sogenannte „Frauenfrage", das Ibsen immer wieder auf dieses Thema zurückführt. Wenn man seine Individualität unterdrückt, so hat man kein Leben, und wenn man sie zur Geltung bringt, so giebt es Krieg und Chaos. Das Prinzip des Lebens finden wir, wenn wir eine starke Selbstbetonung und Selbstentäußerung in Einklang zu bringen vermögen, und die Nothwendigkeit, diese Harmonie zu erlangen, wird uns förmlich aufgezwungen, sobald wir an eine Eheschließung denken. Die bloße Freiheit bei der Wahl, auf welche Ellida Wangel und Nora Helmer solches Gewicht legen, ist nur eine Bedingung, aber nicht die Hauptbedingung zu einem gesunden Leben. Hedda Gabler ist weder zu ihrer Heirath gezwungen worden, noch ist sie ohne klares Bewußtsein in die Ehe getreten, mit voller Ueberlegung und in schamlosester Weise bezahlt sie den entzückten und geschmeichelten Tesmar mit der gefälschten Münze ihrer Liebe dafür, daß er es ihr ermöglichte, sich von einer Laufbahn zurück zu ziehen, die sie völlig beendet hatte, und ihr den Eintritt in eine neue vermittelte, welche ihr die beste zu sein schien, die sie noch für sich ersinnen konnte. Das Resultat dieser Ehe kennen wir! — Ohne den Willen der Selbsthingabe wird auch trotz freier Wahl keine Selbstrealisation gesichert sein.

Ibsen kann mit Recht von sich sagen, daß seine Stärke im Fragen besteht, nicht im Antworten. Auf diesem speziellen Gebiet begann sein Fragen sehr frühzeitig, und damit komme ich auf den einen Punkt meiner Aufgabe, den ich noch nicht berührt habe. Es giebt von Ibsen ein metrisches Drama, das zu seinen glänzendsten und berühmtesten gehört, und dessen ich noch garnicht Erwähnung gethan habe. Es ist seine erste Arbeit über die Zustände der modernen Gesellschaft, seine erste Satire, und die erste seiner

Aeußerungen, welche den empörten Widerspruch hervorrief, der von da an bis zum heutigen Tage immer wieder gegen ihn aufflammt.

Ich meine „Die Komödie der Liebe", welche im Jahre 1862 von Ibsen geschrieben wurde, als er noch in Christiania lebte. Das Drama behandelt die Liebe, das Hofmachen und die Ehe. Held und Heldin sind: Falk, ein junger Dichter und Schriftsteller, und Swanhild, die älteste Tochter der Dame, in deren Hause er als Pensionär und Kostgänger lebt.

Uns Engländern erscheinen die Begriffe und Gewohnheiten, welche in Betreff des „Hofmachens" oder „Werbens" auf dem Kontinent allgemein gelten, stets höchst lächerlich, und Ibsens erbarmungslose Satire wird allen den Engländern viel Vergnügen bereiten, die glücklich genug sind, das Drama im Original lesen zu können, aber schwierig ist es denen, die sich nicht in dieser glücklichen Lage befinden, einen Begriff von demselben zu geben. Wie soll ich ihnen die Schaar der flatternden jungen Damen und Mütter schildern, die bei jeder Ankündigung einer Verlobung von Entzücken durchbebt werden; wie die Aufregung, welche alle beherrscht, wenn man von den „kleinen Mißverständnissen" der Neuverlobten Kunde erhält, oder den offiziellen Eifer, mit dem man eine Versöhnung herbeizuführen sucht; wie die entzückten Ausrufe, als Jemand Lind Annas Handschuh küssen sieht? Und dann wieder die Täuschung, den Aerger, als die Liebenden es müde werden, sich zeigen zu lassen; der Schreck, als es dem armen gequälten „Quarry" (wie ihn sein Freund nennt) gelingt, auf einen Augenblick zu entfliehn; und wie der Pfarrer jede Gelegenheit ergreift, um in feierlichem Ton über die Schönheit und Heiligkeit der häuslichen Freuden zu reden, und dabei seine Hand leicht nach seinen acht Töchtern hinbewegt (acht von seinen zwölf), die mit ihrer Mutter auf der Bildfläche anwesend sind, lebendige Zeugen für die Wahrheit seiner Worte; oder endlich die schluchzende Matrone, welche, mit an die Augen gedrücktem Taschentuch, zartfühlend an ihren Ruf als Heirathsstifterin erinnert, da sie sieben Nichten verlobt hat — und alle mit Kostgängern aus der Pension? — Und doch, wenn der Vorhang vor Mann und Frau, den verlobten Paaren, sowohl den alten wie den neuen, während sie sich küssen, niederfällt, unter dem großen Triumph-Chor der Liebe, da empfindet man eine Trostlosigkeit, wie man sie sich kaum größer vorstellen kann, und dieses Gefühl verschlingt und unterdrückt alles Vergnügen und macht die Schlußszene in der „Komödie der Liebe" zu einer der traurigsten in Ibsens Werken.

Gleich im Beginn hat Falk es mit Widerwillen und Verachtung bemerkt, wie die Veröffentlichung zugleich das Grab der Liebe wird. Sobald der Liebende zum privilegirten Verlobten seiner Braut befördert worden ist, erstirbt die Poesie des Lebens. Falk sieht den Pfarrer, der einst der öffentlichen Meinung so muthig entgegentrat und in seiner Jugend seine ganze Zukunft wagte, um des Mädchens willen, das er liebte, er sieht und findet nichts anderes mehr an ihm, als die Verkörperung alles Gewöhnlichen, Konventionellen und weltlich Respektablen. Er blickt auf Styver, der einst nur schäumende Poesie schrieb, der seine Feder nicht beschnitt, sondern sie stimmte, und der nun seine Verlobte mit mehr als ehelicher Gleichgiltigkeit behandelt; oder auf seinen Freund Lind, der nur so lange von seiner Liebe berauscht war bis seine Verlobung bekannt wurde, und der nun verstohlen nach Augenblicken späht, um seiner Anna, ihren Freundinnen und Tanten zu entschlüpfen — sie alle erscheinen ihm wie Leichen — nur er und Swanhild, deren Herzen nicht vor aller Welt offen daliegen, ja die so weit davon entfernt sind mit ihrer Liebe zu paradiren, daß sie sich nicht einmal mit einander darüber ausgesprochen haben, sondern, wie eine moderne Ausgabe von Benedix und Beatrice, in einem ewigen Krieg miteinander leben, — nur sie beide scheinen ihm wirklich zu leben.

Aber so kann es natürlich nicht bleiben. Ein Mißverständniß zwingt Falk zu einer leidenschaftlichen Erklärung, da er sonst Swanhild zu früh zu verlieren fürchtet: aber seine Erklärung ist der Höhepunkt männlicher Selbstsucht und Arroganz, Eigenschaften, die Ibsen so vortrefflich zu zeichnen versteht. Er fühlt, daß er ein Falke ist, der gegen den Wind zu fliegen hat, und er bedarf Swanhilds Unterstützung und Inspiration, um die Höhe seines dichterischen Schaffens und Ruhmes erreichen zu können. Ihre ruhmvolle Aufgabe soll es sein, seinen Glauben an die Liebe und Schönheit vor dem Fall zu bewahren, so lange der Frühling seines und ihres Lebens währt; sobald sie aber diese hohe und edle Mission erfüllt hat, sobald der Herbst beginnt und die Blätter fallen, da darf die Welt sie wieder zurückfordern und dann sollen ihre Wege sich scheiden. Natürlich sollen ihre Beziehungen zu einander rein geistiger Natur bleiben, ein ideales Verhältniß, das durch die niedren Sorgen wie sie Verlobung und Ehestand mit sich bringen, nicht befleckt werden soll, die das Grab der Liebe sind.

Als Antwort ertheilt Swanhild Falk eine Lektion, unter der

er sich windet. Aber das Resultat ist, daß er mit einer leidenschaftlichen Energie, wie er sie noch nie früher im Leben zur Erreichung irgend eines Zwecks angewandt hat, jetzt beschließt, sie sich als sein Weib zu erringen und nun bis zum Aeußersten den Beweis zu liefern, wie falsch sein bisheriges Bekenntniß gewesen ist.

Wahre Liebe braucht vor keiner Prüfung, keinem Druck des praktischen Lebens zurückzuscheuen; den anderen Paaren, sowohl den getrauten, wie den verlobten, ist die Lebenslust nicht deshalb ausgegangen, weil sie dem Realen statt dem Idealen nachgegangen sind, sondern weil sie selbst so irdisch, so erdgeboren sind. Er und Swanhild werden das beweisen! —

Seine Satiren werden nur noch immer schärfer, aber es klingt ein Ton des Triumphs hindurch, und während er auf die Paare, die verheiratheten und verlobten, als auf „die gestorbene und betrauerte Liebe" toastet, fühlt er in seinem Innern, daß seine eigne Liebe sieghaft ist.

Und sie ist es, Swanhild wird gewonnen! Sie und Falk werden Seite an Seite den Kampf gegen die erbärmlichen Förmlichkeiten, gegen die Trugbilder der Liebe kämpfen, sie werden ihr in Wahrheit leben.

Nun aber kommt Guldstad, der reiche, im besten Mannesalter stehende Kaufmann, er erklärt Falk und Swanhild, daß die Ehe dennoch ein sehr praktisches Unternehmen ist, das vieles mit sich bringt, was in gar keiner Beziehung zu der Liebe steht. Du liebst ein *Weib*, du heirathest eine *Frau*, und eine Frau hat vieles zu thun und muß manches leisten, was der durch seine Liebe verblendete Liebende durchaus nicht in Betracht zieht. Guldstad giebt durchaus nicht vor, in Swanhild verliebt zu sein, aber er ist davon überzeugt, daß sie eine vortreffliche Frau für ihn sein würde, und er weiß, daß er ihr den ruhigen Strom warmer und freundschaftlicher Zuneigung und seine Achtung bieten kann; ein Glück, wie es durch das Gefühl der Pflichterfüllung, durch ein friedliches Heim, durch gegenseitiges williges Nachgeben geschaffen wird; eine zarte Sorge, die ihr den Lebenspfad glätten soll, eine milde Hand, ihre Wunden zu heilen, starke Schultern, sie zu stützen, kraftvolle Arme, sie zu heben und zu tragen. Kann Falk ihr das Gleiche bieten? Wenn ja, dann soll er sie haben, und er, Guldstad, der keinerlei Angehörige besitzt, keinen, der Anspruch an ihn erheben kann, er will sie beide als seine Kinder ansehn.

Nach diesem Gespräch läßt Guldstad die beiden allein. Ihre

Liebe hält die Prüfung nicht aus, der er sie unterzogen hat. Sie fragen sich, ob ihre Liebe in sieghafter Glorie ausdauern werde bis zum Tode. Zunächst verspricht sie zwar so unendlich viel mehr, als Guldstad anzubieten hat, aber wenn sie nun doch allmählich hinschwände und verschmachtete, wenn sie zu bloßer Freundschaft niedersänke, was für ein Sturz würde das sein! —

Falk meint, sie wird lang anhalten, aber Swanhild antwortet: „Lang, lang! Ach, was für ein bettelhaftes Wort!“ Was bedeutet „lang“ in Beziehung auf die Liebe, es ist ihr Todesurtheil, ein Mehlthau auf ihre Blüthe; dann kann man nicht mehr von ihr singen: „Das Leben der Liebe währt ewiglich“, sondern es muß fortan heißen: „Vor einem Jahr da liebt ich Dich.“

Soll ihre Liebe wirklich nichts mehr sein? Wer dürfte es wagen, dies zu behaupten? Swanhild will sie nicht auf die Probe stellen lassen; ach nein! Ihre Liebe soll keinen Herbst kennen lernen, sie soll für immer in ungetrübter Schönheit strahlen, ihre Mittagssonne soll keinen Untergang erleben! Falk fügt sich ihrem Entschluß. Sie ist seine Liebe, soll aber nie sein Weib werden, nur indem er sie aufgiebt, verliert, gewinnt er sie sich wahrhaft.

So geht er denn seiner Wege, und die Schaar der Damen wiederholt eifrig die Neuigkeit: Sie hat ihn abgewiesen, sie hat ihn abgewiesen. — Ihre Mutter dringt in sie, Guldstads annehmbaren Antrag anzunehmen. Sie bittet um Aufschub, bis die Blätter fallen; und während alle die Paare über das Mißgeschick ihres Erzfeindes Falk entzückt sind, der von Swanhild nur seinen verdienten Lohn erhalten hat, bietet Guldstad ihr seine Hand an, die sie, nach einem unfreiwilligen Zusammenzucken, das fast ein Schaudern ist, sanft annimmt. — Und so fällt der Vorhang nieder, vor dem „Triumph der Liebe.“ —

Was will nun Ibsen mit alledem sagen? Theilt er Falk und Swanhilds Ueberzeugung? Wenn er das wirklich thut, so ist er der Gefahr unterlegen, die wir schon in seinen Gedichten angedeutet fanden, den Zwillingslastern von Sentimentalität und Cynismus. In meinen Augen ist der Mensch, der die Leidenschaft der Liebe für das Reichste und Schönste im Leben hält, und der dennoch meint, daß der menschliche und familienhafte Verkehr diese Liebe nothwendiger Weise völlig zerstören muß, Cyniker und Sentimentalist zugleich. Das Reale hält er nicht für idealisirbar, insofern ist er Cyniker, und sein Gefühlsleben ist im Wesentlichen unwahr, und dadurch wird er sentimental.

Aber denkt Ibsen wirklich so? Ich vermag es nicht zu sagen. Die „Komödie der Liebe“ ist jedenfalls ein verhältnißmäßig frühes Werk, und wenn es auch sehr entschieden mit Ibsens reiferen Werken in Betreff der Darstellung von Liebe und Ehe verwandte Züge trägt, so fällt es doch nicht völlig mit ihnen zusammen.

Guldstads ernste, aber nüchterne Auffassung der Ehe, als einer wohl zu überlegenden, beachtenswerthen Angelegenheit, bei der es darauf ankommt, die verschiedensten Beziehungen zu erwägen, und bei der die Wahl nicht leicht getroffen werden darf, weil sie jeden Zweig des praktischen Lebens beeinflußt, bleibt bei Ibsen stets der Grundton in der Behandlung dieses Themas. Und wohl bemerkt, ihm ist die Ehe der Typus aller gegenseitigen menschlichen Beziehungen. Er sieht in ihr nichts Besonderes, nichts Einzigartiges. Zwar ist die Liebe, welche die beiden Geschlechter zu einander zieht, etwas ganz Einzigartiges, aber nichts speziell Menschliches, diese Art Liebe beherrscht auch das Thier-, das Pflanzenreich, sie gehört zum Organischen und ist in ihrem Ursprung vormenschlich.

Erinnern wir uns nur an Peer Gynts tiefen Ausspruch. Er hat seine Liebe zu Solvegg entweiht und er sagt, diese ließe sich nun nicht mehr aufbessern, zusammenflicken: Eine Geige kann man flicken, eine Glocke dagegen nie. Eine Geige mit ihrem feinen Mechanismus ist zusammengesetzt, ist etwas Konstruirtes und alles Konstruirte kann gestimmt, geflickt werden; Theile können ersetzt, Zerbrochenes ausgebessert werden. Eine Glocke dagegen ist etwas Ganzes, aus einem geschmolzenen Guß ist sie erstanden; sie hat nur einen Ton, und dieser Ton spricht zu etwas in uns, tiefer als jede Kunst, man kann ihn nicht analysiren, man kann ihn in gewisser Hinsicht auch nicht erklären, er tönt unverändert weiter — bis die Glocke einen Riß bekommt, dann aber ist ihr Ton für immer dahin.

Was der Engländer mit dem Ausdruck „falling in love“ bezeichnet, (wir aber „das Aufkeimen der Liebe“ nennen könnten), stimmt den Glockenton in unserm Leben an. In seiner geheimnißvollen unter- und übermenschlichen Einfachheit, dringt er durch, bis zu den innersten Wurzeln unserer organischen Natur und erfüllt uns zugleich mit dem Gefühl übermenschlichen Lebens. Wo dieser Ton, diese Liebe fehlt, da ist die Vereinigung der Geschlechter eine ungeheiligte und wird das, was Ellida einen Kauf, einen Handel nennt; und für Männer sowohl wie für die Frauen, welche in dieser Weise kaufen und sich kaufen lassen, sollte es bloß eine

einzige Bezeichnung geben. Aber die Ehe ist noch sehr viel anderes als „Glockenklingen"; sie ist eine vielseitige, sehr komplizirte menschliche Beziehung, und der Glockenton allein, mag er auch noch so klar und rein erklingen, genügt für das Leben in der Ehe nicht. Kleine Einzelheiten, welche man prosaisch nennen kann, wenn man will, gehören zu den Pflichten von Mann und Frau. Sie müssen sich auch das sein, was Geschäftstheilhaber in einem Geschäft einander sind, sie müssen sich auch viel von dem leisten, was Dienstboten oder sonstige Angestellte thun, sie müssen sich Freunde und Rathgeber sein können. Mit einem Wort, ihr Zusammenleben baut sich aus vielen Stücken auf und setzt sich aus vielen Theilen zusammen, und damit diese alle zusammenpassen, ist Freundschaft, guter Wille, freundliches Ertragen und gegenseitiges Berücksichtigen unerläßlich. Dieses alles braucht nicht in der „Liebe" in ihrer engeren Bedeutung genommen, zu liegen, kann dagegen auch ohne diese vorhanden sein. Und wenn nun ein Mann und ein Weib sich „lieben", aber trotz dessen nicht für diese sehr komplizirte Beziehung von Ehegatte und Frau zu einander passen, sich doch heirathen, dann liegt zwar in der Thatsache ihrer Vereinigung nichts Unheiliges, aber die Glocke wird sicherlich über kurz oder lang ihren Riß bekommen, und was bleibt ihnen dann übrig?

„Sie alle wandern pêle mêle zum Altar und gründen ihr Heim in einem wahren Heiligenschrein des Glücks, sie verleben eine Zeit des Freudenrausches, des Triumphs und des Glaubens an einander, dann aber kommt einmal ein Tag der Abrechnung — und, ach seht nur — das Ganze ist ein hoffnungsloser Bankerott! Die Wangen des Weibes haben die Blüthe der Jugend verloren, ihr Herz und Sinn sind aller Gedankenblüthen baar, der Mann hat seinen sieghaften Muth eingebüßt und das geistige Feuer, das früher in ihm glühte, spricht nun nicht mehr. Bankerott, bankerott ist alles, trotzdem die Firma der beiden so sicher auf ihrer Liebe gegründet schien."

Lehrt Ibsen vielleicht, daß, da das „Lieben" oder vielmehr sich „Verlieben", auch wenn es noch so tief zu wurzeln scheint, keine sichere Anwartschaft auf eheliches Glück gewährt, man das Element der Leidenschaft beim Eingehn der Ehe völlig zu übersehn habe? Auch darauf vermag ich nicht zu antworten, nur so viel ist gewiß, er verlegt den Schwerpunkt bei seinen Darstellungen nicht darauf, zu beweisen, daß die „Liebe" durchaus unerläßlich ist für eine ideale Ehe, sondern vielmehr darauf, daß die Liebe allein nicht ausreichend ist zur Führung einer idealen Ehe.

Er scheint die „Liebe" stets von ihrer romantischen Seite zu schildern, in ihrer Eigenschaft des Irreführenden, Täuschenden. Johann Tönnesen ist verliebt, und in Folge dessen sieht er Martha Bernick gar nicht, welche durch das Leben geprüft und treu wie Stahl geworden, zu seiner Lebensgefährtin wie geschaffen ist, er heirathet das Mädchen, von dem er nichts weiß. Torvald Helmer ist verliebt — bemerkt es wohl — verliebt noch nach jahrelanger Ehe; noch immer durchströmt ihn dasselbe magnetische Gefühl, und noch immer empfindet er in Noras Gesellschaft dasselbe unerklärliche, unanalysirbare Entzücken, welches ihn zu ihr gezogen hat; er hält sich deshalb für das Muster eines Ehemannes, während seine Beziehungen zu seinem Weibe sich thatsächlich niemals über die bloß physische Anziehung erhoben haben, niemals menschenwürdig geworden sind. Rebekka West ist verliebt und ihre Liebe führt sie in solche Abgründe des Betrugs und der Grausamkeit, daß dadurch „Rosmersholm" zu einem der furchtbarsten unter Ibsens Dramen wird. Rosmer ist ebenfalls verliebt, und seine Liebe treibt ihn zu dem gemeinsamen Sprung mit Rebekka in den tiefen dunkeln Teich unten am Graben. Und endlich auch Ellida ist verliebt, und in ihrer ungezähmten vormenschlichen Natur, wie sie Ibsen darstellt, zeigt sich die ganze Bedeutung dieser Liebe. Wie die Anziehungskraft des Mondes auf die Meeresfluth, wie die verzehrende Sehnsucht der an den Strand geworfenen Seejungfrau nach dem tiefen Ozean, ebenso unverständig, allen Vernunftgründen unzugänglich, so dunkel, tief und wild ist diese elementare Neigung. Solche Wallungen unserer Natur müssen gezähmt und bemeistert werden, damit unsere Beziehungen zu einander nüchtern, wohl durchdacht und menschenwürdig werden können. — Aber ist das nun alles? Weiß Ibsen es, daß er, wenn er die Ehe in diesem nüchternen, humanen und vernünftigen Licht betrachtet, ihr spezifisches Element unberücksichtigt läßt und nur das in ihr für alle menschlichen Beziehungen Typische schildert? Uebersieht er die Wahrheit, daß in der idealen Ehe derselbe Glockenton von Anfang bis zu Ende durchklingt, und daß alles andere durch diesen Ton beherrscht und geheiligt wird? Weiß er es nicht, daß nur die Liebe, welche tief unter unserer Menschlichkeit wurzelt, die Ehe so hoch empor zu heben vermag, daß sie zu einer wahrhaft menschenwürdigen Verbindung wird? Ich kann nicht für ihn antworten. Wir finden Anzeichen, tiefe aber nicht zahlreiche, besonders im „Puppenheim" und in der „Frau vom Meer", nach denen es scheint, daß er das alles ebenso gut weiß, wie einer von uns, jedenfalls aber gefällt es ihm nicht, hierbei zu verweilen. Er

zieht es vor die Ehe von andern Gesichtspunkten aus zu betrachten. Sollen wir deshalb ihm gegenüber undankbar sein? Wie viele Ehen giebt es, die mit dem idealen Maßstab gemessen nicht unzulänglich wären? Doch mögen ihrer nun wenige oder viele sein, jedenfalls doch etwas weniger als alle. Und was soll nun aus denen werden? Die Glocke hat einen Riß; sollen nun Mann und Frau die Hände in den Schooß legen und sich sagen, daß ihr Leben ein verfehltes ist, und daß sie sich nun gar nichts mehr zu sein vermögen? Sicherlich können sie sich doch noch viel sein. Die Zartheit einer rücksichtsvollen Freundschaft, gegenseitige Hilfsbereitschaft und treue Kameradschaft sind zwar nicht Liebe, aber sie sind auch schön und in ihrer Art Leben spendend, ja selbst wo die Liebe vorhanden ist, kann sie alle diese Dinge nicht ersetzen. Mag nun die Glocke heil sein oder gesprungen, es wäre doch thöricht, wenn man deshalb nun auch die Geige nicht ausbessern wollte und ihre vernachlässigten Saiten nicht stimmen.

Daß Ibsen in Hinsicht der Frage der Ehe die höchste Wahrheit direkt und deutlich zur Geltung bringt, kann ich nicht finden: ja ich bin sogar zweifelhaft, ob er sich mit seiner Lehre nicht in tiefem Irrthum befindet, aber einige Seiten des Problems arbeitet er mit so durchdringender Einsicht, so schonungsloser Wahrheit aus, daß ich keine anderen Worte als die dankbarer Bewunderung habe. Wenn ich einen Ehemannn und eine Frau fände, welche mir bewiesen, daß sie „das Puppenheim“, „Rosmersholm“ und „die Frau vom Meer“ gelesen und verstanden haben, und doch nichts daraus lernen konnten, dann erst würde ich Ibsen bei Seite werfen und um die Erlaubniß bitten, mich zu ihren Füßen niederlassen zu dürfen; aber ich setze voraus, daß mir das weder heute noch morgen begegnen wird.

Zum Schluß möchte ich es nun noch einmal hervorheben, die Stärke und die Schwäche Ibsens in seiner vielbesprochenen Behandlung des Eheproblems liegt darin, daß er die Ehe an sich gar nicht behandelt, sondern sie nur als das schlagendste Beispiel für das eine im sozialen Leben immer wiederkehrende Problem wählt, weil wir dieses Problem in anderen Fällen vor uns verstecken können, hier aber ins Auge fassen müssen, das Problem nämlich: Wie man Freiheit mit Beständigkeit und Treue und Selbsthingabe mit Selbstrealisation vereinigen kann.

Noch etwas vom Volksliede des alten Israel.*)

Von

Karl Budde.

In dem Aufsatze „Das Volkslied Israels im Munde der Propheten“ (Preuß. Jahrbb. LXXIII, Sept. 1893) sagte ich: „Ein glücklicher Zufall nur pflegt wohl ausnahmsweise auch in alter Zeit Dichtungen dieser Art (Volkslieder) in der Schrift festzulegen und der Nachwelt zu überliefern. Es liegt auf der Hand, daß wir darauf kaum irgendwo weniger rechnen können, als in der althebräischen Litteratur; denn wir besitzen von ihr in unserem „Alten Testament“ nur die Sammlung der heiligen Schriften des Volkes Israel, in welcher Volksdichtung und nun gar weltliche Lieder auf Hochzeit und Sterben keine Stelle zu finden scheinen.“

Trotzdem haben wir dort gesehen, daß die Predigt der Propheten uns eine Menge von Contrafacta des Todtenklageliedes, und weiter (Preuß. Jahrbb. LXXVIII, Okt. 1894) daß uns ein glückliches Mißverständniß in dem Hohenliede sogar eine ganze Sammlung echter Hochzeitslieder bewahrt hat.

Aber der Schatz des Volksliedes im Alten Testament ist damit noch keineswegs erschöpft, wenn auch andre Quellen nur spärliche Tropfen spenden, wo jene ersten in starkem Bache sich ergießen.

So hat uns vielleicht die prophetische Predigt in Jes. 65,8

---

*) Zuerst in englischer Uebersetzung unter der Ueberschrift „The song of the Well“ veröffentlicht in der Zeitschrift „The New World“, Boston März 1895.

eine einzige Zeile bewahrt von einem Volksliedchen aus dem Leben des israelitischen Winzers. „So spricht Jahwe: Wie man zu singen pflegt, wenn der Saft in die Traube steigt:

Laß sie nicht verderben, denn sie birgt einen Segen!

so will ichs halten mit meinen Knechten, daß ich sie nicht allesammt verderbe.“ Wir dürfen daraus wohl entnehmen, daß in weinbautreibenden Gegenden Israels zu der Zeit, wo der Saft begann die Beeren schwellen zu machen, die Sitte herrschte, in den Weinberg zu gehn und ein Lied zu singen, in dem man Gott, den Geber aller guten Gaben, anflehte, nun ferner über der Frucht zu wachen, daß sie nicht noch zu Schaden komme, nachdem schon sein Segen daran sichtbar geworden. Fassen wir die Stelle so auf, so entrollt sich uns ein ganzes, überaus freundliches und lebendiges Bild aus dem Volksleben Israels, ein Beweis mehr, wie das alte Israel sein ganzes Erleben unter göttlichen Schutz zu stellen gewohnt war.

Viel sicherer und klarer erkennen wir Aehnliches aus einem anderen Liedchen, das uns beinahe, wenn nicht ganz, vollständig erhalten ist. Diesmal ist es der Geschichtschreiber, der es überliefert, und wieder, wie bei dem Hohenliede, spielt ein kleines Mißverständniß mit, für das wir Ursache haben dankbar zu sein. Num. 21, 10 — 20 erzählt den Zug Israels unter Mose's Führung durch die Steppe östlich vom Lande Moab, ganz kurz, nur in Gestalt einer Aufzählung der einzelnen Lagerplätze und Erwähnung des Aufbruchs zum nächsten. Schon bei Gelegenheit des Flusses Arnon ist in v. 14 f. ein Liedbruchstück, nur aus Ortsnamen bestehend, aus dem „Buch der Kriege Jahwe's“ angeführt. Dann heißt es von v. 16 an wörtlich weiter:

„Und von dort nach Beer*); das ist der Brunnen, von dem Jahwe zu Mose gesagt hatte: Versammle das Volk, daß ich ihnen Wasser gebe! Da sang Israel dieses Lied:

Quill auf, o Brunnen,
Singt ihm zu:
Du Brunnen, von Fürsten gegraben,
Gebohrt von den Edlen des Volks,
Mit dem Szepter, mit ihren Stäben . . . .

Und von Midbar nach Mattana, und von Mattana nach Nachaliël, und von Nachaliël nach Bamôt.“

Das Liedchen wird also eingerahmt von dem Verzeichniß der Lagerplätze. Seine Einführung will natürlich sagen, daß Israel

*) Beēr (zweisilbig zu sprechen) bedeutet „Brunnen“.

einen Lagerplatz in der Wüste „Beer", d. i. „Brunnen" nannte, weil Jahwe dort dem durstenden Volke, das Mose auf sein Geheiß sich versammeln ließ, vor seinen Augen durch wunderbaren Eingriff einen Brunnen aus der dürren Steppe hervorquillen ließ. Es leuchtet ein, daß dies sehr ungeschickt ausgedrückt ist. Wir würden erwarten, daß es hieße: „Und von dort kam Israel an einen Ort, der kein Wasser hatte, das Volk aber war durstig. Da sprach Jahwe zu Mose: „Versammle das Volk u. s. w. Und als Mose das Volk versammelt hatte, da ließ Jahwe einen Brunnen aus der Steppe quillen. Da sang das Volk: u. s. w. Und das Volk nannte den Ort Beer wegen des Brunnens, den Jahwe ihm gegeben hatte." Die vorliegende Anknüpfung an das stereotype „Und von dort nach Beer" beweist deutlich, daß das Verzeichniß der Lagerplätze zuerst fertig vorlag, und daß ein Späterer nach seinem Urtheil das Liedchen hier einfügte.

Nach seinem Urtheil, gewiß nicht nach alter, guter Ueberlieferung. Denn der Wortlaut beweist, daß das Liedchen dieser Gelegenheit seine Entstehung nicht verdanken kann. Einem Brunnen, den Jahwe's Wundermacht mit einem Male vor den Augen des Volkes aus der Erde quillen ließ, würde man wahrlich nicht zusingen:

Du Brunnen, von Fürsten gegraben,
Gebohrt von den Edlen des Volks
Mit ihrem Szepter, mit ihren Stäben!

Damit löst sich das Liedchen seinem Inhalte sowohl wie seiner Form nach aus dem Rahmen, in dem es überliefert ist, völlig heraus; es paßt durchaus nicht zu der geschichtlichen Veranlassung, bei der es überliefert ist.

Wir dürfen daraus weiter schließen, daß derjenige, der es hier wohl oder übel einfügte, es ohne Angabe der Gelegenheit, der es seine Entstehung in Wirklichkeit verdankte, vorgefunden hat. So steht das Liedchen also von uralten Zeiten her ganz auf eigenen Füßen, ohne jede begleitende Aussage über seine Herkunft und Bedeutung. Aber wir bedürfen deren auch nicht. Geleitet von der Erfahrung, daß Israel alle Ereignisse des täglichen Lebens mit Liedern zu begleiten pflegte, können wir aus den wenigen Worten des Liedchens selber hinlängliche Auskunft ableiten.

So wenig Hochzeits- und Klagelieder einer bestimmten, im höheren Sinne geschichtlichen Gelegenheit ihren Ursprung zu verdanken brauchen, so wenig unser Brunnenliedchen. Wir werden

vielmehr aus ihm schließen dürfen, daß man im alten Israel neugefundene Brunnen mit diesem oder einem ähnlichen Liedchen stets zu begrüßen pflegte, daß wir es also mit einer ganzen Gattung des Volksliedes zu thun haben, von der uns nur dieses eine Muster durch einen glücklichen Zufall bewahrt geblieben ist. Den Schauplatz und Hergang erläutert uns die Patriarchengeschichte in Gen. 21 und Gen. 26. Da befinden wir uns in der Steppe des Südlandes Juda, dem einzigen großen Weidebezirke des Westjordanlandes, wo Juda's Beisassen, die Keniter u. s. w., und der Stamm Simeon das alte Nomadenleben der Urzeit fortführten und die ursprünglichen Sitten am zähesten festhielten. Dort sind Quellen der kostbarste Besitz, ohne den man nicht leben kann, wie das Aksa, Kalebs Tochter, ausspricht (Richt. 1,15. Jos. 15,19). Man gräbt ihnen eifrig nach und findet sie wie Isaak's Knechte (Gen. 26,19 ff.)*) und der Finder ist der rechtmäßige Besitzer. Aber der kostbare Besitz wird auch umstritten und gefährdet: man zankt um ihn wie um fahrende Habe (Gen. 26,20. 21), ja man raubt den Brunnen mit Gewalt (Gen. 21,25) und verweigert dem rechtmäßigen Eigenthümer die Benutzung. So werden die Brunnen zum juristischen Objekt. Es bedarf einer feierlichen, gleichsam urkundlichen Feststellung des Besitzstandes, den man sich im Nothfalle von den Nachbarn und Mitbewerbern durch feierlichen Vertrag und Eidschwur verbürgen läßt, wie Abraham von Abimelek (Gen. 21,30 f.). Vor dem Rechte sind es nicht die gemeinen oder hörigen Leute, die den Brunnen gegraben haben, sondern der Herr, das Stammeshaupt Abraham (Gen. 21,30) und Isaak (Gen. 26,22). Aber auch wo Streit und Mitbewerber vorläufig noch nicht vorhanden sind, können sie doch in Zukunft sich einstellen. Derselbe Brunnen kann mehrmals gefunden und von dem späteren Finder bona fide beansprucht werden, und auch dem ersten, redlichen Finder können unredliche Leute mit der Behauptung gegenübertreten, daß sie diesen Brunnen schon längst gefunden hätten, daß er also ihnen gehöre. Da kommt es, da der Nomade geschriebene Besitzurkunden nicht kennt, auf Zeugen an, und um deren viele zu gewinnen und die Thatsache unauslöschlich dem Gedächtniß einzuprägen, wird sofort nach der Findung der Clan zusammenberufen und der Besitz des Brunnens feierlich angetreten. Das gestaltet sich dann zu einer symbolischen Handlung. Das Haupt oder die Häupter des

*) Das Quellenfinden ist bei den Arabern eine besondere Kunst (vgl. Franz Delitzsch in Luthardt's Zeitschrift III. 1882 S. 452, Anm. 2).

Clans stellen sich mit dem Zeichen ihrer Würde, dem szepterähnlichen Stabe*), ein, und damit das Zeugniß „Scheikh Abraham, Scheikh Isaak hat diesen Brunnen gegraben“ vollen und eigentlichen Sinn erhalte, vollziehen sie symbolisch mit dem Szepter die Handlung des Grabens. Das ist es, was unser Liedchen sagt:

Du Brunnen, von Fürsten gegraben,
Gebohrt von den Edlen des Volks
Mit dem Szepter, mit ihren Stäben!“

Wir gehen schwerlich zu weit, wenn wir annehmen, daß man zu diesem Zwecke den bereits gefundenen und gegrabenen Brunnen wieder leicht zudeckte oder verstopfte, so daß die Szepter der Scheikhe ausreichten, das Hinderniß zu beseitigen und so zum Werkzeug des Grabens wurden**). Es ist eine symbolische Handlung, wie sie noch heute bei uns geübt wird: mit dem Legen des Grundsteins oder Schlußsteins eines Gebäudes, mit dem ersten Spatenstich zu einem Kanal, mit dem letzten Durchstich beim Schlagen eines Tunnels, ja noch selbst mit der Handvoll Erde auf den Sarg des Verwandten oder Freundes. Das also ist der Hergang, den wir aus den wenigen Zeilen unseres Liedchens, beleuchtet durch die Vorgänge, die die Patriarchengeschichte berichtet, erschließen können.

Das Liedchen sagt uns aber vor allen Dingen, daß die feierliche Handlung nicht stumm vollzogen wurde. Kunstreiche Sänger oder die versammelten Leute empfingen den Brunnen mit einem Liede, und es ist ganz möglich, daß gerade die Anführung dieses Liedes bei der Beurkundung des Eigenthums an dem Brunnen eine Rolle spielte. In unsrem Liedchen nun begrüßt man den neuen Lebensspender wie einen hochwillkommenen Gast, wie eine lebende Persönlichkeit. Das geht gewiß in die uralten Zeiten hinauf, wo alles Leben, besonders in der Wüste, geradezu göttlich verehrt wurde, wo jeder Quell und jeder grüne Baum Sitz eines göttlichen Wesens

*) Das gleiche Zeichen wie bei den homerischen Fürsten.

**) Schwerlich werden Szepter und Stab lediglich als Zeichen der Würde, das jene begleitet, erwähnt: „Der Brunnen, den szeptertragende Fürsten gegraben!“ Anderseits macht Franz Delitzsch (a. a. O. S. 458 f.) den Versuch, das Brunnengraben mit dem Szepter und Stabe ernst zu nehmen. Die Oberen des Volkes sollen entweder mit dem Stabe die Stelle gewiesen haben, wo man nach Wasser graben solle, oder gar, wo eine besonders dünne Erdschicht das unter dem Boden quillende Wasser bedeckte, mit dem Stabe in die Erde stechend die Wasserader angeschlagen haben. Die von ihm angeführten, werthvollen Berichte von Reisenden machen das Letztere nicht wahrscheinlich; auch daß die Oberen gerade besonderes Sachverständniß im Brunnengraben haben sollten, leuchtet nicht ein, noch wird es durch Gen. 21. 26 nahe gelegt. Die symbolische Handlung ist viel wahrscheinlicher.

war, dem man Dank schuldete und das man freundlich zu stimmen bemüht war**). Aber auch als diese Zeiten vorüber waren, wird man den Dank nicht vergessen, sondern nur dem Gotte dargebracht haben, den man als Geber aller guten Gaben kannte und verehrte, so wie hier in der Einrahmung des Liedchens Jahwe als Spender des Wassers erwähnt wird, freilich in ganz besonderer Weise. Unser Liedchen läßt uns diesen Zug ganz vermissen, und Jeder, der seine Zeilen liest, wird das schmerzlich empfinden. Dies Gefühl ist es hauptsächlich, weshalb man immer wieder kein vollständiges Lied, sondern nur ein Bruchstück darin zu finden vermocht hat. Auch der Form nach erhalten wir denselben Eindruck; denn während die anderen Zeilen sich paarweise zum parallelen Verse zusammenschließen, steht die letzte vereinzelt in der Luft. Nun sind ja die geographischen Liedzeilen in v. 14 f. ganz sicher nur ein Bruchstück und so müßten wir auch hier zufrieden und dem Ueberlieferer dankbar sein, daß er uns wenigstens soviel erhalten hat. Aber zum Glück brauchen wir diesmal dabei nicht stehen zu bleiben; vielmehr lohnt an dieser Stelle auch unser Graben, sodaß der Boden mehr hergiebt, als wir erwartet hätten. Ich übersetzte oben den Absatz, so gut er sich nach der vorliegenden Gestalt übersetzen läßt. Das will sagen, daß ich die beiden auf die Liedzeilen folgenden Worte unübersetzt gelassen, d. h. als Ortsnamen gefaßt habe: „und von Midbar nach Mattana". Das aber geht nicht an. Denn midbār heißt „Weideland, Steppe, Wüste": es giebt eine „Steppe von Kadesch, von Beērschèba, von Engedî u. s. w., aber als Eigenname für eine Oertlichkeit kann das Wort midbār seiner Natur nach niemals gebraucht worden sein. Man darf aber auch nicht übersetzen „Und aus der Steppe nach Mattana", sodaß sie mit dem Lagerplatze Mattana auf bebautes Land übergegangen wären. Denn dafür fehlt sachlich jederlei Anzeichen, der sprachlichen Form nach der Artikel, der in ungebundener Rede unentbehrlich wäre. Es wäre ganz das Gleiche, als wenn man auf deutsch sagen wollte: „und aus Steppe nach Mattana". Zudem scheint der Zusammenhang gar keine Wahl zu lassen. Wir sind in v. 16 nach Beer gekommen, das ist der Schauplatz des Liedes; geht es nun weiter, so muß es nicht heißen „und von Midbar" oder dergl., sondern „und von Beer nach Mattana", gerade so, wie es nun weiter heißt „und von Mattana

*) Vgl. W. R. Smith, Lectures on the Religion of the Semites, 1. ed. p. 127, 2. ed. p. 135.

nach Nachaliël, und von Nachaliël nach Bamôt". Dazu bedürfte es freilich einer Textänderung; aber sie wird dadurch sehr erleichtert, daß die griechische Uebersetzung der Septuaginta genau dieses „und von Beer" bietet. Indem die meisten neueren Gelehrten diese erwünschte Lesart einfach annahmen, übersahen sie, daß der Septuaginta-Text hier kein ganz einheitlicher ist. Zwar das „und von Beer" bieten alle Handschriften; aber dafür fehlt in einer Reihe von Handschriften, die zum Theil sehr wichtig sind, das Wort „und von Mattana", sodaß der Text dort lautet: „und von Beer nach Mattana, nach Nachaliël, und von Nachaliël nach Bamôt*)". Das gewinnt Bedeutung, wenn wir erwägen, daß das Wort mattana ebenfalls eine Uebersetzung zuläßt: es heißt „Gabe, Geschenk". Daß dieses Wort auch einmal als Ortsname gebraucht worden wäre, ist ja nicht wie bei midbār ausgeschlossen; aber das Fehlen des „und von Mattana" in wichtigen Texteszeugen ist doch geeignet, uns stutzig zu machen. Fassen wir aber beide Wörter, so wie sie im hebräischen Texte auf einander folgen, nicht als Ortsnamen sondern als Appellativa, so ergiebt sich ein wunderschöner Sinn:

„Und aus der Steppe ein Geschenk"

oder, wenn wir den Buchstaben w, der „und" bedeutet, zu dem vorhergehenden Worte schlagen, sodaß statt der prosaischen Form bĕmisch 'anotām die vollere poetische bĕmisch 'anotémo entsteht, so gewinnen wir die Zeile

„Aus der Steppe ein Geschenk!"

„Aus der Steppe" übersetze ich, obgleich der Artikel fehlt, weil wir es nun mit einer Liedzeile zu thun haben, und in der dichterischen Sprache der Artikel meistens ausfällt. Diese Zeile aber vervollständigt unser Brunnenliedchen nach Form und Sinn auf das allerschönste:

„Quill auf, o Brunnen,
„Singt ihm zu:
„Du Brunnen, von Fürsten gegraben,
„Gebohrt von den Edlen des Volks,
„Mit dem Szepter, mit ihren Stäben:
„Aus der Wüste ein Geschenk!"

Viel ist es, was die neugewonnene, kurze Zeile uns hinzuträgt. Im ersten Worte die Oertlichkeit, das Steppenland des

*) Es sei bemerkt, daß „und von" im Hebräischen mit dem Ortsnamen zu einem einzigen Worte verwächst, während „nach" gar nicht ausgedrückt wird.

Nomaden, im zweiten die Hervorhebung des hohen Werthes des neuen Brunnens, in der Vereinigung beider Verwunderung, Freude und Dank zugleich, gerade dasjenige, was wir vermißten, dessen Fehlen den Eindruck des Fragmentarischen hervorrief. —

So fällt also nicht nur „Midbar" sondern auch „Mattana" als Lagerplatz auf der Wüstenwanderung fort; das aus der Septuaginta gewonnene „und von Beer" setzen wir da ein, wo in einem Theil der Septuaginta-Handschriften das „und von Mattana" mit Recht fehlt, und gewinnen so für das Verzeichniß der Lagerplätze folgenden Wortlaut:

„und von dort nach Beer (hier folgt das eingeschobene Brunnenliedchen), und von Beer nach Nachaliël, und von Nachaliel nach Bamôt".

Den drei Gliedern dieser Kette, jedesmal „und von A nach B", sah die letzte Zeile des Liedes, besonders nachdem irrthümlich das „und" dazu gethan war, so ähnlich wie ein Tropfen Wasser dem andern. Kein Wunder also, daß man sie zu dem Verzeichniß zog und in ihren beiden Wörtern Ortsnamen sah. So entstand die Auffassung: „Und von Midbar nach Mattana, und von Beer nach Nachaliël". Das war unmöglich, darum verbesserte man, aber nach verschiedenen Richtungen. Die Schriftgelehrten, von denen der hebräische Text stammt, sahen ein, daß man nach Ankunft in Mattana nicht mehr von Beer aufbrechen konnte, sondern nur von Mattana, darum setzten sie für das vermeintlich falsche „und von Beer" das vermeintlich selbstverständliche „und von Mattana." Die anderen, auf die der Septuaginta-Text zurückgeht, sahen ein, daß man, nachdem man in v. 16 nach Beer gekommen war und dort das Lied gesungen hatte, doch auch wieder von Beer aufbrechen mußte. Dieses „und von Beer" stand vermeintlich zwei Worte zu spät, hinter „nach Mattana"; man nahm es also von dort weg und setzte es für das vermeintlich falsche „und von Midbar" ein. Noch später sah man ein, daß das Verzeichniß nun nicht gleichmäßig verlief; es hieß „nach Mattana, nach Nachaliël." Man ergänzte daher das vermeintlich selbstverständliche „und von Mattana", vielleicht erst nach dem hebräischen Texte. So die Mehrzahl der Septuaginta-Handschriften, und diesen spätesten, dem ursprünglichen unähnlichsten Text glaubten die Gelehrten unserer Tage als den Urtext in das hebräische Alte Testament einsetzen zu müssen.

So haben wir nebenbei ein äußerst bezeichnendes Stück Text-

geschichte verfolgen können; aber die Hauptsache bleibt doch, daß es uns gelungen ist, ein schönes Volksliedchen so zu ergänzen, daß wir es nun als vollständig betrachten dürfen. Und das ist uns gelungen, ohne ein Wort, ja auch nur einen Buchstaben zu dem überlieferten Texte hinzuzuthun oder von ihm zu streichen*). Mit dem Liede aber ist uns ein ganzes Stück israelitischen Volkslebens aus dem Schooße der Vergessenheit aufgetaucht und lebendig vor die Augen getreten.

Man könnte das bezweifeln wollen. Haben doch schon H. Ewald und Manche nach ihm in dem Lied, wenn sie es auch der überlieferten Zeit und Gelegenheit ließen, der Hauptsache nach ein kulturhistorisches Denkmal gesehen, „ein Schöpfelied“, wie ein solches etwa die Weiber bei dem oft so beschwerlichen Schöpfen des Wassers aus tiefem Brunnen sich gegenseitig aufmunternd singen, und wobei der eifrige Wunsch der Brunnen möge aufsteigen d. i. aus der Tiefe sein Wasser geben eben im lustigen Singen und Arbeiten am besten in Erfüllung geht**). Damit träte das Rein-Aesthetische, Zufällige, Idyllische an die Stelle des Nützlichen, Gesetzmäßigen, Juristischen, ja auch Religiösen, und die hier vertretene Auffassung nimmt zweifellos für unser Liedchen eine unvergleichlich höhere Bedeutung in Anspruch. Aber thut sie es auch mit Recht, oder liest sie aus den einfachen Worten zu viel heraus? — Es ist mir damit genau so ergangen wie mit meiner Beobachtung des prophetischen Klageliedes. Nachdem sie mir in allen ihren Zügen ausgebildet vor Augen stand, nachdem ich sie in geschlossenem Zusammenhang meinen Zuhörern vorgetragen hatte, erhielt ich die ebenso willkommene wie vollständige Bestätigung aus dem Bereiche der Nachbarn und Blutsverwandten Israels; aber diesmal nicht aus der Gegenwart, sondern aus dem vormohammedanischen Zeitalter der Araber. Einer der vortrefflichsten Arabisten der Gegenwart, Ignaz Goldziher in Pest, hat diese Funde gemacht. Es ist zunächst die Nachricht des Heiligen Nilos (ca. 410 n. Chr.), daß in der Wüste umherirrende Araber, als sie eine Quelle fanden, sie mit Gesang begrüßten προσχορεύοντες καὶ τὴν πηγὴν ἀνυμνοῦντες; sodann aber der Wortlaut eines altarabischen Brunnenliedchens

*) Die einzige Aenderung, „und von Beēr“ statt „und von Mattana“ folgt erst nach dem Liedchen und stützt sich überdies auf die Septuaginta.

**) Ewald, Geschichte des Volkes Israel II, 1845 S. 209.

selber, fast 1½ Jahrtausende alt, und doch noch gewiß um ebensoviel jünger als das unsrige.

So ist auch hier wieder jeder Zufall und alles subjektive Meinen ausgeschlossen. Wir haben es mit einem stehenden Bestandtheil uralter gemeinsemitischer Sitte zu thun, und wiederum, wie so oft, bewährt sich das Heilige Buch Israels als der älteste und als der treue Hüter sonst verschollener ehrwürdiger Gebräuche seiner Sippe.

Fichtes Reden an die deutsche Nation vor der preußischen Zensur.*)

Gelesen in der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen am 16. November 1895.

Von

Max Lehmann.

Kaum 50 Jahre trennen uns von der Aufhebung der Zensur, und doch ist uns allen, als wäre seitdem ein Weltalter verstrichen. Die Politiker empfinden jeden Eingriff in die Freiheit des Schriftstellers als eine Art Todtschlag. Die Historiker vergessen nur allzu oft, daß bis zum Jahre 1848 die Bücher darauf hin zu prüfen sind, ob die Verfasser sich Abstriche der Zensoren haben müssen gefallen lassen oder im Hinblick auf die bevorstehende Kritik vorweg selber gemacht haben. Zuweilen wird diese Prüfung auch unterlassen, wenn der Verfasser ausdrücklich bekennt, daß er mit der Zensur Händel gehabt hat. Von Fichte und seinen Reden an die

---

*) Hauptquelle sind die Registraturen des Ober-Konsistoriums und der „Zur Vollziehung des mit Frankreich geschlossenen Friedens angeordneten Immediat-Kommission." Von dem Werke „J. G. Fichtes Leben und litterarischer Briefwechsel herausgegeben von seinem Sohne J. G. Fichte" waren beide Auflagen (Sulzbach 1830, Leipzig 1862) zu benutzen; denn in der zweiten ist, man sieht nicht weshalb, das in der ersten (1,534 Anm.) mitgetheilte wichtige Schreiben „eines hochstehenden Staatsmannes" (offenbar Beyme, wie die Bezugnahme auf Fichtes Briefe v. 2. Januar, 1. und 21. Februar 1808 zeigt, die 2. Aufl. 2,496 ff.) fortgelassen worden. Leider fehlt bei dem Fichteschen Briefe vom 2. Januar (2. Aufl. 2,499) die Beilage, welche Fichtes schriftliche Beurtheilung der Zensurmaximen des Ober-Konsistoriums enthielt; sie würde Aufschluß geben über das, was Fichte „kopflose Auslegungen des Zensors" nennt.

Durch unsere Darstellung wird auch folgende bisher unverständliche Stelle der Fichteschen Vorrede erklärt: „Da inzwischen durch die Weise des Abdrucks

deutsche Nation weiß man es seit 1830, aber weder sein Herausgeber noch irgend ein Leser des Werkes hat die Mittheilung zum Ausgangspunkt einer archivalischen Forschung gemacht.

Als Fichte seine Reden hielt, war noch das Zensur-Gesetz in Kraft, welches 1788 auf Woellners Betreiben erlassen war. Es bestimmte, daß die in der Kurmark erscheinenden theologischen und philosophischen Schriften vom Ober-Konsistorium zensirt werden sollten. Da Fichte Professor der Philosophie war, auch seine Reden sich gaben als Fortsetzung der philosophisch-theologischen Vorträge von 1804 und 1805, so konnte über sein Forum kein Zweifel aufkommen. Der Präsident des Konsistoriums, Scheve, übertrug die Zensur dem Rath Nolte.

Fichte wünschte — und dieser Wunsch ist später verwirklicht worden —, daß jede Rede sofort einzeln gedruckt würde. Das Manuskript der ersten wurde noch an dem Tage, da sie gehalten war, am 13. Dezember 1807, dem Zensor zugestellt. Es ist die Rede, in der Fichte Vorerinnerungen und Uebersicht des Ganzen giebt. Er erklärt enthüllen zu wollen das neue Zeitalter, das dem durch fremde Gewalt zerstörten Reiche der Selbstsucht unmittelbar folgen soll. Er will reden für Deutschland schlechtweg, von Deutschen schlechtweg, bei Seite setzend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der Nation gemacht haben: lediglich der gemeinsame Grundzug der Deutschheit sei es, wodurch der Untergang der Nation und ihr Zusammenfließen mit dem Auslande abgewehrt werden könne. Er setzt voraus solche deutsche Zuhörer, die nicht etwa aufgehen in dem Gefühle des Schmerzes über den erlittenen Verlust; er verspricht zu beweisen, „daß kein Mensch und kein Gott und keines von allen im Gebiete der Möglichkeit liegenden Ereignissen uns helfen kann, sondern daß allein wir selber uns helfen müssen, falls uns geholfen werden soll.“ Er geißelt diejenigen, welche die

dieser Reden ein auszufüllender leerer Raum sich ergeben hat, so fülle ich denselben mit etwas zum Theil schon anderwärts die Zensur Passirten und Abgedruckten, an welches die Veranlassung der entstandenen Lücke erinnert.“ Der Druck begann mit der zweiten Rede, deren erste Seite die Paginirung 49 und die Bogenbezeichnung D erhielt, da angenommen wurde, daß die erste Rede nebst Titel und Vorrede 48 Seiten füllen würde. Diese Schätzung erwies sich als irrig; deshalb die Zuthaten. Sie richten sich, was nicht überraschen wird, gegen die Zensur; vgl. namentlich den Satz: „So wäre es vielleicht manchem Schriftsteller vom Anfange des 19. Jahrhunderts in protestantischen Ländern nicht zu verdenken, wenn er sich einen schicklichen und bescheidenen Theil von derjenigen Preßfreiheit wünschte, welche die Päpste zu Anfange des 16. ohne Bedenken allgemein zugestanden haben.“ (S. W. 7,262.)

Furcht vor dem Fremden treibt, sich treulos abzuwenden von dem gemeinen Wesen und hinzugehen, ein jeder in das Seine; welche in reichlicher Spende und mit erzwungen fröhlichem Gesichte dem Feinde gaben, was sie kärglich und äußerst unwillig dem Vertheidiger des Vaterlandes gaben; welche im Kampfe für das Vaterland die Waffen wegwarfen und dann unter fremden Panieren lernen, sie gegen das Vaterland tapfer zu führen. Was kann da retten? Nur die Bildung zu einem durchaus neuen Selbst, nur die Erziehung der Nation zu einem ganz neuen Leben, nur die gänzliche Veränderung des bisherigen Erziehungswesens. Das sollen die Reden darstellen, so wird ihr Zweck erfüllt werden, der da ist, Muth und Hoffnung zu bringen in die Zerschlagenen, Freude zu verkündigen in die tiefe Trauer, über die Stunde der größten Bedrängniß leicht und sanft hinüber zu leiten.

Der Zensor, der dies hörte und las (er war bei dem Vortrage der Rede zugegen gewesen), erschrak. In seinem Gutachten erklärte er, daß, so sehr der Redner den Gegenstand aus einem philosophischen Standpunkte betrachte, dennoch die Beziehungen auf die preußische Regierung sowohl als auch die Hindeutungen auf das französische Gouvernement so verständlich und grell seien, daß man von einer unbedingten Ertheilung des Imprimatur unangenehme Weiterungen besorgen müsse. Fichte hat früher und später erklärt, daß er nicht zu denen gehöre, die mit ihren Gedanken niemals über die neueste Zeitung hinauskommen; aber wenn er sich wirklich vorgenommen hatte, „im Allgemeinen zu bleiben und jede besondere Zeit zu vergessen": hier war es ihm sicher nicht geglückt. Seine Hörer waren im Rechte, wenn sie annahmen, daß jeder Hieb auf die Fremden den Franzosen, den Gegnern der lebenden Deutschheit, galt. Dagegen wird es manchen überraschen, von einer Opposition gegen die preußische Regierung zu hören. Man versteht die Bedenken des Zensors ganz erst dann, wenn man den ursprünglichen Text der Rede, der nachträglich abgeschwächt und verdunkelt worden ist, kennt. Da, wo heute, deutungsfähig und unbestimmt, steht „das gemeine Wesen," stand ursprünglich, konkret und deutlich, „der Staat"; da, wo heute die Regierungen der Schwäche beschuldigt werden, lautete ursprünglich die Anklage wider die Regierung. Da, wo heute der Zusatz „irgendwo" ins Ungewisse stellt, welcher Staat gemeint sei, hieß es ursprünglich mit scharfem Hinweise auf einen Einzelstaat: „Diese Bande also waren

es, durch deren Zerreißung der Staat zu Grunde ging".*) Ist es sicher, daß dieser Satz sich auf Jena und Auerstädt mit ihren schimpflichen Folgen bezieht, so steht auch fest, was das für Vorwürfe sind, die weiter oben gegen „eine solche Regierung" erhoben werden. „Die Vernachlässigung aller Bande, durch welche ihre eigene Sicherheit an die Sicherheit anderer Staaten geknüpft ist": es ist die Lossagung Preußens von der ersten Koalition, seine Weigerung, in die zweite und dritte Koalition einzutreten. „Das Aufgeben des Ganzen, dessen Glied sie ist, lediglich darum, damit sie nicht aus ihrer trägen Ruhe aufgestört werde": es ist die Preisgebung des Reiches durch Preußen. „Die traurige Täuschung der Selbstsucht, daß sie Frieden habe, so lange nur die eigenen Grenzen nicht angegriffen sind": es ist die Neutralitätspolitik Preußens von 1795 bis 1806. Das waren Anklagen, die einer Behörde des altpreußischen Staates schwer eingehen mußten, und gar wohl begreift man es, wenn das Ober-Konsistorium dem Polizei-Direktorium von Berlin anheimgab (17. Dezember), ob es nicht bei der Tendenz, welche die Fichteschen Vorlesungen zu erhalten schienen, sich zu einer Beachtung derselben durch einen Deputirten veranlaßt finden wolle. Aber spurlos waren die Ereignisse des letzten Jahres auch an den Konsistorial-Räthen nicht vorübergegangen. Sie wagten nicht, der Rede das Imprimatur zu versagen; vielmehr forderten sie Fichte auf, den Druck der einzelnen Vorlesungen für jetzt auszusetzen und nach Beendigung des Kurses das ganze Werk zur Zensur vorzulegen; dann würde aus dem Zusammenhange der späteren Behauptungen sich Manches zur milderen Deutung der früheren entnehmen lassen. Eine Halbheit, und Fichte zusammen mit seinem wackeren Verleger Georg Reimer säumten nicht, sie sich zu Nutze zu machen. Nichts verpflichtete sie, der Aufforderung des Ober-Konsistoriums Folge zu leisten; sie handelten im Sinne des Gesetzes, wenn sie jede Rede als eine besondere Veröffentlichung ansahen. Sie erklärten also, sie würden die erste Rede ungedruckt lassen, die zweite und alle folgenden unter die Hörer vertheilen.

Am 20. Dezember hielt Fichte die zweite Rede, und zwar über das Wesen der neuen Erziehung im Allgemeinen. Was er vortrug, waren wesentlich Gedanken von Pestalozzi; auch der eifrigste Zensor hätte nichts einwenden können. Wohl versuchte Nolte durch einen schüchternen Hinweis auf die erste Verfügung des Konsistoriums

*) Die modifizirte Fassung lautet: „Bande solcher Art waren es, die irgendwo gänzlich zerrissen und durch deren Zerreißung das gemeine Wesen sich auflöste."

den Druck hinauszuschieben, aber der Präsident ließ sich darauf nicht ein, der Druck wurde gestattet.

Die nationale Erziehung brachte Fichte weiter in einen eigenthümlichen Zusammenhang mit der geschichtsphilosophischen Theorie, die er in seinen früheren Vorlesungen vorgetragen hatte. Diese Auseinandersetzungen fand der Zensor dunkel und insofern unbedenklich. Nun hatte aber Fichte in seiner tiefen Art auch hier das religiöse Gebiet berührt. Er hatte sich gegen die Religion der alten Zeit erklärt: denn sie trenne das geistige Leben von dem göttlichen; sie verschaffe dem ersteren nur vermittelst eines Abfalles vom zweiten das ihm zugedachte absolute Dasein; sie brauche Gott als Faden, um die Selbstsucht noch über den Tod des sterblichen Leibes hinaus in andere Welten einzuführen. Diese Religion, offenbar eine Dienerin der Selbstsucht, solle allerdings mit der alten Zeit zugleich zu Grabe getragen werden; denn in der neuen Zeit breche die Ewigkeit nicht erst jenseits des Grabes an, sondern sie komme ihr mitten in ihre Gegenwart hinein. — Der Zensor entsann sich, daß dem Redner früher ähnliche Aeußerungen unbeanstandet durchgegangen waren (ihm schwebten wohl die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ vor), doch war er seiner Sache nicht ganz sicher. Keinenfalls wollte er die Geistlichen, die neben den Juristen und Schulmännern im Ober-Konsistorium saßen, vor den Kopf stoßen; er beantragte also, auch deren Meinung einzuholen. So kamen noch die Räthe Sack und Hecker zu Wort. Jener, der offenbarungsgläubige Hofprediger, welcher vordem Schleiermachers Reden über die Religion wegen ihres Pantheismus angegriffen hatte, meinte: ihm sei die Weisheit des Herrn Fichte zu hoch und gänzlich ungenießbar; er verstehe ihn nicht und könne ihn also nicht beurtheilen; übrigens glaube er, daß das Imprimatur diesen Vorlesungen gar wohl ertheilt werden könne, da es so vielen andern anstößigen und dabei weit verständlicheren Paradoxien nicht versagt worden sei. Fast eben so schroff äußerte sich Hecker, der Direktor des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums. Auch er sah in der Unverständlichkeit der Rede eine zuverlässige Bürgschaft gegen schädliche Wirkungen auf dem Gebiete der Religion und der Sittlichkeit; er wies hin auf die eigene Erklärung Fichtes: seine Philosophie sei gar nicht zu Hause in diesem Zeitalter, sie sei ein Vorgriff der Zeit und ein schon im Voraus fertiges Lebenselement eines Geschlechtes, das in ihm erst zum Lichte erwachen solle. Bissig schloß Hecker sein Gutachten: „Daß Fichte wohl schwerlich der Schöpfer dieses neuen Lichtes werden möchte, beweist diese

Rede.“ So erschien sie, geschützt durch die Geringschätzung und Abneigung der Widersacher.

Das vorgeschlagene Bildungsmittel eines neuen Menschengeschlechtes müsse, fuhr Fichte in seiner vierten und fünften Rede fort, zuerst von Deutschen an Deutschen angewendet werden. Denn darin sah er den wichtigsten Unterschied zwischen den deutschen und den übrigen aus derselben Wurzel erzeugten, den romanischen Stämmen: jene haben die ursprüngliche Sprache des Stammvolkes behalten und fortgebildet, diese eine fremde Sprache angenommen. Beim Volke der lebendigen Sprache greife die Geistesbildung ein in das Leben, bei den andern Völkern gehe geistige Bildung und Leben jedes seinen besonderen Gang. Das Denken und Bezeichnen in einer lebendigen Sprache befördere die Wirksamkeit des Gedankens; das Zeichen einer todten Sprache rege unmittelbar nichts an, und ein solches Volk werde etwa ein mittelmäßiges Lehrgedicht über die Heuchelei in Komödienform für sein größtes philosophisches Werk anerkennen. Eine todte Sprache könne gar keine Dichtung im höheren Sinne haben, und wenn das Ausland jemals darauf ausgehen sollte, sein Mutterland, eben Deutschland, der Selbständigkeit zu berauben, so würde es für sich selbst die letzte Ader zerschneiden, durch die es bisher noch mit der Natur und dem Leben zusammenhing. — Dem Zensor entging nicht, wie schlecht in dieser Charakteristik die Franzosen fuhren, aber er tröstete sich damit, daß Fichte das Wort französisch nirgends gebraucht habe und daß dasjenige, was er von den aus dem Lateinischen entstandenen, nach seiner Ansicht gewissermaßen lebendig-todten Sprachen behaupte, eben so gut vom Spanischen und vom Italienischen prädizirt werden könne; so sei das Ganze ein philosophisches Räsonnement, das mit gleichen Waffen zu bekämpfen der Gegenpartei frei stehe. Ohnehin habe letztere nicht minder kräftig gegen deutsche Sprache und Literatur geredet.

Gar keinen Anstoß nahm Konsistorial-Rath Nolte an der „Darlegung der deutschen Grundzüge in der Geschichte“, dem Thema der sechsten Rede. Wie hätte er es auch gekonnt? Diese Rede war eine feurige Apologie des Mannes, ohne den es kein protestantisches Konsistorium gegeben hätte, Martin Luthers, dem Fichte das in seinem Munde so schwer wiegende Lob ertheilt, ein deutscher Mann, ein religiöses Gemüth zu sein. Dagegen vermochte der Zensor wieder dem Gedankenfluge der nächsten Rede, welche für deutsch erklärte alle, die an ein absolut Erstes und Ursprüng-

liches im Menschen, an Freiheit und ewiges Fortschreiten unsres Geschlechtes glaubten, nicht zu folgen. Aber für gefährlich hielt er sie nicht.

Anders die nächste, die achte, am 30. Januar 1808 gehaltene Rede. Sie behandelte die Frage, was in der höheren Bedeutung des Staates ein Volk sei und was Vaterlandsliebe. Das Volk, lautete die Antwort, ist diejenige Ordnung, welche dem Glauben des Edlen an die Ewigkeit und Unvergänglichkeit seines Werkes Gewähr leistet. Die höhere Vaterlandsliebe umfaßt die Nation als Hülle des Ewigen; die Verheißung eines ewigen Lebens ist es allein gewesen, die bis zum Tode fürs Vaterland begeistern kann. Fichte erinnert da an die deutschen Protestanten; länger und mit größerer Genugthuung verweilt er bei dem Kampfe der Altvordern wider die römische Weltherrschaft. Er frägt, ob sie nicht den höheren Flor der römischen Provinzen vor Augen gehabt, die feineren Genüsse in denselben, dabei Gesetze, Richterstühle, Ruthenbündel und Beile in Ueberfluß? Ob nicht die Römer bereitwillig gewesen, sie an allen diesen Segnungen Theil nehmen zu lassen? Ob sie nicht an mehreren ihrer eigenen Fürsten, die sich bedeuten ließen, daß der Krieg gegen solche Wohlthäter der Menschheit Rebellion sei, Beweise der gepriesenen römischen Klemenz erlebt hätten, indem die Römer die Nachgiebigen mit Königstiteln, mit Anführerstellen in ihren Heeren, mit römischen Opferbinden auszierten? Ob die Altvordern keinen Sinn für die Vorzüge römischer Bildung gehabt, z. B. für die bessere Einrichtung ihrer Heere, in denen sogar ein Arminius das Kriegshandwerk zu erlernen nicht verschmähte? Wer dies im Jahre 1808 las, mußte an Frankreich, die französische Bildung, den französischen Kaiser und seine Rheinbund-Satelliten erinnert werden. Und nun vollends der Hinweis auf Mahomet, der sich einmal fest in den Kopf gesetzt habe, er sei eine der ungemeinen Naturen, die da berufen sind, das dunkle, das gemeine Erdenvolk zu leiten und dem folgerecht alle seine Einfälle, so dürftig und beschränkt sie auch in der That sein mögen, dieweil es die seinigen sind, nothwendig erscheinen müssen als große und erhabene und beseligende Ideen, und alles, was denselben sich widersetzt, als dunkles, gemeines Volk, Feinde ihres eigenen Wohls, übelgesinnte und hassenswürdige; der nun, um diesen seinen Eigendünkel vor sich selbst als göttlichen Ruf zu rechtfertigen, und ganz aufgegangen in diesem Gedanken, Alles daran setzen muß und nicht ruhen kann, bis er Alles, was nicht eben so groß von ihm denken will wie er selbst, zertreten hat und bis aus der ganzen

Mitwelt sein eigener Glaube an seine göttliche Sendung ihm zurückstrahle. Fichte will nicht sagen, wie es diesem Mahomet-Napoleon ergehen würde, falls wirklich eine Idee, die da wahr sei und klar in sich selber, gegen ihn in die Kampfbahn träte; aber den beschränkten Glücksspielern gewinne er es sicher ab. Und was, frägt Fichte weiter, würde nothwendig erfolgen, wenn die Verwendung deutschen Gutes und Blutes aus der Botmäßigkeit deutschen Gemüthes in eine andere kommen sollte? Herabgesetzt unter seinen Rang würde das deutsche Volk sein, entwürdigt, ausgetilgt aus der Reihe der Dinge, indem es zusammenflösse mit dem von niederer Art. Selbst in dem Zeitpunkte, als die Ausländer (die Franzosen sind gemeint im Zeitalter ihrer Revolution) sich am kühnsten zu politischer Schöpfung emporschwangen, haben sie nicht mehr als nur nicht Ungleichheit, inneren Frieden, äußeren Nationalruhm und, wo es aufs Höchste getrieben wurde, häusliche Glückseligkeit vom Staate gefordert.

Das werden die Hindeutungen auf die damalige Lage Deutschlands gewesen sein, die Konsistorial-Rath Sack auf den letzten Blättern des Fichteschen Manuskriptes fand. In seinem Gutachten fragte er, ob sie politisch klug seien, ob sie nicht dem Autor Verdruß zuziehen könnten, ohne gleichwohl irgend einen wesentlichen Nutzen zu bringen. „Ein französischer Zensor," so schloß er, „wenn er anders dieses Manuskript zu entziffern würdigte, dürfte wenigstens demselben wohl schwerlich das Imprimatur ertheilen." Um die Tragweite dieser Bemerkung zu ermessen, wolle man sich daran erinnern, daß Berlin und alle preußischen Provinzen auf dem linken Ufer der Weichsel von französischen Truppen besetzt waren und deren Befehlshaber sich thatsächlich im Besitze der höchsten Gewalt befanden. Die Sache schien wichtig genug, um einen Beschluß des gesammten Kollegiums auszuwirken. Höchst bezeichnend für die altpreußische Büreaukratie, wie er lautete: das Konsistorium schob die Verantwortung einer anderen Behörde zu. In buchstäblicher Auslegung des Ediktes unterschied es zwischen dem philosophischen und dem politischen Inhalt der Rede. Es erklärte, durchaus nichts in der Rede gefunden zu haben, weshalb es als theologische und philosophische Zensur-Behörde die Druckerlaubniß verweigern müßte, auch wenn man die Vorschriften des Gesetzes noch so streng deuten wolle. Inwiefern indessen bei gegenwärtigen Zeitumständen Bedenken gegen die vom Konsistorial-Rath Sack hervorgehobenen Stellen vorhanden sein könnten, das

gehöre nicht zur Kompetenz des Konsistoriums. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde die Intervention des Auswärtigen Departements angerufen sein, dem nach dem Zensur-Edikt die Prüfung der politischen Schriften zustand; da dieses noch in Königsberg war, so wandte sich das Konsistorium an die Behörde, welcher die Ausübung der königlichen Gerechtsame in den von den Franzosen besetzten Provinzen zugefallen war, die „Zur Vollziehung des mit Frankreich geschlossenen Friedens angeordnete Immediat-Kommission“. An deren Spitze stand der Geheime Ober-Finanz-Rath Sack, ein feuriger Rheinländer, der die Gesinnungen Steins und Gneisenaus theilte und den Franzosen ebenso verhaßt war wie den einheimischen Junkern. Was Fichte da sagte, war ihm aus der Seele gesprochen; er antwortete, die Sache so angethan zu finden, daß dieser Rede — er unterließ nicht, nochmals ihren philosophischen Charakter zu betonen — durch das Konsistorium das Imprimatur gegeben werde. Das ist dann wirklich geschehen. Ihr folgte alsbald die neunte, inzwischen gehaltene Rede über das Thema, an welchen Punkt die neue National-Erziehung der Deutschen anzuknüpfen sei.

Jetzt schien dem Philosophen der Zeitpunkt gekommen, auch das Schicksal seiner ersten Rede zu entscheiden. Das Konsistorium hatte, wie wir sahen, sie für nicht deutlich genug erklärt; Fichte hielt ihm vor (14. Februar), daß in den seitdem eingereichten acht folgenden Reden die Tendenz des Ganzen doch hinreichend ausgedrückt sei. Aber das Konsistorium blieb fest: die Ausfälle auf das Ausland wollte es zur Noth passiren lassen, den Tadel des preußischen Staates nicht; von neuem weigerte es das Imprimatur. Was sollte Fichte thun? Den ersten Bescheid des Konsistoriums hatte er seinem Freunde, dem ehemaligen Kabinets-Rathe Beyme, mitgetheilt, der, zum Präsidenten des Kammer-Gerichts ernannt, noch am königlichen Hoflager in Königsberg weilte. In schmerzlichen Worten hatte er geklagt, was solle aus freier Geistesregung, was aus Erweckung eines deutschen Sinnes und Muthes werden, wenn solche Zensoren die Schriftsteller bevormundeten. Und was könne aus der Selbständigkeit der preußischen Regierung werden, wenn durch Fortdauer der bisherigen Zensur-Verfassung es dem Auslande offen bleibe, über deren Verwaltung Rechenschaft zu fordern? Warum hebe man nicht, wie in England, alle Zensur auf? Könne man dann nicht, wie die Engländer, auf jede Beschwerde antworten: dies zu verhindern habe man keine

Gewalt? Darauf hatte Beyme bei aller Anerkennung und Zustimmung doch als den allgemeinen Consensus der Königsberger Autoritäten dem Philosophen erklärt: die Ertheilung des Imprimatur müsse so lange anstehen, bis die preußische Herrschaft in Berlin wieder hergestellt sei. Beyme hoffte, daß dies im Frühjahr geschehen werde, so lange möge Fichte seine Geduld stählen. Nun verstrich der Februar, der März, ohne daß der Abmarsch der Franzosen auch nur angekündigt wurde. Da hat denn Fichte nachgegeben und die oben bezeichneten Aenderungen an seiner ersten Rede vorgenommen (Ende März).

Eben so wenig konnte er die ursprüngliche Fassung seiner Worte behaupten in dem letzten Konflikte, der zwischen ihm und der Zensur-Behörde entstand. Er betraf die 14. Rede, und dies Mal war es allein die Rücksicht auf Frankreich, die den Kritikern ihre Bedenken eingab. Seien wir billig: sie sind zu verstehen. Gewiß, ausdrücklich erklärte Fichte, die Deutschen sollten nun, da einmal die Sachen so stünden, die Gegner nicht besiegen mit leiblichen Waffen. Aber wie viele unter seinen Hörern mögen wohl an geistige Waffen bei den flammenden Worten gedacht haben, mit denen er Bundesgenossen warb: „Denket, daß in meine Stimme sich mischen die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegengestemmt haben der heranströmenden römischen Weltherrschaft, die mit ihrem Blute erkämpft haben die Unabhängigkeit der Berge, Ebenen und Ströme, welche unter euch den Fremden zur Beute geworden sind. Sie rufen euch zu: vertretet uns, überliefert unser Andenken eben so ehrenvoll und unbescholten der Nachwelt, wie es auf euch gekommen ist und wie ihr euch dessen und der Abstammung von uns gerühmt habt.“ Dies und manches Andere desselben Gepräges ist der Oeffentlichkeit gleich damals übergeben worden; um so begieriger ist man, dasjenige zu erfahren, wodurch Fichte seinen Zensoren Anstoß gab. Leider läßt sich eine vollständige Antwort darauf nicht geben, da die Registratur des Konsistoriums in diesem Falle unterlassen hat, Abschrift von den angefochtenen Stellen zu den Akten zu nehmen. Es waren im Ganzen vier oder nach einer anderen Zählung fünf, und von diesen läßt sich mit Bestimmtheit nur eine ermitteln. In einem Briefe, den Fichte am 2. April an den Präsidenten Scheve richtete, bemerkte er: die erste der angestrichenen Stellen scheine ihm keiner Aenderung fähig; sie fasse nur zusammen und spreche mit Einem Wort den Inhalt seines ganzen Buches aus; die Aus-

drücke aber übel und wohl seien Verba propria: er sehe kein Mittel der Umschreibung. Hiermit kann nur jener Appell an den Willen gemeint sein, der also lautet: „Wohl mögen Regen und Thau und fruchtbare oder unfruchtbare Jahre gemacht werden durch eine uns unbekannte und nicht unter unsrer Gewalt stehende Macht, aber die ganz eigenthümliche Zeit der Menschen, die menschlichen Verhältnisse machen nur die Menschen sich selber und schlechthin keine außer ihnen befindliche Macht. Zwar in welchem höhern oder niedern Grade es uns übel gehen wird, dies mag abhängen theils von jener unbekannten Macht, ganz besonders aber von dem Verstande und dem guten Willen derer, denen wir unterworfen sind. Ob aber jemals es uns wieder wohl gehen soll, dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird sicherlich nie wieder irgend ein Wohlsein an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns verschaffen." Hier allein findet sich die Antithese von übel und wohl, und was hier gesagt wird, ist in der That eine Zusammenfassung des gesammten Inhalts der Reden, wie der Verfasser zum Ueberfluß in dem unmittelbar vorhergehenden Satze einschärft. Dagegen werden die anderen Stellen so unbestimmt bezeichnet, daß ihre Auffindung ohne Einsicht der, wie es scheint, verschollenen Handschrift unmöglich ist. In ihrer Gesammtheit erschienen sie zunächst dem für Fichte eingesetzten Zensor so bedenklich, daß er Weiterungen von der französischen Behörde besorgte. Darauf forderte Präsident Scheve den Philosophen auf, sein Manuskript zu ändern, und wirklich milderte Fichte zwei Stellen, eine dritte aber — es ist die eben besprochene — erklärte er keiner Aenderung fähig. Nolte war nun nicht abgeneigt, für das Imprimatur zu stimmen; von Anfang an waren ihm die beiden jetzt geänderten Stellen als die bedenklichsten erschienen. Anders der Konsistorial-Präsident, er wandte sich von neuem an Präsident Sack und erlebte die Genugthuung, daß dieser eifrige Patriot erwiederte, die Rede könne so wie sie wäre das Imprimatur nicht erhalten. Dergestalt ermuthigt, erklärte Scheve dem Autor, er müsse das Beanstandete entweder ganz wegstreichen oder auf eine befriedigende Art mildern. In dieser Lage wandte sich Fichte an den mächtigen Minister seines Staates, der eben damals in Berlin weilte, den Freiherrn vom Stein. Wie der im Grunde seiner Seele über die Nothwendigkeit einer Erhebung Deutschlands dachte, ist männiglich bekannt; wir wissen auch, daß Fichte ihn durch seine nach Königsberg geschickte erste Rede ganz für sich gewonnen hatte. Damals

aber, im April 1808, war sein Ziel, durch die weiteste Nachgiebigkeit gegen Napoleon den vaterländischen Boden erst ein Mal wieder von den französischen Heeren zu befreien; unmöglich konnte ihm da eine literarische Provokation des Imperators erwünscht sein, der, wie das Schicksal Palms gezeigt hatte, gerade in diesem Punkte sehr empfindlich war. Er schlug also einen Mittelweg ein zwischen den Wünschen des Autors und der Kritik der Zensoren. Hinter der Stelle, auf welche Fichte das Meiste ankam, wurde folgender Satz eingeschaltet: „und insbesondere, wenn nicht jeder Einzelne unter uns in seiner Weise thut und wirket, als ob er allein sei und als ob lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geschlechter beruhe." Unzweifelhaft wurde durch diesen Zusatz sowohl der Zusammenhang der Stelle als auch der Sinn des Ganzen einigermaßen gestört; denn höher als den Einzelnen hatte Fichte vorher das Volk gestellt, und die Empfehlung des Wirkens von jedem Einzelnen „in seiner Weise, als ob er allein sei", war entweder eine leere Redewendung oder ein Rückfall in den vom Autor so nachdrücklich bekämpften Geist der Selbstsucht. Eben so sicher aber ist, daß nunmehr der vorangehende Satz seinen Stachel verloren hatte: er konnte nicht mehr als die Aufforderung zu einer Schilderhebung gedeutet werden. An einer anderen Stelle nahm Fichte eine Streichung vor, die nicht mehr festzustellen ist. Alles Uebrige blieb wie es war.

Es war die Schlußrede, und die Sammlung der Reden hätte nun als Buch erscheinen können; da bewirkte die Nachlässigkeit der Zensur-Behörde noch eine Störung. Das Manuskript der 13. Rede ging verloren und war trotz alles Suchens nicht wieder aufzufinden. Das ist längst aus der bittern Anmerkung bekannt, die sich in allen Drucken hinter der 13. Rede befindet. Noch deutlicher wird die tiefe Erregung Fichtes aus einer ungedruckten Korrespondenz. Er wandte sich mit einer Beschwerde über das Konsistorium an die Immediat-Kommission und bat, die Zensur über die wiederhergestellte 13. Rede einer anderen, zuverlässigen Behörde zu übertragen. So weit wollte die Immediat-Kommission nicht gehen, immerhin wurde mit dieser letzten Zensur ein Konsistorial-Rath betraut, welcher an der bisher über Fichte ergangenen Kritik nicht betheiligt war, der Propst Hanstein. Es verstand sich von selber, daß er gegen die Rede selbst, die ja seine Kollegen bereits für druckfertig erklärt hatten, nichts einwendete; dagegen widersetzte er sich jener Anmerkung, in welcher Fichte dem Konsistorium zu

Leibe ging, und auch als dieser die kränkendsten Stellen gestrichen hatte, wollte er doch nichts wissen von dem Drucke des Scheveschen Schreibens, das den Verlust der Rede eingestand: er bat, von dem Theile seines Auftrages dispensirt zu werden, welcher der Anmerkung galt. Die Immediat-Kommission erwies ihm diesen Gefallen nicht, sie sandte ihm das Manuskript von neuem zu mit der Bemerkung: da Fichte selber alle Stellen gestrichen, die ein gegründetes Bedenken hätten erregen können, zweifle man nicht, daß Hanstein das Imprimatur ertheilen werde. Vor 20 Jahren hatte die Behörde, zu der Hanstein gehörte, einem vom Könige bereits unterzeichneten Edikte widersprochen; jetzt fehlte ihr die Kraft zu einer nachdrücklichen Opposition. Hanstein fand, daß eine fernere Verweigerung des Imprimatur von seiner Seite eine ungebührliche Verletzung des einer vorgesetzten Behörde schuldigen Gehorsams verrathen würde (9. Mai 1808).

So konnten endlich die „Reden an die deutsche Nation" das Licht der Welt erblicken.

Es ist ein Stück deutscher, ja universaler Geschichte, das vor uns vorübergezogen ist. Wir sahen das alte Preußen, das sich selbst genügte und an seinem Theile den deutschen Staat zerstören half; wir sahen das neue Preußen, das seine Daseinsberechtigung ausschließlich in der Wiederaufrichtung und Beschirmung des deutschen Staates fand. Wir sahen die Trümmer der fridericianischen Büreaukratie und die Reformatoren des preußischen Staates. Wir sahen den zur Weltherrschaft emporstrebenden französischen Kaiser und seinen Bezwinger, den größten deutschen Edelmann. Endlich inmitten dieser Mächte die grandiose Gestalt des Propheten, der seine zürnende und warnende, tröstende und aufrichtende Stimme erhebt: nicht achtend des eigenen Lebens, nicht verstanden von den Ausländern und von wie vielen seiner Landsleute, darin aber glücklicher als so mancher andere Prophet, daß er schaute, wie sein Ideal, freilich nicht ganz auf die Weise, wie er es sich gedacht, Wirklichkeit wurde. Er durfte sein Volk zu dem siegreichen Kampfe um die Freiheit in neuen Reden auffordern, denen nun kein Zensor etwas zu Leide that.

Beilagen.

1. Georg Reimer an den Konsistorial-Präsidenten Scheve. Berlin, 5. April 1808.

„Nach nochmals genommener Rücksprache mit Herrn Prof. Fichte hat sich dieser abermals dahin erklärt, daß er durchaus nicht im Stande sei, die ver-

loren gegangene Rede zu ersetzen; dagegen hat er mir wiederholt erklärt, daß er von mir unserm Contract gemäß volle Gewährleistung erwarte, wogegen es mir überlassen bliebe, meinen Regreß bei der Censurbehörde zu suchen. Da nun die Sache ein Object von wenigstens 2000 Rthlr. für mich ist, so sehe ich mich genötbigt, E. H. nochmals dringendst und gehorsamst zu ersuchen, diese Angelegenheit entweder durch Ausmittelung der verloren gegangenen Rede oder durch Ihre geneigte Verwendung bei dem Herrn Verfasser zu vermitteln, damit ich nicht ganz wider meine Schuld in so ansehnlichen Verlust gerathe, welchen zu tragen meine Kräfte übersteigen würde. Dabei muß ich mir noch erlauben, um die größte Beschleunigung zu bitten, indem die Messe vor der Thür ist und die spätere Erscheinung des Buchs schon den augenscheinlichsten Verlust herbeiführen würde."

2. Georg Reimer an den Konsistorial-Präsidenten Scheve. Berlin, 16. April 1808.

„Zu meinem nicht geringen Bedauern sehe ich mich genöthigt, E. H. und H. hiermit anzuzeigen, daß Herr Professor Fichte in einem heute Morgen mir übersandten Billet als Antwort auf Ihr Anschreiben mir erklärt hat, daß er durchaus auf Herbeischaffung des Manuscripts bestehen müsse, indem er sich auf seine wiederholte Versicherung beruft, daß ihm die Wiederherstellung desselben schlechthin oder ohne den größten Nachtheil für das Ganze unmöglich sei, indem er sich nicht in die erforderliche Stimmung zu setzen vermöge und so das neu eingesetzte Glied immer im Mißverhältniß zu dem Ganzen stehen werde.

„Da mich nun diese Weigerung unausbleiblich in den größten Verlust bringt, so darf ich wohl Entschuldigung hoffen, wenn ich E. H. gehorsamst ersuche, noch ein Mal alles durchsuchen zu lassen, um das Verlorne aufzufinden, weil mir selbst gar kein Mittel bleibt, den durchaus unverschuldeten Verlust von mir abzuwenden. Zu geschweigen, daß der Verfasser die Sache gewiß öffentlich zur Sprache bringen und dadurch vielleicht vielfältig Unannehmlichkeiten und Verdruß erregen würde; das Letztere muß ich schließen aus der Stimmung, in welcher sein Billet verfaßt ist und welches ich mir mit Rücksicht hierauf nicht erlaubt habe vorzulegen, doch auf Befehl solches zu thun jederzeit bereit bin" . . .

3. Fichte an die zur Vollziehung des mit Frankreich geschlossenen Friedens angeordnete Immediat-Kommission. Berlin, 2. Mai 1808.

Ueberreicht ein an ihn „gerichtetes Schreiben des hiesigen Ober-Consistorium, als meiner Censurbehörde, aus welchem hervorgeht, daß dieses Collegium eine von mir verfaßte, und demselben zur Censur anvertraute Handschrift verloren hat. Diese Handschrift hat späterhin, und bis jetzt, nicht aufgefunden werden können; und ich bin genöthigt gewesen mit vieler Mühe und Zeitverlust die im Ganzen meines Buchs hierdurch entstandene

Lücke auszufüllen, so gut ich es vermocht habe; ohnerachtet der ganze Fortfluß der Denkweise, und die Stimmung des Augenblicks niemals sich wiederherstellen läßt, und so und in dieser Rücksicht der Verlust unersetzlich bleibt.

„Ohne Zweifel ist es E. K. M. allergnädigste Willensmeinung, daß in der Censur, der das Gesetz die schriftstellerischen Erzeugnisse unterwirft, wenigstens das Dasein derselben gesichert sei, auf eine der Natur der Sache angemessene Weise; indem jedes andere Dokument, wann es verloren ist wiederhergestellt werden kann, nur nicht das Product des schriftstellerischen Geistes. Indem ich diesem zufolge es der Weisheit E. K. M. anheimstelle, welche Maaßregeln Allerhöchstdieselben nehmen werden, damit die leichtnehmenden Begriffe, die in dem angebognen Schreiben*) sichtbar zu sein scheinen, berichtigt, und ernsthafter gemacht werden, und die Schriftsteller in E. K. M. Landen vor der Wiederholung des bei mir eingetretenen Falles auf die Zukunft gesichert werden, so ergehet vor der Hand an Allerhöchstdieselben mein allerunterthänigstes Gesuch, die Censur meiner wiederhergestellten 13. Rede, sowie der Anmerkung, durch welche ich zu meiner eignen Ehrenrettung den Vorfall zur Kunde des Publikum zu bringen genöthiget bin, einer andren zuverlässigen Behörde zu übertragen; indem ich unter den obwaltenden Umständen zur Sicherheit des Ober-Consistorium kein Zutrauen fassen kann" . . .

---

*) Scheves Schreiben vom 13. April 1808 (in allen Ausgaben der „Reden").

Notizen und Besprechungen.

Literarisches.

„Einführungen in Shaksperes Bühnen-Dramen".

Die dritte „umgearbeitete Auflage" des in der Überschrift genannten Buches von Wilhelm Oechelhäuser*) unterscheidet sich so wesentlich von den früheren, daß wir in ihr eigentlich ein neues umfassendes Werk über Shakspere vor uns haben. Während die früheren nur eine Zusammenstellung der Einleitungen zu den bekannten Bühnenbearbeitungen der Shakspereschen Dramen**) enthielten und mit dem starken Gewicht, das sie gegenüber den literar-historischen und ästhetischen Fragen auf das Zubehör und die Art der theatralischen Darstellung legten, vor allem für Schauspieler berechnet waren, treten in dieser jene früher zurückgesetzten Seiten, welche das große Publikum interessiren, besonders die ästhetische, in den Vordergrund; und ich muß die von allen akademischen Erörterungen sich fernhaltende, in ihrer durchsichtigen Klarheit vortreffliche Charakteristik der Shakspereschen Figuren als einen Hauptvorzug des Buches bezeichnen. In gewissen berühmten Werken über Shakspere kann man mitunter Seiten und Seiten lesen, ohne von der Frage loszukommen: Was will der Verfasser eigentlich? — und nachdem er sie uns endlich beantwortet hat, erkennen wir vielleicht, daß das Ziel einer an Studien und Denken höchst kostenreichen Argumentation ein verkehrtes gewesen ist. Die Einfachheit und Klarheit des Oechelhäuserschen Stiles schließt jene Frage in allen Fällen aus, und seine Auffassung der Charaktere ist — natürlich nach meiner Ansicht — in den meisten Fällen richtig.

Und auf noch einen, diesem Werk ausschließlich eigenen Vorzug ist aufmerksam zu machen, der aus seiner ursprünglichen Bestimmung hervorgeht. Wenn Oechelhäuser seine Einführungen zuerst für Schauspieler schrieb, so dürfen wir uns nicht vorstellen, daß hier ein Dilettant mit der feiner An-

*) Minden i. Westf., J. C. C. Bruns. 1895. (Das Jahr ist auf dem Titelblatt mißbräuchlicherweise nicht genannt.)

**) W. Shakspere's Dramatische Werke. Für die Deutsche Bühne bearbeitet. 7 Bände. 1870—1878.

maßung entsprechenden Erfolglosigkeit eine Aufgabe angriff, deren Lösung ihm von Natur versagt war. Oechelhäuser besitzt eine entschieden künstlerische Phantasie, ein bedeutendes Bühnen-Verständniß; das zeigt sich unverkennbar an den festen Umrissen, den leuchtenden Farben, in denen ihm nicht die Schattenbilder der dichterischen Geschöpfe, sondern ihre greifbaren Bühnen-Verkörperungen vor Augen stehen. Und er hat sein Talent erstaunlich ausgebildet durch praktische Übung, durch unablässigen Besuch der Vorstellungen an den hervorragendsten Bühnen Deutschlands und Londons. Seine früheren „Einführungen" sind in der That ein vorzügliches Hilfsmittel für den Schauspieler von Fach. Die vorliegenden sind es nicht mehr in dem Grade, aber immer noch gehen sie aus nicht von der abstrakten Vorstellung der dichterischen Schöpfungen, sondern von dem körperlichen, dem vollkommensten, dem schönsten Bühnenbilde, wie es seine eifrigen praktischen Studien in seiner Phantasie zum Leben erweckt haben. In seinen Personal-Schilderungen sagt uns Oechelhäuser, wie er im Geiste die einzelnen Figuren auf der Bühne agieren sieht; was dieser Darstellungsart an psychologischer Tiefe abgeht, wird durch eine anschauliche Frische und Lebendigkeit ersetzt, wie sie kein anderes Werk über Shakspere aufzuweisen hat. Für Menschen also, ob jung oder alt, die nicht auf ein strenges Studium Shaksperes ausgehen, — für welches die Vertiefung in die Kontrovers-Fragen unumgänglich ist — sondern eine verständnißvolle Anschauung seiner Dichtungen sich aneignen wollen, sind Oechelhäusers „Einführungen", wie kein anderes Buch, zu empfehlen.

Zunächst ist es interessant, festzustellen, welche Dramen Oechelhäuser für bühnenfähig hält; denn er behandelt nur 27.

Niemand wird daran Anstoß nehmen, daß er die Tragödie „Titus Andronicus" und „Timon" ausgelassen hat. Die erstere, ein Drama, das sich über das künstlerische Niveau von Kyds „Spanischer Tragödie" nicht erhebt, ist sicher nicht Shaksperes Werk, sondern nur stellenweise von ihm retouchirt. Nach dem, was wir von seinen eigenen Dramen wissen, können wir uns keine Phase seiner Entwickelung vorstellen, in der er der Autor eines so rohen Machwerkes hätte sein können. Viel mehr Antheil hat Shakspere am „Timon", aber dennoch sollten die vielen und langen Einschiebsel herrlicher Shaksperescher Poesie,*) mit denen dieses Erzeugniß eines unfähigen Dichters geschmückt ist, uns nicht verleiten, ein Bühnendrama daraus herstellen zu wollen; das Stück ist seiner Anlage nach so verfehlt,**) daß keine der zahlreichen Bearbeitungen ein annähernd befriedigendes Resultat erreicht hat.

Fast das Nämliche kann man von „Perikles" sagen, der außerdem unter den Shaksperesschen Beiträgen Szenen enthält, deren Anblick auf der Bühne für ein Publikum von geläutertem Kunstgeschmack heute unmöglich

---

*) Vgl. meine Arbeit über „Bulthaupts Timon" im 29/30. Bande des Shakspere-Jahrbuches (1894).

**) S. Fresenius' „Shaksperes Timon, auf der Bühne" im 31. Jahrbuche. (1895).

ist. Das sittliche Empfinden unserer besten Gesellschaft in Bezug auf geschlechtliches Leben ist ein zarteres, edleres als zu Shaksperes Zeit. Die sinnliche Ueberlistung, vermittelst deren Frauen wie Helena und Mariana abgeneigte Liebhaber an sich zu fesseln suchen, empfinden wir heute als unzüchtig, widrig, und die ansprechendsten sonstigen Charaktereigenschaften, die Helena im übrigen entfaltet, machen ihre Selbstentwürdigung um so unausstehlicher. Und wenn sich wirklich Stimmen für die Aufführung von „Ende gut, alles gut“ und von „Maß für Maß“ erheben, so verkennen sie das Wesen der künstlerischen Wirkung, die keineswegs allein von der lebennachahmenden Kraft des Künstlers, sondern von seinem geistigen und sittlichen Standpunkte miterzeugt wird. Ebenso wenig vermissen wir „Troilus und Cressida“ auf unserer Bühne: wenn die Darstellung einer ungesetzlichen Liebe, nach den Sonetten zu schließen,*) dem Dichter selbst ein schmerzliches Interesse erregt hat, so brauchen wir sie darum nicht für einen dramatischer Gestaltung würdigen Gegenstand anzusehen: ebenso wenig kann die persönliche Liebhaberei Shaksperes in der parodistischen Schilderung der homerischen Helden für unseren Geschmack verbindlich sein. Die Belustigung, welche „Verlor'ne Liebesmüh“ den Zeitgenossen des Dichters bereitet haben mag, können heutige Menschen daraus nicht mehr ziehen, die nur vereinzelt und zufällig etwas von dem an Elisabeths Hofe herrschenden euphuistischen Unterhaltungs-Tone, der hier gegeißelt wird, wissen. Daß Shakspere das Drama aus einem legitimen dichterischen Impulse geschaffen habe — eine Ansicht, die immer noch ihre Vertreter findet — ist unglaublich: das stoffliche Interesse, welche das Drama auf der Berliner Königlichen Bühne hervorrief, war gleich Null; und was mir, wie anderen, als der eigentliche Gegenstand des Stückes gilt, die antiquirte und heute unverständliche Satire, zog nicht. Die Aufführung war auch eine verlorene Liebesmühe.

Warum Oechelhäuser indessen „Die beiden Veroneser„ übergeht, während er „Die Komödie der Irrungen“ und „Die bezähmte Widerspenstige“ einer Besprechung würdigt, ist mir nicht verständlich. Wir wollen keineswegs einseitig den literarhistorischen Gesichtspunkt betonen, indem wir sagen, daß jenes ein für die jugendliche Entwicklungs-Phase des Dramatikers wie des Komödiendichters Shakspere besonders charakteristisches Produkt ist. Es ist von den dreien aber auch jedenfalls das interessanteste wirksamste, bühnenfähigste Produkt. Es ist allerdings viel weniger aufgeführt worden als diese**), aber doch nur infolge des derben Geschmackes der großen

*) In „Herrigs Archiv“ (Bd. 73, S. 371—394) habe ich nachzuweisen versucht, daß die Liebesgeschichte in „Troilus u. Cressida“ viel früher als die sogenannte Lagergeschichte entstanden ist: in der ersten Hälfte der Neunziger, bald nach den in den Liebes-Sonetten geschilderten Erlebnissen.

**) In den letzten 6 Jahren scheint es gar nicht in Deutschland aufgeführt zu sein; „die Komödie der Irrungen“ erscheint vereinzelt auf der Bühne, „Die bezähmte Widerspenstige“ — das ist kennzeichnend für Bühne und Publikum — gehört dauernd zu den meist aufgeführten Dramen Shaksperes.

Masse des Publikums, dem skurrile Komik das Liebste ist und Theater- und Zirkusvorstellungen auf nicht weit entfernten Stufen stehen. Die Handlung in diesen beiden Lustspielen ist sinnlos; es kommt dem Dichter vor allem auf die Herbeiführung lachenerregender Situationen an. Von Charakteristik kann kaum die Rede sein. „Die beiden Veroneser" sind in beiden Richtungen auch nicht vollkommen; aber der Dichter hat das rohe Haschen nach der Situation hier aufgegeben, er nimmt einen Anlauf zur konsequenten Entwicklung der Handlung und erreicht in der Charakteristik der beiden Frauengestalten wirkliche Erfolge.

Wenn wir nun Oechelhäusers Auffassung der einzelnen Dramen prüfen, so wollen wir uns nicht an seine Reihenfolge halten, sondern dieses und jenes herausgreifen und die dramatische Bedeutung für die Auswahl maßgebend sein lassen.

Wied rholt macht sich in dem Werke das Bestreben geltend, verschiedene Auffassungen unter einem höheren Gesichtspunkte zu vereinigen, und — berechtigt, wie es an sich ist — wird es öfters mit Erfolg gekrönt, aber nicht immer, z. B. nicht in der Darstellung von Hamlets Charakter. Bekanntlich hat man sich Hamlets Nichthandeln mit Vorliebe aus einem einzelnen Fehler seiner Natur erklärt. Dieser Erklärungsweise widerspricht Oechelhäuser abweichend von den allermeisten Hamlet-Kritikern, aber mit höchstem Recht. Hamlets Denken und Thun werde nicht von einer besonders stark entwickelten Charakterseite bestimmt, sondern von den „Einflüssen, welche im Stücke selbst auf ihn einstürmen." Sein Wesen aber sei „klar und erschöpfend" in den bekannten Worten Ophelias gekennzeichnet. Aus diesen Worten geht indessen hervor, daß Goethe mit seiner Werther-Auffassung Hamlets irrte, und Oechelhäuser geräth mit sich selbst in Widerspruch, wenn er zugleich seine Uebereinstimmung mit Goethes Ansicht ausspricht. Ebenso entschieden Unrecht hat er, wenn er Goethes Auffassung „durchaus nicht für unvereinbar" mit der Kuno Fischers hält, der sich vielmehr mit seinem cholerischen, selbstherrlichen, heldenhaften Prinzen in ausgesprochenen Gegensatz zu Goethe stellt. Die Art freilich, in der der Verfasser Hamlet auf der Bühne dargestellt zu sehen wünscht, entspricht fast ganz dem von Ophelia-Shakspere gegebenen Bilde, auch speziell in dem Punkte, daß er einen Jüngling, und nicht einen Mann in ihm sieht.

In der Auffassung der übrigen Figuren kommt Oechelhäuser zu fast denselben Resultaten, wie ich sie vor Kurzem in diesen Blättern niedergelegt habe. Nur in der Darstellung des Verhältnisses zwischen Hamlet und Ophelia kann ich ihm nicht ganz beistimmen. Er begründet den liebevollen Schmerz und Zorn des Helden in dem Gespräch mit ihr mit dessen Glauben an ihre Untreue. Aber wie soll denn Ophelia dazu kommen, ihm seine Geschenke zurückzugeben mit Worten, die ihm gerade Wandelbarkeit vorwerfen? — Wenn diese Worte nicht sinnlos sein sollen, so müssen wir

annehmen, daß Hamlet mit seinem stummen Abschiedsbesuch (im 2. Akt) selbst ihr Verhältniß gelöst hat.

Von Leuten, die mit der für den Kunstkritiker erforderlichen Phantasie- und Gemüthsgabe nicht ausgestattet sind, die daher in dem Kunstwerk eine einfache, durch den Verstand zu lösende Aufgabe sehen, hört man öfters die Ansicht aussprechen, daß die Auffassung eines Kunstwerkes immer nur eine individuelle, von der speziellen Natur des Urtheilenden abhängige sein könne; daß die verschiedensten Auffassungen gleich berechtigt seien; daß von einer richtigen oder falschen nicht die Rede sein könne und somit die sogenannte ästhetische Kritik ein zweckloser Sport sei. Solche gedankenlosen Expektorationen werden widerlegt durch die Thatsache, daß es Menschen giebt, die ganz unfähig, und andere, die besonders befähigt sind, eine Geistesleistung von der Höhe eines großen Kunstwerkes zu verstehen; daß ferner der Dichter mit seiner Arbeit nicht verschiedene, gleichberechtigte Ideen, sondern nur eine hat ans Licht stellen wollen und daß diese herausgefunden werden muß, wenn die Welt des fortzeugenden Nutzens seiner Geistesthat theilhaftig werden soll. Es ist nicht gleichgültig, ob der „Faust“ vom orthodox-theologischen oder von einem freien philosophischen Standpunkte aus interpretirt wird. Nach jener Auslegung würde er ein glaubens- und sittenloses, ein verderbliches Machwerk sein; und erst durch diese hat er die lebendurchleuchtende Kraft erhalten, welche ihn zu einer der größten und der unvergänglichen Offenbarungen der Dichterseele stempelt. Es ist nicht gleichgültig, ob einer den Hamlet als einen Schwächling oder als einen edlen Helden auffaßt. Daß ein Schwächling an seiner Schwäche zu Grunde gehen kann, ist eine triviale Erfahrung, zu deren künstlerischer Ausgestaltung die Kraft eines Shakspere nicht erforderlich war; wenn uns aber der Dichter zeigt, daß es hier unten Situationen giebt, wo gerade die trefflichsten Eigenschaften, die höchste Vollkommenheit den reichen Inhaber zum Untergange führen, so ist das eine furchtbare Wahrheit, die wir uns in unserem und in unserer Mitmenschen Interesse wohl merken sollen, und welche uns auf dem Wege humaner Lebenserkenntniß ein tüchtiges Stück vorwärts bringt.

So ist es denn auch nicht gleichgültig, ob wir in Macbeth einen zum Bösen von Natur disponirten Menschen, der den bösen Trieb nicht zu beherrschen vermag und darum große Verbrechen begeht, einen minderwerthigen Richard III., sehen; oder einen von Hause aus edlen Menschen, in dem der „Gran des Schlechten,“ der Ehrgeiz, durch höllische Verführungskünste geschwellt, das Uebergewicht über alle seine guten Eigenschaften erlangt und ihn unter furchtbaren inneren Kämpfen in die Hölle unsühnbarer Schuld hinabzieht. Ich meine, die letztere Auffassung leiht dem Dichter eine weit umfassendere Weltkenntniß, eine viel tiefere Durchdringung der Menschennatur, als die erstere. Und so bin ich denn auch, entgegen

der Ansicht Oechelhäusers, der diese Frage für die Darstellung des Macbeth als unwesentlich bezeichnet, der Meinung, daß der Schauspieler vor allen Dingen sich klar zu machen hat, ob Shakspere in ihm einen energischen Verbrecher oder einen tragischen Helden hat zeichnen wollen; denn je nach der Antwort, die er sich auf diese Frage giebt, wird das Bild, das er auf der Bühne vorzuführen hat, so fundamental verschieden sein, wie die Empfindung des Hasses und Widerwillens, die jener, und die Empfindung des Mitleids, das dieser erregt.

Und das erkennt auch Oechelhäuser an, indem er sich bei der Schilderung von Macbeths Charakter trotz einer im ganzen wieder konzilianten Haltung, doch mit ziemlicher Entschiedenheit, der Leo*)-Werderschen**) Auffassung zuneigt. Beide Kritiker setzen in Macbeth ein längeres Bestehen des Thronraub- und Mordgedankens voraus und sehen in den Bedenken, die er vor der Begehung des Mordes äußert, eine Heuchelei. Diese Behauptung ist durchaus unhaltbar. Vor der Einflüsterung der bösen Geister auf der Haide bei Forres äußert er keinen verbrecherischen Gedanken; ein Beweis, daß er dennoch einen solchen früher schon gehabt habe, ist also unmöglich; wohl aber spricht die Charakteristik und die Behandlung, die ihm von anderen Personen zu theil wird, dagegen. Ferner ist es undenkbar, daß die tiefen Gewissensqualen, denen er vor der That Ausdruck giebt, gespielt sein könnten, und daß er sie in seinen Monologen sich selbst vorspielen sollte. Lady Macbeth, die ihn besser als irgend ein Kritiker und genau so gut wie Shakspere selbst kennt, „fürchtet die Milch des weichen Menschenthums", von der „sein Wesen zu viel hat". Und wenn sich jene beiden Forscher speziell auf den Plural (letters) stützen, den die Lady braucht, während er zwischen dem Erscheinen der Hexen und seiner Ankunft in seinem Schlosse doch nur einen Brief geschrieben haben kann, und daraus folgern, daß er andere Briefe mit Mordgedanken schon vorher geschrieben haben müsse, so haben sie zum dritten Male Unrecht: Shakspere gebraucht letters (= literae) an mehreren Stellen unwiderleglich für einen Brief, und das thun seine Zeitgenossen, wie ich aus eigener Kenntniß hinzufügen kann, ebenfalls.

Andererseits aber hat Oechelhäuser entschieden Recht, wenn er die Lady nicht als weibliches Scheusal vorgeführt sehen will. Sie ist die kühlere, härtere Natur, aber eine verhärtete Verbrecherin ist auch sie nicht; das zeigt ihre Schwäche, als sie in den Zügen des schlafenden Duncan eine Aehnlichkeit mit ihrem Vater entdeckt, ihre Ohnmacht bei dem Bekanntwerden des Mordes, ihre schließliche Gemüthskrankheit und ihr Selbstmord.***) Ich

*) S. die Einleitung zu seiner Uebersetzung des Dramas in der Ausgabe der deutschen Shakspere-Gesellschaft und in den 'Shakspere Notes' (London 1885).

**) „Vorlesungen über Macbeth". (Berlin 1885.)

***) Vgl. meine Darstellung des Charakters im 64. Bande der „Preußischen Jahrbücher" (Heft 6), wo auch (S. 680—695) eine eingehende Untersuchung des dramatischen Baues unternommen wird.

stimme mit dem Spiel, das Oechelhäuser ihr, wie andren Figuren zweiten Ranges, für jede Szene bis ins Einzelne fein ausgearbeitet zuweist, in jedem Punkte überein. Dagegen kann ich die Ausstellungen Oechelhäusers an dem Bau des Dramas nicht theilen: ich halte es für eins der bestgebauten, die es giebt; und finde auch im vierten Akte außer dem zu Huldigungs-Zwecken unorganisch eingefügten Gespräch zwischen Malcolm und dem Arzte nichts, das besser gewünscht werden könnte. Die Szene zwischen Malcolm und Macduff ist, wenn auch lang, doch ungemein interessant. Ich kann mir nicht denken, daß der unerträgliche Druck der Gewaltherrschaft Macbeths kürzer und sprechender hätte dargestellt werden können, als in diesem Gespräche; von dem Theile der Szene nach dem Erscheinen des Ross wird auch Oechelhäuser nicht eine Zeile missen wollen.

Helle Begeisterung spricht aus Oechelhäusers Darstellung des „Lear“, eine Begeisterung von Besonnenheit beherrscht, wie die wundervoll klare und richtige Nachzeichnung der einzelnen Figuren beweist. Wenn ich aus der Galerie lebensvoller Bilder, durch die uns der Verfasser führt, einige als besonders gelungen bezeichnen darf, so sind es die des Lear in seiner Wandlung aus einem sich Gott dünkenden Despoten zu einem unter der Last seiner großen Sünde zerknirschten Menschen, der Goneril, in deren Schilderung mir zum ersten Male die ganze Großartigkeit dieser dichterischen Konzeption aufgegangen ist, und jenes ganz einzigen Narren mit dem tragischem Humor. An Kraft der Menschenbeseelung kommen diesem Drama mehrere gleich, an Vielseitigkeit der Charakteristik — darin hat Oechelhäuser recht — keins.

Darum aber kann ich doch nicht mit ihm den „Lear“ als den Höhepunkt der Shakspereschen Dramatik ansehen: die Form ist zu mangelhaft. Oechelhäuser wird einen solchen Einwand vielleicht für akademisch halten. Aber akademisch oder nicht: wenn er nur richtig ist. Die größte Schönheit und Kraft in hundert Einzelheiten einer Kunstleistung macht sie noch nicht zu einem schönen Ganzen. — Man kann die Form von dem Gehalte eines Kunstwerkes nicht trennen und etwa in diesem das Wesen, in jener eine Aeußerlichkeit sehen. Die Kunst wirkt durch die Form, und ein mangelhaft gebautes Drama können die größten Vorzüge der Charakteristik und tausend dichterische Schönheiten nicht zu einem guten machen.

An die Lear-Tragödie wird als Neben- und Parallel-Handlung die Gloster-Tragödie angeknüpft -- sehr lose: denn Lear und Gloster stehen in gar keinem persönlichen Verhältniß, und es giebt keinerlei Wechselwirkung zwischen dem Kindes-Undank, durch den Lear den Verstand verliert, und dem, der Glosters Unglück veranlaßt. Des Letzteren Schicksal tritt nun im vierten Akte in den Vordergrund und will unser Interesse fast allein in Anspruch nehmen. — Man kann nicht einwenden, das that die Ophelia-Handlung im vierten Akte des „Hamlet“ auch; denn Ophelia ist Hamlets Geliebte, an deren Schicksal er als der Urheber desselben auch abwesend

aufs Tiefste mitbetheiligt ist. — Aber nicht genug an dieser isolirten zweiten Handlung; es tritt nach der Blendung Glosters auch noch eine selbständige Edmund-Handlung auf, der wir im vierten und fünften Akte unsere Aufmerksamkeit schenken sollen; und es fehlte nur noch — was Oechelhäuser verlangt — daß das Liebesverhältniß zwischen Edmund und den beiden Drachenschwestern, anstatt als fait accompli vor uns hingestellt zu werden, psychologisch entwickelt würde, um unsere Spannung mit der Wucht dieser dreifachen Handlung ganz zu erdrücken. Es ist in der That für den Zuschauer eine schwer zu tragende Last, wenn sein Interesse von der einen bedeutsamen Handlung, von der es aufs Höchste erregt ist, immerfort durch unbedeutendere Handlung abgelenkt wird und so unbefriedigt bleibt.

Ich möchte den „Lear" einen dramatischen Cyklopenbau nennen, der von der gewaltigen Kraft des Urhebers zeugt; er imponirt durch die Wucht der Massen, von der einheitlichen Schönheit eines griechischen Tempels oder eines gothischen Münsters ist er weit entfernt.

„Othello" ist, wie Oechelhäuser mit Recht sagt, das bestgebaute Drama Shaksperes; eine gute Tragödie könnte es nur sein, wenn es Tragödien der Abnormität gäbe; wenn nicht bloß seltene, sondern geradezu unerhörte Vorgänge, denen wir keine Beziehung aus uns selbst entnehmen, auf uns eine reine tragische Wirkung ausüben könnten.

Zuerst sollen wir es natürlich finden, daß die blondeste, schönste und gebildetste Dame von Venedig einen doppelt so alten Halbbarbaren nicht bloß, sondern einen „dickmäuligen", „schwarzen" Mohren heirathet. Die Kritiker erklären: Desdemona ist ein hochdenkendes Mädchen, der alles Aeußerliche nichts gilt, neben dem Kern, dem Wesen eines Menschen. Der Mohr ist ein edler, heldenhafter Mann, den heirathet sie, nicht seine schwarze Haut. Aber Verzeihung! — die Verehrung edlen und heldenhaften Wesens ist kein Gefühl, das seine höchste Erfüllung in geschlechtlicher Vereinigung, in der Ehe findet; im Gegentheil, seine ungemischte Reinheit kann es nur bewahren unter der Form der Freundschaft. Was eine Ehe zwischen so ungleichen und von der Natur so schroff geschiedenen Wesen möglich macht, ist bei der Frau entweder eine vollkommene Abwesenheit des geschlechtlichen Triebes, der, wenn vorhanden, sich abgestoßen fühlen müßte, ein Mangel jeder feineren geschlechtlichen Empfindung; oder eine krankhafte Sinnlichkeit. Die erstere Annahme beraubt Desdemona des Zaubers vollkommener Weiblichkeit; die letztere macht sie zu einer Abnormität, vor der wir im im Grunde nur Widerwillen empfinden können. Das Lamm mischt sich nicht mit dem Tiger. So ist Brabantio, der mit seiner Empörung über die unnatürliche Vereinigung so vollkommen unrecht haben soll und von Othello, Desdemona und dem Dogen selbst moralisch abgetrumpft wird, in Wirklichkeit im höchsten Recht: jeder Vater wird über solchen Bund seiner Tochter und dessen vorauszusehende Folgen Scham und Abscheu empfinden. Und da ich nun der alten, vom neuesten Naturalismus schmählich

mißbrauchten These, daß etwas, das im Leben häßlich sei, in der Kunst immer noch schön sein könne, keine Berechtigung zugestehe: so hat mich, so oft ich „Othello“ gesehen habe, das ganze Stück hindurch eine innere Empörung beherrscht, die um so tiefer war, je schöner die Person, je edler und zarter das Wesen Desdemonas dargestellt wurde.

„Du hast . . , Schönheit entehrt“, diese Worte Antonios in „Was ihr wollt“ kamen mir nicht aus dem Sinn.

Wenn so das tragische Mitleid, das einen edlen Gegenstand verlangt, mit Bezug auf die Heldin heillos zerstört wird, so thut auch der Held seinerseits alles, um es zu verscherzen. In den grausamen Händen Jagos benimmt er sich wie ein wehrloses Kind; etwas mehr Verstandesschärfe und Besonnenheit, etwas mehr männliche Selbstbeherrschung und moralische Kraft müssen wir von einem Helden verlangen, als sie Othello bei Gelegenheit des plumpen Betruges mit dem Taschentuche zeigt. Es grenzt in der That an Irrsinn, wenn ein Mann auf solch einen nichtigen Grund hin seine Frau für schuldig hält und zum Tode verurtheilt. Und wie steht es bei diesem unüberlegten, barbarischen Entschlusse mit seiner Gemütskultur, die Desdemona so ausschließlich bezaubert hat? Erscheint sie nicht als ein bloßer Firnis, der die ursprüngliche Wildheit seiner Natur eben nur verhüllt? Und wird durch diesen Eindruck der innere Widerspruch, den wir gegen die Gattenwahl Desdemonas empfinden müssen, nicht noch verschärft?

Und nun der Schluß. Die Szene im Schlafgemach ist die gräßlichste, die Shakspere geschrieben hat.*) Die Ermordung des Clarence im Tower, die Blendung Glosters, die Hinschlachtung des jungen Macduff sind nichts dagegen. Diese Opfer sind männliche Wesen, durch Widerstandskraft und Härte geeignet, Thaten der Gewalt zu ertragen wie auszuüben. Aber ein schwaches, wehrloses Weib im Schlafe zu überfallen und zu erwürgen, ist eine That, zu der nur Tücke, Grausamkeit und Feigheit erforderlich ist, eine den Mann unwiederbringlich entehrende That. Wenn man unter dem Druck dieser unerträglichen Szene noch Grade der Abscheulichkeit unterscheiden kann, dann ist die Gefaßtheit und ruhige Entschlossenheit, mit der Othello an sein Schlächterwerk herantritt, der höchste. Nun mag der Dichter gute, liebenswerte, edle männliche Eigenschaften bergehoch auf den Helden häufen, er hat alles umsonst gethan; auch die wunderbar rührenden Worte, mit denen Othello aus dem Leben scheidet, versagen ihre Wirkung nach solcher That. Wenn wir ihn so leicht und ehrenvoll, durch Selbstmord, das Dasein abwerfen sehen, so ist das keine Sühne für diesen leichtsinnigen und grausamen Mord; wir scheiden mit einem Gefühl ungestillten Racheburstes aus dem Theater; einem Gefühl, das nicht ein Fünkchen tragischer Erhebung in sich hat. Die That Othellos steht nicht höher als der grauenhafte Mord, den der Einbrecher im „Oliver Twist“ an seiner Geliebten verübt.

*) Die Greuelthaten in „Titus Andronicus“ sind nicht von Shakspere verbrochen.



Was indessen bei Dickens unsern tiefsten Abscheu erregt, dürfen wir, wenn wir gerecht sein wollen, bei Shakspere nicht schön finden. — „Othello“ zeigt des reifen Dichters unerreichte Kraft und Feinheit der Seelenmalerei. Seine wunderbare Kunst darf uns indessen über den Grundcharakter des Dramas nicht täuschen; tragische Empfindung kann nicht das Resultat einer Summe von peinlichen, empörenden, gräßlichen Eindrücken sein.

Die Art, wie Oechelhäuser Othello dargestellt sehen will, verrät wieder sein bekanntes Feingefühl; er muß ruhig, ernst und vornehm erscheinen — seinem Verhalten Jago und Desdemona gegenüber zum Trotz; denn jede Betonung der Sinnlichkeit, der Leidenschaft, der Rachelust, kurz der Wildheit seiner Natur, muß die inneren Disharmonien dieses Dramas um so schreiender machen.

Ebenso darf Jago nicht als eitler Vornehmthuer oder Mephistopheles, er kann richtig nur als Cyniker in Haltung, Tracht und Sprache dargestellt werden. Dagegen kann ich mit Oechelhäuser das vielumstrittene Hauptmotiv seines Handelns nicht in der tückischen Freude am Bösen selbst finden; das würde der Handlung ein ferneres Element krankhafter Abnormität hinzufügen. Der schlimmste Haß, den es unter uns giebt, ist der, welcher aus Gegensätzlichkeit des innersten Wesens hervorgeht; die vornehme Gesinnung Othellos ist dem niedrigen Cynismus Jagos Grund genug, um ihren Träger aufs Messer zu bekämpfen; und die Zurücksetzung erhöht seinen natürlichen Haß: das zweite von Jago erwähnte Motiv der Eifersucht betrachtet Oechelhäuser mit Recht als einen gesuchten Vorwand.

Wenn die herrschende Ansicht, welche in „Romeo und Julia“ eine sehr jugendliche Dichtung sieht, sich nur auf die Erdbeben-Anspielung der Amme stützte, so läge kein Hinderniß vor, das Drama mit Oechelhäuser später zu setzen. Denn derartige äußere Indizien sind, wie die noch heute, nach mehr als hundertjähriger Forschung, herrschende Unsicherheit hinsichtlich der Chronologie der Shakspereschen Dramen beweist, werthlose Kriterien. Hier z. B. kann Niemand wissen, ob Shakspere mit den Worten, daß vor 11 Jahren ein Erdbeben stattgefunden habe, das Erdbeben in England vom Jahre 1580 meint; die Handlung spielt ja in Italien, wo die Erdbeben häufig sind. Derselbe Zweifel läßt sich bei fast jeder derartigen Anspielung erheben: und jedenfalls steht von keiner fest, ob sie bei der ersten oder irgend einer späteren Aufführung in die Dichtung eingefügt worden ist. Zweifellos jugendlich dagegen sind die mit Vorliebe gebrauchten Formalien der italienischen Lyrik — Antithesen*), Concetti, Fülle der oft gesuchten Vergleiche — die Verwendung der ebenfalls aus Italien eingeführten platonisirenden Liebestheorien, die in allen Jugenddramen und Epen und

*) Die Schilderung, die Romeo (I, 1) von der Liebe macht, ist nahezu die Wiederholung eines Petrarkischen Sonetts. (S. Herrigs Archiv: „Zu den Sonetten Shaksperes“ Bd. 61, S. 186 ff.) — Die zum ersten Male sich begegnenden Liebenden sprechen in der Sonett-Form.



besonders in den Sonetten zu Tage tritt, die zahlreichen nur in Jugendwerken*) wiederkehrenden Gedanken und Bilder und die sonstige Mache.**) Auch weist das von Heyse***) so vortrefflich dargestellte italienische Inkarnat dieser wahrscheinlich in südlicher Sonnenglut entstandenen Dichtung auf Shaksperes Reise nach Italien†) im Anfange der Neunziger.††) Die Möglichkeit einer stückweisen späteren Ueberarbeitung wird hierdurch nicht ausgeschlossen.

In der Schilderung des Helden möchte ich gegen einen unmännlich leidenschaftlichen und einen krankhaft sentimentalen Zug protestiren, die Oechelhäuser in ihn hineinlegt, gewissermaßen als eine Verschuldung, die seinen Untergang herbeiführt. Wann werden wir endlich mit jener unglücklichen Schuld-Theorie aufgeräumt haben, die zu so vielen Mißdeutungen edelster Kunstwerke geführt hat! Ist es doch unbestreitbar, daß im Verhältniß zu der Größe der Schuld des tragischen Helden die tragische Wirkung abnimmt. Shakspere schildert hier mit einer Kraft, die in der Weltliteratur nur noch von einem zweiten Germanen, von Gottfried von Straßburg, erreicht worden ist, das unnennbar tiefe, schmerzensvolle Glück einer jugendlichen Liebe mit den furchtbaren Gefahren, die es in sich birgt. Sollen wir nun die Empfindungen, welche die Natur in uns gelegt hat, schuldvoll nennen? Noch heute, in dieser nüchternen, materialistischen Zeit, können wir es jeden Tag in den Zeitungen lesen, daß Jünglinge und Jungfrauen das Leben ohne die Erfüllung eines bestimmten Liebesverlangens für nicht lebenswerth halten und es wegwerfen. Solche unbezwingbare Liebessehnsucht, die jede Besonnenheit, jeden Gedanken an die Möglichkeit eines anderen Glückes ausschließt, ist eine Jugendkrankheit, aber keine Schuld. — Es scheint, als ob der Verfasser sich in die Frühlingsstürme des Lebens nicht mehr hat zurückversetzen können.

In einigen älteren ästhetischen Schriften hat man sich die größte Mühe gegeben, Julius Caesar als den Helden des gleichnamigen Stückes herauszurechnen; und da er nun im dritten Akte durch seinen Tod ein für alle Mal von der Bühne verschwindet, so sollte sein Geist als ein unsicht-

---

*) Die von mir als „Reiselieder" bezeichneten Sonette zeigen besonders zahlreiche Uebereinstimmungen mit „Romeo." (S. „Die Sonett-Periode in Shaksperes Leben," 19. Shakspere-Jahrbuch, S. 198 ff.)

**) Verkürzte innere Entwickelungen, wie die in einer Rede Capulets (I, 5), wo er seine Gäste im 1. Verse dringend zum Bleiben mahnt, im 3. sie freundlich verabschiedet und und im 7. es für sich und die Seinen sehr an der Zeit findet, zu Bette zu gehen, sind unverkennbar jugendlich.

***) In seinem „Shakspere, Untersuchungen und Studien." (Halle, Waisenhaus. 1884.) S. den Artikel „Shaksperes Naturanschauung" (S. 317—372).

†) Wer die Artikel von K. Elze („Shaksperes muthmaßliche Reisen"), Th. Elze, („Italienische Skizzen zu Sh.") und von G. Sarrazin („Sh. in Mantua" u. „Neue italienische Skizzen") im 8., 13.—15., 29./30. u. 31. Sh.-Jahrbuch gelesen hat, kann verständigerweise nicht mehr zweifeln, daß Sh. in Italien gewesen ist.

††) Auch die Versifikation des Dramas, mit deren Untersuchung ich gegenwärtig beschäftigt bin (vergl. „Metrische Untersuchungen zur Feststellung der Abfassungszeit von Sh.'s Dramen" im diesjährigen, 31. Jahrbuche), stützt diese Annahme.

barer Held den Verlauf der Handlung bestimmen. Für solche mystische Aesthetik ist der gesunde Sinn Oechelhäusers nicht zu haben gewesen. Wie „Cymbeline" und „Heinrich VI." beweisen, gab die höchstgestellte Persönlichkeit einem Drama seinen Titel, wenn dieser überhaupt durch einen Personen-Namen ausgedrückt werden sollte. Und schon als Zugmittel hätte Shakspere sich den Titel „Julius Caesar" nicht entgehen lassen. Der Held aber ist natürlich Brutus; durch ihn als Mittelpunkt erhält die Handlung erst ihre Einheit und ihren regulären Bau.

Der fünfte Akt des „Julius Caesar" gehört allerdings zu den „allerschwächsten und flüchtigsten Leistungen" Shaksperes; man hat die Empfindung, daß das Wenige von dramatischem Belang, das der Dichter hier noch zu bieten hat, recht wohl dem vierten Akt hätte angeschlossen werden können. Diesen muß ich allerdings Oechelhäuser gegenüber aufrecht erhalten. Daß im vierten Akte die Spannung des Höhepunktes (hier Caesars Ermordung und des Antonius Rede) beibehalten oder gar noch überboten werden könnte, ist eine unerfüllbare Forderung; die lange — und doch so kurze — Szene in Brutus' Zelt gehört zu dem charakteristisch und dramaturgisch Besten, das der Dichter in der sinkenden Handlung geschaffen hat.

Die Nachzeichnung der einzelnen Charaktere bei Oechelhäuser ist musterhaft, bis auf Cassius und Caesar. Cassius stellt Oechelhäuser auf eine Stufe, die ihm Shakspere als dem Freunde, dem „Bruder" (IV,3) des Brutus nicht zugewiesen hat. Eine „unedle" Natur ist er darum noch nicht, weil er nicht so vollkommen reine Intentionen wie Brutus hat. Wohl wirken persönliche Motive mit, um seine Hand fertiger zum Mordstreiche zu machen als andere; die Freiheit des Vaterlandes aber steht ihm, wie Brutus, höher als seine persönlichen Interessen.

Der Charakter Cäsars ist eine bekannte crux der Ausleger. Oechelhäuser hat die verkleinernden körperlichen Züge, die ihm Shakspere gegeben hat, in seiner Bearbeitung ausgemerzt, um so seine Heldenhaftigkeit einseitig zur Geltung zu bringen. Ich glaube, daß er damit die Grenzen des für den Bearbeiter Erlaubten überschritten hat. Shakspere leiht Cäsar die Züge körperlicher Hinfälligkeit — Taubheit, Epilepsie — absichtlich; Cassius hebt sie vor Brutus mit besonderem Nachdruck hervor. Und er entspricht damit nicht blos dem Bilde, das Plutarch entrollt, sondern auch dem von der modernen Geschichtsforschung festgestellten, nach welcher eine zu schnelllebige Jugendzeit dem Helden ein frühes Greisenalter gebracht hatte. In dem gebrechlichen Körper aber wohnte ungeschwächt der Geist des großen Cäsar. Und während seine Gegner diesen immer noch zu fürchten hatten, reizte sie seine Körperschwäche zum Spott und Hohn und zur Gewaltthat. Die Schwierigkeit der Aufgabe des Dichters bestand nun darin, daß er das Mißverhältniß des Körpers und des Geistes in den wenigen Szenen und Zeilen, die er dieser Figur zweiter Ordnung in den ersten drei Akten bewilligen konnte, dennoch greifbar darstellen mußte. Ihn als überlegenen

Mann der That, als Gelehrten, als Denker sich entwickeln zu lassen, dazu war absolut kein Raum vorhanden. So half sich Shakspere, indem er die wenigen Worte, die Cäsar zu sprechen hatte, mit dem Bewußtsein seiner Größe bis zur Uebertreibung chargirte. Wenn wir diese Lösung der Frage*) nicht acceptiren, so weiß ich nicht, was übrig bleibt, als die unter jedem Gesichtspunkte unmögliche Annahme, daß Shakspere beabsichtigt habe, Cäsar als schwächlichen Bramarbas zu zeichnen, d. h. ihn zu karikiren. — Oechelhäusers Darstellung der Shakspereschen Figur ist jedenfalls unhaltbar.

Die begeisterten Worte, welche Oechelhäuser der Rede des Antonius widmet, sind nur zu berechtigt. Diese Rede von 135 Zeilen, die nicht viel über vier geschriebene Quart-Seiten füllen würde, ist nach meiner Empfindung das größte Wunderwerk rhetorischer Kunst, das je die „Gottähnlichkeit“ der menschlichen Vernunft bezeugt hat. So oft man sie auch liest, die Wirkung ist immer wieder eine gewaltige.

In dem Kapitel „Antonius und Cleopatra“ ist die vollendete Nachzeichnung des Charakters der Königin wegen der feinen Kenntniß des weiblichen Herzens, die sie verräth, zu bewundern. Herrlich ist die Schilderung, die Paul Heyse in der Einleitung zu seiner Uebersetzung des Dramas**) von diesem „größten Meisterstück weiblicher Charakteristik“ giebt; eine so klare Auseinanderlegung der einzelnen Seelenregungen, wie hier, finden wir bei ihm nicht.

Eine für die Verdeutlichung des Charakters und für das Verständniß der Möglichkeit einer so wunderbaren Schöpfung sehr wesentliche Thatsache hat Oechelhäuser nicht genannt; sicher nicht, weil er sie nicht kannte, sondern weil er, wie ich weiß, an die Beeinflussung der Shakspereschen Dichtung durch reale Verhältnisse oder Personen nicht glaubt. Es ist die schon vor langer Zeit***) behauptete und für mich persönlich unzweifelhafte Thatsache, daß die wesentlichen Züge der in den jugendlichen Liebes-Sonetten gezeichneten „dark lady“ in das Bild der verführerischen „Nilschlange“ übergegangen sind. Auch Oechelhäuser kann nicht bestreiten, daß das äußere Porträt der Rosaline in „Verlor'ner Liebesmühe“ der Abdruck des in zwei Sonetten geschilderten Aeußeren der „dark lady“ ist†) — die Worte dieser und die Gedanken anderer Sonetten sind eben in dem Drama wiederholt. Ich habe mich — ebenfalls vor langer Zeit — bemüht, zu zeigen,††) daß die Gemälde einer gewissen Gattung starkgeistiger Frauen, die sich besonders in den Jugend-Dramen finden — nicht blos der fast identischen Rosaline und Beatrix, sondern auch der Rosalind („Wie es euch gefällt“), der Olivia

*) Sie ist ausführlich behandelt in meiner Cäsar-Ausgabe.

**) Bodenstedtsche Ausgabe. Bd. 7. Leipzig, Brockhaus. 1873.

***) Von Heine, Gervinus, Ulrici, P. Heyse.

†) S. „Shaksperes Selbstbekenntnisse“ im 54. Bande der Preußischen Jahrbücher. (Heft 3).

††) „Die Frauen der Dramen und die Geliebte der Sonette.“ Herrig's Archiv. Bd. 60, S. 55 ff.

und Helena („Ende gut, alles gut"), der Katharina („Bezähmte Widerspenstige") und Cressida, ja der Porzia selbst, — eine gewisse Familien-Aehnlichkeit*) mit der brünetten Geliebten der Sonette aufweisen und daß Cleopatra ihr ähnlicher ist, wie alle anderen. Einige der beweisenden Stellen, die ich zur Begründung der interessanten Thatsache verwerthet habe, mögen hier wiederholt werden.

Was ist's, das solchen Reiz dem Bösen giebt,
Daß, magst Du noch so schlimme Wege wandern,
Man doch weit mehr all deine Sünden liebt,
Als Jugend und Vollkommenheit in andern?
Sonett 150.**)

Und doch, Dich kleidet alles, Schelten, Lachen.
Und Weinen. Jede Leidenschaft bemüht sich,
An Dir bewundernswert und schön zu scheinen.
(Antonius.) I, 1, 48.

Die Fehler macht sie zur Vollkommenheit.
II, 2, 236.

so holdselig
Steht ihr das Niedrigste, daß heil'ge Priester,
Sie segnen, wenn sie buhlt. II, 2, 243.

Im 56. Sonett wünscht der Dichter, daß sein Liebestrieb sich nie abstumpfen möge, sondern sein wie der Hunger, der, heute gesättigt, morgen mit frischer Schärfe erwacht. Aus diesem Wunsch, wie aus vielen entsprechenden Aeußerungen anderer Sonette, erkennt man die sinnliche und sinnenreizende Natur seiner Geliebten, die mit der Cleopatras eine auffallende Aehnlichkeit hat:

Nie kann das Alter
Sie welken, nach Gewohnheit sie verleiden,
So reizt sie ewig neu. Wenn andre Weiber
Die Lust ersätt'gen, schärft sie nur den Hunger,
Je reicher sie ihn stillt. II, 2, 240.

Als Antonius Cleopatra mit Thyreus überrascht, fährt er sie an:

Du warst schon halb verblüht, eh' ich Dich kannte.
Ha, ließ ich dort in Rom mein Kissen leer
Und hab verschmäht, mir echten Stamm zu zeugen
Vom Kleinod aller Frauen, um Schimpf zu dulden
Von einer, die nach Tellerleckern schielt?
. . . . 'ne Wetterfahne warst Du stets.

---

*) Der nicht uninteressante Umstand mag hier erwähnt werden, daß diese Frauen (Olivia, Helena und Porzia ausgenommen) alle brünett sind, wie Shaksperes Geliebte. („Zu den Sonetten Shaksperes." Herrigs Archiv Bd. 59, S. 261 ff.; Bd. 61, S. 403 f.

**) (Vgl. auch das ganze Sonett 95: Wie lieblich und wie süß machst du die Schande!)

Doch wenn wir hart in unsern Sünden werden,
Verkleben weise Götter uns die Augen
Mit unserm eignen Schmutz, wirr'n unsre Klarheit,
Daß unsern Wahn wir anbeten.

Damit vergleiche man die folgenden Stellen aus den Sonetten:

Du weißt, Dich liebend, trog ich mein Gewissen,
Doch zwiefach trogst Du Deins, mir Liebe schwörend,
Hast Dein Gelübde durch die That zerrissen.
Son. 152.
(Du hast) durch manch falschen Bund
Gelockert fremden Ehbunds Heiligkeit. Son. 142.
(Ich liebe) wovon entsetzt sich andere kehren. Son. 150.
Wie kann das Herz als einzig Gut verehren
Das, was es kennt als aller Welt gemein. Son. 137.
Jetzt seh' ich meine eigne Thorheit ein
Und fühle Reu', doch hoffnungslos, zu spät.
Ohne Verstand, bin ich unheilbar nun,
Verworren und verdunkelt ist mein Sinn. Son. 147.

Das Kapitel über den „Kaufmann von Venedig" scheint mir zu den besten des ganzen Buches zu gehören, wenn es nicht das beste ist. Die Charakterzeichnungen von Porzia und Shylock sind Meisterleistungen. In der letzteren hebt der Verfasser mit Recht die vornehme Unparteilichkeit Shakspeares hervor, der einerseits die grausame Behandlung, welche auch gute Christen, wie Antonio, den Juden zu theil werden lassen, ohne Beschönigung zeigt, andererseits seinen Abscheu vor dem Resultate dieser Behandlung, wie es seine Zeit ihm bietet, in der Schilderung Shylocks unverhohlenen Ausdruck giebt. Von jenem übertriebenen Humanitätsgefühl gewisser Erklärer,*) die in Shylock einen Glaubens-Märtyrer und tragischen Helden sehen möchten, hat sich Oechelhäuser ebenso freigehalten wie Shakspere. Shylock ist ein so herzloser Materialist allen Menschen, auch seiner Tochter gegenüber, ein so blutdürstiger Schurke, daß sein verdientes Schicksal nur Genugthuung und keine Spur von Mitleid erregt. Wie gegen jene erhöhende, wendet sich Oechelhäuser auch gegen die erniedrigende Auffassung, wie sie auf der englischen Bühne öfters, auf der unserigen mitunter auch zu Tage tritt. Shylock ist nicht als ein „komisches, groteskes Ungeheuer", sondern als ernstzunehmender Verbrecher darzustellen.

Antonios von Shakspere nicht erklärter Trübsinn ist vielleicht am besten als enttäuschter Idealismus aufzufassen.

Bassanio stellt Oechelhäuser doch wohl als zu vollkommen dar. Und da nun schon Porzia ein Bild weiblicher Vollkommenheit ist, das nur durch die wunderbare Art der Farbenmischung glaubwürdig wird, so

*) Vgl. Honigmann: Ueber den Charakter des Shylock. (17 Sh.-Jahrbuch. Seite 200 ff.)

könnte eine ähnliche Quantität männlicher Vollkommenheit leicht langweilig werden. Bassanio ist aber in der That, wie die Natur es verlangt, der minderwerthige Genosse dieses herrlichen Weibes, das in seiner himmlischen Ruhe und Klarheit die erforderliche Ergänzung für seinen gedankenlosen Leichtsinn ist. Was das Weib zu ihm hinzieht und den Mann ihrer nicht unwürdig macht, ist, nicht sein Geist oder seine Tugend, sondern seine schöne, stolze, stramme Männlichkeit, seine Eroberungslust und sein Siegesbewußtsein — und in dieser weiblichen Schwäche zeigt sich einer jener reizenden menschlichen Züge, welche Porzias Vollkommenheit erträglich machen.

Der „Kaufmann von Venedig" ist nach unseren Begriffen ein Schauspiel. Die Perle unter den Lustspielen, „Was ihr wollt", hat Oechelhäuser seinem vollen Werthe nach gewürdigt. Die Kunst der Komposition wird uns dann erst klar, wenn wir erfahren, daß die Viola-Handlung ursprünglich ein Stück für sich und eine jugendliche Leistung war*), in welches die Malvolio-Fabel erst gegen Ende des Jahrhunderts hineingearbeitet wurde.

Die Fehler von „Viel Lärmen um nichts" hat Oechelhäuser mit einer Klarheit und Vollständigkeit auseinandergesetzt, die nichts zu wünschen übrig lassen. Die oberflächliche Verkoppelung zweier ihrem Wesen nach sich abstoßender Handlungen, deren einziges Bindeglied eigentlich nur die Person des Verfassers ist, weist auf die aus den „Beiden Veronesern", der „Komödie der Irrungen" und den frühesten Historien bekannte jugendliche Unfertigkeit in der Organisation der Handlung — mit wieviel größerem Geschick ist eine ähnliche Aufgabe im „Kaufmann von Venedig" und in „Was ihr wollt" gelöst! — Die ungenügende Motivirung der unerhörten Beschimpfung der reinen Hero, die allerseits leichtfertige Behandlung eines so ernsten Vorganges verräth einen Mangel an sittlicher Reife; die mehr oder weniger verschwommene Charakteristik aller Figuren außer Benedick und Beatrix und der Klowns zeigt die jugendliche Mache. Und doch soll das Stück nach Oechelhäuser, der der landläufigen Ansicht folgt, 1599 oder 1600 geschaffen sein? Und warum denn? Weil es 1598 in der bekannten Aufzählung von Meres nicht erwähnt wird, und erst 1600 gedruckt erscheint? Darin liegt ja nicht der Schatten eines Beweises. Meres hatte keine Verpflichtung, alle Stücke von Shakspere zu kennen, und wenn er sie kannte, keine, alle zu nennen; und daß ein Drama immer das nächste Jahr nach seiner Entstehung gedruckt werden mußte, wird Niemand behaupten wollen. Daß ein so unvollkommenes Drama nach dem „Kaufmann von Venedig" und den beiden „Heinrich IV." und gleichzeitig mit „Was ihr wollt" entstanden sein soll, das ist a priori fast unglaublich.

Nun ist „Viel Lärmen um nichts" ein offenkundiges Pendant zu einem (später freilich überarbeiteten) jugendlichen Drama, zu „Verlor'ne Liebesmüh". Beides sind Komödien des Witzes, vor dessen reicher Entfaltung

die Situations- und Charakter-Komik zurücktritt. Der Witz ist in „Verlor'ner Liebesmüh" ein fader, geschraubter, in zierlichen Versen und Reimen einhertänzelnder Wortwitz — das Drama ist ja eine Satire auf den Euphuismus — in „Viel Lärmen um nichts" ein scharf gesalzener, erbarmungslos treffender Sachwitz, den kein Rhythmus zügeln könnte. Der falsche Witz verliert den Preis trotz heißen Bemühens; der gesunde gewinnt ihn, trotzdem er alles gethan hat, um ihn zu verlieren. Da nun auch die Hauptspieler Benedick und Beatrix vollkommene Wiederholungen von Biron und Rosaline sind,*) so werden wir kaum fehlgehen, wenn wir in „Viel Lärm um nichts" jenes von Meres genannte „Love's Labour's Won (gewonnene Liebesmüh)" sehen, das in der Gesammt-Ausgabe der 1. Folio (1623) nothwendig vorhanden sein muß, wenn es mit diesem Titel dort auch nicht benannt ist.

Ich glaube, der Beweis der Jugendlichkeit wird geschlossen durch die von mir nachgewiesene**) Thatsache, daß viele der hier vorkommenden Bilder, Vergleiche und Gedanken in den allerfrühesten, die meisten in den um 1595 geschaffenen, fast gar keine in den Dramen des Jahrhundert-Endes sich finden.

Dieselbe Erscheinung mit einer etwas größeren Hinneigung nach dem Ende des Jahrhunderts zeigt „Wie es euch gefällt."***) Auch die Mache hat genau denselben Charakter: Die Motivirung ist noch schwächer — man darf sagen — unerhört nachlässig; man kann sich wirklich schwer vorstellen, daß der gewaltige Dichter Zustände gehabt haben kann, in denen er das wüste Zeug des ersten Aktes dieses Dramas zusammenzuschreiben vermochte†); von Charakteristik ist, abgesehen von Rosalinde und Orlando, kaum die Rede; und der Mangel an sittlicher Delikatesse zeigt sich zwar weniger flagrant als in „Viel Lärmen um nichts", aber auch hier in der Verbindung der zarten Celia mit dem verbrecherischen Scheusal Oliver, der sich vor der Verheirathung schleunigst, im Laufe weniger Verse, bessert und ein großer Biedermann wird.

Da nun Oechelhäuser, wenn auch in milderer Formulirung, diese Fehler anerkennt, so kann ich nicht verstehen, warum er, wie andere Forscher, das Lustspiel so hoch stellt: das poetisch anziehende Waldleben des verbannten Herzogs und seiner Ritter und die in der That bezaubernde Figur der Rosalinde können uns über die offen zu Tage liegenden, fort und fort verletzenden Mängel der Komposition und Charakteristik doch wohl ebenso

*) Das glaube ich aus dem Stil und dem Gedankengehalt nachgewiesen zu haben; der metrische Beweis steht noch aus. Vgl. „Ueber die Entstehungszeit von „Was Ihr wollt." " (Shakspere-Jahrbuch 31. 1895.)

**) Herrigs Archiv, Bd. 74, S. 45–56 und Bd. 75, S. 280.

***) Herrigs Archiv. Bd. 73, S. 395—414 u. desgl. die zuletzt angeführte Stelle.

†) Der Engländer Sam. Neil hat die jugendliche Abfassung von „Wie es euch gefällt" auch aus anderen Gründen wahrscheinlich zu machen gesucht. (Vergl. Elzes „Shakspere" (Halle 1876) S. 390.)

wenig hinweghelfen, wie etwa die nur theilweise guten Späße des Narren Probstein. Beide Dramen gehören nach meiner am angeführten Orte begründeten Ansicht in die Uebergangszeit zwischen der abhängigen Jugendperiode und der Periode der gereiften frischen Kraft, wie sie die Dichtungen aus der zweiten Hälfte der Neunziger zeigen. Die Konvention der italienischen Formalien ist noch nicht abgestreift; aber das individuelle Genie des Dichters beginnt bereits, seine Flügel zu entfalten.

Auch hinsichtlich der sehr späten Abfassungszeit von „Cymbeline“ kann ich mich der Ansicht der meisten Forscher nicht unterwerfen und gehe noch über Fleay, der das Stück ins Jahr 1604 setzt, hinaus. Wenn ein Dr. Forman in den Jahren 1610 oder 1611 eine Aufführung von „Cymbeline“ in seinem Tagebuche beschrieb, so ist das wirklich kein Beweis dafür, daß das Drama in diesen Jahren geschrieben wurde; er hätte denn doch wenigstens versichern müssen, es sei ganz neu. Und die Stil- und Vers-Gefühle der bedeutenden Shakspere-Forscher, die sie zu den schreiendsten Widersprüchen in der Chronologie der Dramen geführt haben, können in der That nicht als wissenschaftliche Größen in Rechnung gestellt werden. Hinsichtlich des Gedanken-Gehalts hat „Cymbeline“ mit den spätesten Dramen so gut wie gar keine Berührungspunkte, zahlreiche und durch ihre Bedeutung auffallende aber mit den Dichtungen im Beginne des Jahrhunderts, besonders mit „Hamlet“.

Dieses stoffüberfüllte dramatische Ungethüm ist von Oechelhäuser mit liebevoller Ausführlichkeit und in jedem Punkte der Komposition und Charakteristik treffend geschildert worden. Seine vielen, großen Schönheiten rechtfertigen das Bemühen dieses und anderer Bearbeiter, es in bühnenfähige Gestalt zu bringen. Und wenn es auch nie gelingen wird, aus dem Handlungs-Chaos die harmonische Einheit eines Kunstwerkes auszulösen, so freuen wir uns an der Phantasie- und Gemüthskraft, welche die herrlichen disjecta membra durchdringt, doch mehr als an ohnmächtiger Regelmäßigkeit.

Fast das Nämliche läßt sich vom „Wintermärchen“ sagen, das, wie Oechelhäuser richtig bemerkt, eigentlich aus zwei durch einen Zeitraum von sechzehn Jahren getrennten Dramen von gänzlich verschiedenem Gegenstande besteht. Aber es sollte doch auch ein Märchen sein, das uns im Fluge über weite Zeiträume hinwegzutragen pflegt, eine schaurig-schöne Erzählung von des Menschen Schuld und Leid und von der reinen Menschlichkeit, die alle Gebrechen sühnt, erzählt von dem feinsten Lebenskenner, der uns mit seinem seelenvollen Vortrage das Herz erwärmt, wenn der Schnee draußen sausend an die Fenster stiebt in der langen, kalten Winternacht. Und es war doch einmal das Vorurtheil jener Zeit, daß alles, was erzählt, auch dramatisch dargestellt werden könnte. Und ist es denn so viel unerfreulicher, zwei lose verbundene Handlungen aufeinander folgen, als nebeneinander hergehen zu sehen? Schlimmsten Falls sind es eben zwei Stücke, die man

an einem Abende sieht — jedes wunderschön für sich. Mir erscheint „Das Wintermärchen" wie ein Testament des alternden Dichters, der milden Auges zurückblickt auf ein an großen Freuden und tiefen Schmerzen reiches Dasein, noch einmal jene an seinem Geiste vorüberziehen läßt und seine Lieben — die gesammte Menschheit — vermittelst zweier unvergleichlich schöner, lichtumflossener Gestalten auf das hinweist, was das Leben auf dieser Erde lebenswerth macht. Wahrlich, wenn etwas die Folgerungen, die man aus seinen furchtbaren Tragödien auf des Schöpfers Weltanschauung gezogen hat, widerlegt, so ist es das „Wintermärchen". Wer das gedichtet hat, der war kein Menschenverächter und gewiß kein Frauenfeind.

Wenn Bulthaupt dieses Drama „ein unerträgliches Stück" nennt, so offenbart er darin eine unerträgliche ästhetische Hypochondrie, und wir möchten ihm mit dem Wunsche der „Zeit" antworten

. . . . daß er
Nie schlechter seine Zeit verbring' als hier.

Für mich gehört „Das Wintermärchen" trotz seiner unregelmäßigen Form zu dem Herrlichsten, das Shakspere geschaffen hat. Wer es in der unübertroffenen Einrichtung unseres Königlichen Schauspielhauses gesehen, der wird sich immer daran zurückerinnern als an einen der höchsten Genüsse, den die Bühne zu bieten vermag; und von der fein erfundenen Denkmal-Szene, die hier zu einer geradezu überwältigenden Wirkung gebracht wird, wird er Kindern und Enkeln erzählen.

In diesem Sinne ist auch Oechelhäusers schöne und in jedem Punkte treffende Darstellung gehalten, besonders gut sind wieder die Frauenbilder gerathen, Hermione und die reizende Perdita, die uns Männer immer mehr anzuziehen scheint, je älter wir werden.

Mit Oechelhäusers Auffassung — nicht Einzel-Darstellung — des „Sturmes" werden wohl nur Wenige einverstanden sein. Wenn Shakspere uns hier wieder ein Märchen vorerzählen wollte, wie Oechelhäuser meint, dann ist es auffallend minderwerthig gerathen gegenüber dem eben genannten: ein zerfahrenes und zum Theil sinnloses Fabuliren. Ich bin der Ansicht der Mehrzahl der Shakspere-Forscher, daß wir hier nicht die eigentliche, greifbare Handlung als Genuß-Objekt zu betrachten haben, sondern den tieferen Sinn, den sie als allegorische Hülle verbirgt. Wir müssen rathen und deuten, wenn wir etwas von dieser Dichtung haben wollen; und damit ist ihr — gemeinhin stark übertriebener — künstlerischer Werth gekennzeichnet. Man sieht in dem „Sturm" allgemein einen allegorischen Abschied des Dichters von der Arbeit seines Lebens, von den Zauberkünsten der Phantasie. Von den verschiedenen Auslegungen scheint mir die von Dowden die ansprechendste zu sein.

Dieser Auffassung des „Sturmes" gegenüber ist es um so wunderbarer, wenn Oechelhäuser in dem „Sommernachtstraume" mehr als

ein für mannigfaltige Unterhaltung berechnetes, leichtes und graziöses Spiel der Phantasie sieht und einen tieferen Sinn in der Handlung sucht. Es ist, wie der Haussegen am Schlusse beweist, eine Hochzeitsmaske oder — unseren Anschauungen entsprechender — eine Hochzeits-Posse,

Nehmt das lustige Gedicht
Für nicht mehr als Traumgesicht.

sagt uns ja der Dichter selbst durch den Mund seines Puck.

Ueber die Historien können wir uns kürzer fassen. Außer „Richard III." haben sie sich nicht auf der modernen Bühne eingebürgert. Bedauern mögen wir das hinsichtlich der beiden Theile von „Heinrich IV." und des im blühendsten Stile verfaßten „Richard II." Die andern verdienen ihr Schicksal, „Heinrich V." nicht ausgeschlossen; ein dramatisches Interesse kann durch die Handlung dieses Dramas nicht erweckt werden, und die Begeisterung, mit der Shakspere seinen Nationalhelden schildert, allein kann dieses Manko nicht ersetzen. Es ist meines Erachtens ein erfolgloses Streben, „Heinrich VIII." und sogar „Heinrich VI." für die Bühne zu retten; die geschickteste Bearbeitung, ob von Dingelstedt oder Oechelhäuser, ist eine vergebliche Mühe. Die endlose Dauer, das ewige Auf und Ab des greuelvollen Kampfes, den man den Rosenkrieg nennt, kann niemals ein erträgliches Drama geben. Und wenn Oechelhäuser die Fehler der ersteren Historie aufzählt: die absichtliche Verhüllung des wahren Charakters Heinrichs VIII., dessen Andenken schon in der damaligen Menschheit die Assoziationen des Grauens und Ekels erweckte, die zweifelhafte Konsequenz in der Zeichnung Wolseys, die Beschönigung des gleichsam in einer Wolke gehaltenen Verhältnisses mit Anna Boleyn, in dessen Darstellung die eigentlichen gemeinen Triebfedern beider Sünder verdeckt werden, und daneben doch die tragische Herausarbeitung des Schicksals der verstoßenen Katharina — Fehler, die nicht blos auf flüchtiger Arbeit, sondern auf einer wirklichen Versündigung des sonst so wahrhaftigen Dichters beruhen — so sind das ebenso viele Gründe gegen die Rettung eines so unschönen und so unverdaulichen Konglomerats in sich und gegeneinander widerspruchsvoller Einzelvorgänge. „Timon" sollte gerettet werden, wenn es möglich wäre — es ist nicht möglich; „Heinrich VIII." sollte nicht gerettet werden, selbst wenn es möglich wäre.

Ein Theil der Schwierigkeit in der Bearbeitung „Heinrichs VIII." liegt, wie bei „Timon", in der für mich unbestreitbaren Thatsache, daß gewisse Theile in diesem Drama nicht von Shaksperes Hand sind, — eine Thatsache, die noch viel offenkundiger zu Tage liegt in den drei Theilen von „Heinrich VI." Daß es hier Stellen giebt, die in ihrem jugendlichen Stil und Gedankengehalt zweifellos von Shakspere herrühren, ist ebenso gewiß, wie die Unmöglichkeit, daß unser Dichter andere dichterisch leere und technisch rohe Partien, für welche die jugendlichsten Dichtungen, die „Komödie der Irrungen" und „Die beiden Veroneser", keine Parallele

bieten, jemals geschrieben haben könnte. Daß diese Stellen durch mangelhafte Nachschrift eines piratischen Stenographen zu erklären seien — die Meinung von Ulrici, Delius, Al. Schmidt — diese Ansicht macht ein Blick auf die 1. Quarto von „Hamlet" unhaltbar. Hier erkennt man die ungeschickte Hand des Raubschreibers an jeder Stelle des Dramas; in „Heinrich VI." wechseln ganz rohe und z. Th. sinnlose Stellen mit solchen, die den ungetrübten Glanz Shakspere'scher Prägung haben, ab.

Der Haupteinwand, den ich gegen die „Einführungen" zu machen habe, ist der, daß der Verfasser zu viele der Dramen von Shakspere für heute noch bühnenfähig hält. Daneben sei ein geringfügiger Tadel gestellt, den mir die Rücksicht auf den bedeutenden Werth der Gesammtleistung zwar schwer macht, der aber gerechterweise und auch im Interesse der Sache ausgesprochen werden muß: bei all seinem Fluß und all seiner Frische zeigt der Stil eine Anzahl von öfters sich wiederholenden Unebenheiten, die in einer neuen Auflage entfernt werden müßten. Die sonstigen gegensätzlichen Behauptungen meiner nicht von oben herab urtheilenden, sondern diskutirenden Kritik, welche sich zum guten Theil gegen Nebenseiten der Darstellung, wie Altersbestimmungen u. a. richten, sind nicht geeignet, der im Anfange ausgesprochenen Anerkennung auch nur einen Titel zu nehmen: es sind eben auch nur die Meinungen eines Einzelnen. Schließlich will ich nicht unterlassen auszusprechen, wie tief erfreulich in unserer materialistisch verrannten Zeit die Erscheinung eines Mannes wirkt, der als Großindustrieller die eine Hälfte seiner Seele an gewerbliche Interessen und technische Forschungen hingiebt und mit der anderen in jugendlichem Idealismus eine so schöne und so viel dauerndere Lebensarbeit liefert.

Hermann Conrad.

William Wordsworth. Sein Leben, seine Werke, seine Zeitgenossen von Marie Gothein. 2 Bände. Halle a. S. M. Niemeyer 1893.

Eine anziehende Frische der Theilnahme, ja wahre Versenkung in den behandelten Stoff, zeichnet diese Bände aus, deren Herausgeberin sich zugleich selbst nicht verhehlt, daß Stimmung und Disposition ihres Leserkreises nicht allzugünstig für einen lebhaften Widerklang ihres Empfindens sind. In der Würdigung der bedeutenden Dichtergrößen, welche der englischen Literatur zu Beginn des Jahrhunderts neues Leben einhauchten, hat sich von jeher eine große Verschiedenheit zwischen Deutschland und England herausgestellt. Während ein Byron und Shelley mit der heimischen Gesellschaft in schärfsten Zwiespalt geriethen und daher ihr poetisches Schaffen ziemlich mißgünstig und mißtrauisch beurtheilt sahen, fanden sie in Deutschland Verständniß und Verehrung, und Byron wurde von Goethe zum Rang

des poetischen Genius des neunzehnten Jahrhunderts erhoben. Dagegen haben die Dichter der „Seeschule", besonders Coleridge und Wordsworth, in England sich rückhaltslose Anerkennung und zumal der letztgenannte, die weitestgehende Popularität erworben, während man in Deutschland für sie immer nur ein kühles Interesse gehabt und am Allerwenigsten in ihnen Vorbilder der modernen Poesie gesehen hat. Es ist gewiß verdienstlich, insoweit Unkenntniß diesem Verhalten zu Grunde liegt, sie zu beseitigen, und eine so eingehende und verständnißvolle Behandlung des friedlichen, englischen Naturdichters ist deshalb eine dankenswerthe Bereicherung unserer Literatur. Und dies Urtheil wird auch nicht einzuschränken sein, wenn sich ergiebt, daß auch nach der genauen Bekanntschaft, die uns hier vermittelt wird, Wordsworth uns nicht bedeutender erscheint und keinesfalls den Vergleich mit Byron ertragen kann. Der Sinn für ein ruhig-idyllisches Familienleben, welches für den Dichter durch die aufopferndste Fürsorge der nächsten Umgebung zur völlig sorgenlosen Stätte des poetischen Schaffens gemacht wurde, die beschauliche und nachempfindende Freude an einer nicht großartigen aber frischen und stimmungsvollen Naturszenerie, wirken sympathisch, aber nicht imponirend. Und schließlich ergiebt sich, daß die Summe der dichterischen Leistung, welche die Herausgeberin in der Erzählung ihres ersten Bandes Jahr für Jahr uns zusammenstellen läßt, doch nach Umfang und Beschaffenheit für die so ausnahmsweise günstigen Verhältnisse dieses Dichterlebens geringfügig erscheint. — Oder waren vielleicht diese Verhältnisse gar nicht so günstig? Ist vielleicht auch für den Dichter der Kampf des Lebens ein anregenderes Element als die Beschaulichkeit des Hauses und der grünumbuschten Wiesen? So hätte die nur um den dichtenden Bruder besorgte, sein Werk wie ihr eigenes pflegende Schwester ihm vielleicht gar nicht gegeben was sie hoffte?

Solche Gedanken waren es, zu denen mich die Lektüre des ersten Bandes anregte. Der zweite, schmälere Band, der in sehr fließender und poetisch empfundener Uebersetzung eine Auswahl aus Wordsworths Dichtungen giebt, bestätigt die Eindrücke der Biographie. Eine sympathisch und poetisch begabte Dichtergestalt spricht in diesen einfachen Versen zu uns: aber keine geniale und auch keine sehr reich angelegte Persönlichkeit. Und so gern man diese Auswahl, die von kundiger Hand getroffen und geordnet ist, durchgeht, so reizt sie doch nicht zu einer tieferen und eingehenderen Beschäftigung mit dem Dichter. Die Töne, die er anschlägt, wirken auf die Dauer ermüdend, so wohlthuend-harmonisch auch ihr Klang ist.

Eine ganz andersartige Dichterpersönlichkeit führt uns **Edmund Ruete** vor in seiner **Uebersetzung ausgewählter Gedichte von Robert Browning**, Bremen M. Heinsius Nachfolger 1894.

Auch dieser Herausgeber glaubt feststellen zu können, daß der Dichter, welchem er nachschaffen will, in Deutschland nur wenig bekannt geworden sei, und jedenfalls weniger als sein Zeitgenosse Tennyson. Ist dem so,

so liegt hier ein merkwürdiger Kontrast zu dem oben besprochenen Falle vor; denn zweifellos ist Tennyson näher mit Wordsworth verwandt als Browning, und man könnte sich wundern, daß ihm eine Verbreitung in Deutschland zu Theil wurde, die jenem versagt blieb. Und ebenso darf man sich fragen, weshalb wohl ein in seinen Interessen so vielseitiger und in seiner Lebenserfassung so weitgreifender Dichter wie Browning, der einen großen Teil seines Lebens wie Byron und Shelley in Italien verbracht hat, den Deutschen ein verschlossenes Buch geblieben ist.

Vielleicht, daß diese Uebersetzung, die fast noch gar keine Vorgängerinnen hat, in einem günstigen Zeitpunkt erschienen ist. Die scharf charakterisirende, auch vor dem Derben nicht scheuende, aber zugleich psychologisch tiefe Darstellungsweise entspricht dem heutigen Geschmack in Deutschland mehr als dem der siebziger oder anfangenden achtziger Jahre. Nicht mit Unrecht vergleicht der Uebersetzer den Dichter mit Konrad Ferdinand Meyer; die individuell-realistische Schilderung der historischen Gestalten ist beiden gemeinsam, und auch das Kunstmittel, die Schilderungen ihnen selber zu überlassen. So führen Brownings historische Gedichte uns die Maler Filippo Lippi und Andrea del Sarto, den Staatsmanu Lord Clive in eigenartigster Selbstcharakteristik vor, ähnlich, nur noch knapper und schärfer als es der schweizerische Dichter iu seinen Novellen zu thun weiß.

Die übersetzten Stücke — auch die wenigen rein lyrischen — sind fast alle interessant, also die Auswahl glücklich getroffen; gegen die deutsche Wiedergabe läßt sich aber manches einwenden. Freilich eine gewisse Eckigkeit und Rauheit gehört zum Charakteristischen dieser Gedichte; aber bei Ruete macht sie doch zu oft den Eindruck nicht beabsichtigt zu sein, sondern aus ungenügender Beherrschung der poetischen Mittel hervorzugehen; besonders die Wortstellung muß oft schlimme Gewaltsamkeiten dulden, um sich in das Versmaß hineinzupressen. Die beiden dramatischen Szenen, welche beigegeben sind, wären besser fortgeblieben, da sie doch in ihrer Vereinzelung kein ausreichendes Bild von Browning als dramatischen Dichter geben.

Den beiden englischen Dichtern reihen wir hier einen dänischen Schriftsteller an, der trotz der skandinavischen Hochfluth, welche über Deutschland hingegangen ist, doch hinter den Felsblöcken des nordischen Gestades zurückblieb und nur wenigen sichtbar wurde. Sein Hauptwerk liegt jetzt in einer vortrefflich geschriebenen Uebersetzung vor.

J. P. Jacobson. Niels Lyhne. Aus dem Dänischen von M. Mann. Paris und Leipzig A. Lange 1895.

Es ist ein Buch, das weitere Verbreitung verdient. Ein Lebensroman von sehr ungleichmäßiger, oft nur skizzenhafter, dann wieder detaillirt erzählender Form; von einer Psychologie, welche die nervösen Erscheinungen des modernen Menschen mit feinem Verständniß wiedergiebt, ohne sich doch in unnatürliches Raffinement zu verlieren. Diese Dichtung vereinigt

die scharfe realistische Beobachtung mit dem Schwung der Phantasie, und erreicht damit zwar nicht die künstlerische Vollendung, aber enthält doch die Vorbedingungen, welche zu ihr hinführen. Wäre Jacobson, der kaum vierzigjährig starb, ein längeres Leben zu Theil geworden, so hätte man von ihm eine glückliche Einwirkung auf die neueste gährende Epoche der Literatur erwarten können. Zwei kleine Zugaben zu „Niels Lyhne“ können sich freilich mit dem Roman nicht messen. Die Uebersetzung ist eine wirkliche Verdeutschung zu nennen; schade, daß nicht auch die Vorrede oder richtiger Einleitung von derselben Hand herrührt; statt dessen hat sie Theodor Wolff in einem Jargon geschrieben, der unangenehm absticht und mehr Leser abstoßen, als anziehen dürfte.

Ein deutscher Dichter, der durch die neueste Entwicklung der Literatur entschieden wieder an Beachtung und Schätzung gewonnen hat, wenn er auch niemals ein bloßer Name geworden war, ist Bürger. Neben unsern Klassikern lebt eigentlich nur er allein aus dem vorigen Jahrhundert noch fort. Von seinem unermüdlichen Jünger und Verfechter ist jetzt eine neue Ausgabe veranstaltet worden.

G. A. Bürgers Werke, herausgegeben von Eduard Grisebach. Mit einer biographischen Einleitung und bibliographischem Anhang. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin. G. Grote. 1894.

Es handelt sich nicht bloß um eine Neuauflage, sondern um eine wesentlich erneuerte Arbeit. Besonders die Prosa-Schriften sind neu redigirt und bedeutend bereichert worden. Manche bisher nur an abliegenden Orten gedruckte Stücke sind jetzt in die Werke aufgenommen: so die zweite Antwort auf Schillers Rezension, welche verfaßt wurde, nachdem Bürger Schillers Autorschaft erfahren, sowie die höchst charakteristische „Beichte eines edlen Mannes“, gerichtet an das „Schwabenmädchen“, welches dem Dichter seine Hand angetragen hatte und später solches Elend über ihn brachte. Die Gedichte, welche Grisebach in seiner „Jubelausgabe“ nach dem Wortlaut der Ausgabe von 1789 abgedruckt hatte, erscheinen hier in der Form, welche Bürger ihnen endgiltig gegeben hat. Uebrigens enthält die vorliegende Sammlung bei weitem nicht alle Gedichte, welche Grisebachs Fleiß für den zweiten Band jener Jubelausgabe zusammengebracht hatte. Es ist das im Interesse der Sache bedauerlich; vermuthlich haben Rücksichten des Verlegers hierbei obgewaltet. Ein Anhang giebt bibliographische Nachrichten über die Prosaschriften, und ein detaillirtes Verzeichniß der zum Theil bis jetzt wenig beachteten, meist anonym erschienenen Uebersetzungen und Bearbeitungen fremder Werke. Es ist dringend zu wünschen, daß wir endlich eine vollständige, kritische Ausgabe Bürgers erhielten, für welche Grisebach jedenfalls die erforderlichen Vorarbeiten besitzt.

Eine von Bürgers dichterischer Individualität völlig verschiedene, aber im Schicksal ihm verwandte Persönlichkeit ist Hölderlin. Beider Kräfte

wurden durch Maßlosigkeit zerrüttet, die des einen durch die rücksichtslose Gewalt seiner Naturtriebe, die des andern durch das Uebermaß eines in sich selber festgebannten Empfindungslebens. Der letztere ist, besonders durch Litzmanns ausführliches Werk uns wieder nah gerückt worden. Es liegt uns ein Vortrag vor:

Friedrich Hölderlin. Von Prof. Dr. August Sauer. Herausgegeben vom Deutschen Verein in Prag 1894.

Es ist eine treffliche, verständnißvolle Skizze, welche den ganz in hellenischer Begeisterung webenden Dichter der heutigen unklassischen Zeit verständlich zu machen sucht. Sehr richtig sagt der Verfasser: „Wenn überhaupt von Klassikern in der deutschen Literatur gesprochen werden darf, dann ist Hölderlin vor Allem ein klassischer Dichter. Er ist durchaus ein Schüler Goethes und Schillers". Es ist ja eine merkwürdige Thatsache, daß unsere beiden größten Dichter es so gar nicht verstanden haben „Schule" zu machen. Recht betrachtet, spricht sich freilich gerade darin ihre Größe aus; aber es war doch für sie selbst und für ihre treusten Anhänger eine schwere Erfahrnng, daß die Einwirkung auf das deutsche Volk, welche sie sich wünschten, ihnen durch die Romantiker aus der Hand genommen und in einem ganz anderen Sinne geübt wurde. Geradezu tragisch aber ist es, daß einer der wenigen wirklichen Nachfolger der beiden Dichter wie Hölderlin, von ihnen halb übersehen halb unterschätzt werden konnte. Eine solche Verkennung wäre in der That unmöglich, wenn Goethe und Schiller nur literarische Parteihäupter oder auch in höherem Sinne nur Vorkämpfer bestimmter Kunstprinzipien gewesen wären; als solche hätten sie in den neunziger Jahren Hölderlin mit offnen Armen aufnehmen müssen. Sie waren aber vor Allem Persönlichkeiten, Männer, welche in der Kunst nur die höchste Blüthe der vollendeten Menschlichkeit sahen, und als Persönlichkeit konnte Hölderlin ihnen nicht genügen, geschweige denn imponiren. So schoben sie den unsicheren, an seinen Idealen nicht sich emporrichtenden, sondern an ihnen krankenden Mann mit der Härte bei Seite, die auch in ihren rein persönlichen Beziehungen sich bisweilen erkennen läßt. Sie waren von mildem Urtheil gegen jedes auch das bescheidenste, konsequente und ernstliche Streben, aber unerbittlich gegen den, der sich bloß vorwärts fühlte und tastete. Im Falle Hölderlins sind sie dadurch ungerecht geworden; denn dieser „nach dem bessern Land der Griechen hinüberverlangende" Geist konnte seiner ganzen Anlage nach kein klares Verhältniß zur Gegenwart gewinnen; er konnte nicht anders als „das köstliche Geweb entwickeln", bis er in seinen Sarg sich eingesponnen. Auch die Proben seiner Dichtungen, welche Sauer reichlich in seinen Vortrag eingewoben, geben den unwiderleglichen Eindruck dieses gebieterisch ihn bestimmenden Schicksals.

O. Harnack.

Theodor Birt. Unterhaltungen in Rom. Fünf Gespräche deutscher Reisender. Berlin 1895. Besser'sche Buchhandlung.

„Unterhaltungen in Rom, fünf Gespräche deutscher Reisender", so lautet der Titel eines geistreichen und liebenswürdigen Buches, das die wärmste Empfehlung verdient. Vielleicht irre ich aber nicht in der Meinung, daß es einer Empfehlung, wenigstens für den Anfang auch bedarf, denn es ist wohl unzweifelhaft, daß Viele sich durch die Form des Dialogs befremdet fühlen werden. „Was soll" — so höre ich einwenden — „die Erneuerung einer Kunstform bedeuten, die doch seit Lessings Freimaurergesprächen aus unserer schönen Literatur so gut wie verschwunden ist? Wir leben ja doch nicht mehr in den Zeiten als Diderot, d'Alembert, Madame d'Espinasse und wie sie alle hießen in unendlicher Rede- und Disputirlust vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen miteinander plauderten und stritten. Alle jene Menschen waren von einem gleichen großen Interesse erfüllt, dieselbe philosophische Luft umgab sie alle, zwischen ihnen flog in der That der belebende Funke herüber und hinüber, der Gedanke, den der eine angesponnen hatte, wurde von dem andern zu Ende gedacht, ihre Anschauungen entstanden und ordneten sich im Gespräch — kein Wunder, daß Diderots Kunstgeschmack es für richtig fand, sie auch in dieser Form der Nachwelt zu überliefern. Wie anders ist das Alles bei uns! Wo fände sich bei uns — ich meine unter den gebildeten Deutschen der höheren Schichten — eine Gesellschaft wie die Platos oder Diderots, bei uns die wir in einem Lande leben, wo alle alten Gesinnungskreise zerrissen sind und das Neue sich langsam in rohen und ungefälligen Formen zum Leben emporringt. Wer von uns einen Dialog schreibt, kann ja doch nichts anders wiedergeben als die in Gesprächsform zerspaltenen Gedanken eines Einzelnen." Diese Einwendungen, welche weiter auszuspinnen wir dem Leser von Ludwig Hirzels großem Werke über den Dialog überlassen wollen, würden einigen Grund haben, wenn der Titel nicht die Worte „in Rom" enthielte. Es handelt sich nicht um gewöhnliche Deutsche, sondern um Deutsche in Rom, d. h. um Personen, die in einem Ausnahms- und Verwandlungszustand leben. Wer auch nur einige Wochen in Rom zubringt, vorausgesetzt, daß er nicht völlig stumpf und unwürdig die ewige Stadt betritt, merkt sehr bald, wie immer mehr von dem was ihn zu Hause beschäftigte, freute oder erregte, allmählich von ihm abfällt. Die politischen Sorgen erscheinen dürftig, das geschäftliche, wissenschaftliche, selbst das Familieninteresse wird schwächer und schwächer, kurz es entsteht ein Zustand, von dem man wohl sagen kann: „Was ich besitze, seh ich wie im Weiten" und zugleich bildet sich aus der Vergangenheit, die uns umgiebt, in uns eine neue Welt der Wirklichkeit. Der Vorwelt silberne Gestalten steigen auf, die weltumspannende Macht des römischen Kaiserreichs, dem gegenüber unser Vaterland nur wie eine Provinz dasteht, belebt sich vor unserm Blick, die Unvergänglichkeit der römischen Kirche tritt uns in ihren

weihraucherfüllten Kirchen greifbar gegenüber, die höchste Kunst umspinnt uns mit ihrem Zauber, ganze Regionen unseres Inneren, die sonst gleichsam unbenutzt daliegen, gerathen in Schwingung. In dieser Erregung aller seelischen Kräfte verlangt man nach Mittheilung und Austausch. „Erst im Gespräch," so sagt unser Verfasser treffend, „wird Rom uns lebendig." In der Stadt, welche die Vereinzelung begünstigt wie keine andere, schließen sich kleine Kreise zusammen, und man kann das merkwürdige Schauspiel erleben, daß deutsche Gelehrte, welche sonst gewohnt sind, engumschriebene Behauptungen fachmäßig Schritt um Schritt zu erweisen, plötzlich verwegene ästhetische Theorien aufstellen, oder daß Frauen, die sonst froh sind, wenn sie verstehn, was kluge Männer reden, sich mit entschiedenen Behauptungen ins Gespräch mischen. Die idealisirten Gespräche eines solchen Kreises führt uns der Verfasser vor. Warum sollte er seinen Mittheilungen die Frische nehmen, indem er sie in die Form der Abhandlung umarbeitete?

Inhalt und Form der Gespräche wird natürlich von den Hauptpersonen des Kreises bestimmt und so empfiehlt es sich, diese zunächst dem Leser vorzustellen. Der Verfasser ist selbst ein namhafter klassischer Philologe, darum wählt er natürlich seine Figuren aus der historisch-philologischen Welt, wie sie sich auf deutschen Universitäten darstellt. Offenbar der bedeutendste ist Dr. Stürmer, ein noch junger Mann, von dem wir mit Bedauern hören, daß er keine bestimmten wissenschaftlichen Pläne hat, denn wir würden ihn gern unter den Dozenten einer deutschen Hochschule sehen. Er liebt das Alterthum mit feuriger Begeisterung, aber ist dabei zugleich ein durchaus moderner Mensch, der weiß, daß der Lebende Recht hat. Er steht noch in dem Alter, wo die schroffen Urtheile uns gefallen, die Paradoxien uns noch nicht thöricht erscheinen und der Schwung der Gedanken noch gleichen Schritt hält mit der Wärme der Empfindung. Typischer ist sein älteres Gegenbild, der Professor, der Alles weiß und stets bereit ist einen Vortrag zu halten. Er hat auf dem Universitätskatheder gestanden, jetzt aber lebt er seit Jahren in Rom. Auf seine Dozentenzeit blickt er zurück, wie ein indischer Weiser, der in den Wald gezogen ist auf die Thaten und Leiden seiner Mannesjahre. Die Lust zum Bücherschreiben, die den deutschen Professor bis an das Grab verfolgt, ist so gut wie erloschen (denn aus der Abhandlung über die Verbreitung des Hopfens im 16. Jahrhundert, die er Viktor Hehn zu Ehren schreiben möchte, wird wohl nichts werden). Er ist bei jener ruhigen Reife des Urtheils angelangt, wo jede Einseitigkeit Mißbehagen erregt und Studiren und Genießen in heiterer Beschaulichkeit in eins zusammenfließt. Als schwächere Nebenfigur tritt daneben ein ästhetischer Oberlehrer, der für „Harmonie der Umrisse" schwärmt und das Wort „stimmungsvoll" gern im Munde führt. Er ist wie alle Figuren des Kreises mit Wohlwollen geschildert, die Unart des Standes tritt nur leise hervor,

als er doch nicht unterlassen kann, dem Professor korrigirend in die Rede zu fallen, der in gänzlich veralteter Weise von dem Pantheon des Agrippa redet, während doch der französische Architekt Chedanne festgestellt hat, daß der ganze Rundbau erst hadrianisch ist. Neben den Philologen dürfen auch die Künstler nicht fehlen. Nur vorübergehend tritt ein Maler von jener Sorte auf, die Jahre lang in Rom leben kann ohne jemals ein Museum zu besuchen, angeblich weil die Natur und nur die Natur die Lehrmeisterin des wahren Künstlers sein soll, in Wahrheit aber aus heimlicher Angst vor Rafael und den anderen Herren Kollegen. Sympathischer ist uns die Malerin, eine strebsame Porträtistin, die gern hier draußen etwas Ordentliches lernen möchte. Zu ihr ist offenbar ein Hauch der Lermolieffschen Bestrebungen in der Kunstgeschichte gedrungen; denn sie hat auch ihre Spezialität und zwar die Ohrringe. Und warum sollte man nicht auf diesen wichtigen Schmuckgegenstand achten, wenn es doch Mediziner giebt, welche alle römischen Museen nach runden und spitzen, gesunden und zerhauenen Ohren durchforschen? Man kann von solchen Sammlern immer etwas lernen, oder hat etwa der verehrte Leser schon gewußt, daß auf Tizians himmlischer und irdischer Liebe die reichgeschmückte Dame auffälligerweise keine Ohrringe trägt? Neben soviel Philologie und Kunst möchte man gern ein naturwissenschaftliches Gegengewicht. Wären wir in Neapel, so böte sich ein Zoologe dar, unser Verfasser führt uns einen Arzt vor, eine höchst gelungene, wohlbekannte Figur. Denn wer kennte diese Herren nicht, die in sich den Beruf verspüren, das menschlich-natürliche, vielleicht mit einer kleinen Beigabe von Zynismus, gegenüber dem ewigen Kunstgerede zur Geltung zu bringen, die mit lächelnder Ueberlegenheit zuhören, wenn die Philologen sich über Dinge streiten, die sich nie beweisen lassen, die aber doch gerne aufmerken, wenn ein kluges Wort gesprochen wird und sich zu aller Staunen allmählich zu soliden Kunstkennern entwickeln. Zu den Hauptpersonen gesellen sich allerhand Füllfiguren, die hauptsächlich auf Kontrastwirkung zugeschnitten sind, so die Frau Justizräthin, die sich mit Recht beklagt, daß sie in den Museen keine Stühle zum Sitzen findet, die junge Frau des Oberlehrers, die sich auf das Gedächtniß ihres Mannes verlassen muß, weil in ihrem eigenen Kopf all die vielen Statuen rettungslos durcheinander laufen, der Nilreisende Herr Senf, der mit löblichstem Fleiße den Gsell Fels auswendig lernt und mit den unendlichen Sehenswürdigkeiten den Kampf um Rom kämpft, der keinem Fremden erspart wird, Fräulein Fidele, ein junges liebenswürdiges Frauenzimmerchen, die noch gänzlich in den Vorhallen der Kunst weilt, denn sie schwört noch auf Lübke und weiß es dem Colosseum besonderen Dank, daß die dorischen, ionischen und korinthischen Säulenordnungen so hübsch übersichtlich zum Lernen übereinander gestellt sind. Sie benutzt ihre italienische Reise auf das beste, indem sie sich mit dem Nilreisenden verlobt und durch diese Verlobung kommt denn auch in die Darstellung

unseres Verfassers eine Art von dramatischem Abschluß. Denn was er sonst zur novellistischen Belebung hinzufügt, hätte wohl auch wegbleiben können, den schönen Andrea und die russische Gräfin hätte er vielleicht seinem Novellisten abtreten sollen, denn auch ein solcher und sogar ein preußischer Lieutenant huscht gelegentlich wie ein Schatten durch das Gemälde. Alle diese Personen nun verkehren unter einander, wie es das Leben in Rom mit sich bringt, als gute Kameraden, sie reden nicht blos von Kunst, sondern sie wissen auch dem Volksleben, dem dolce oder dem Wein ein Interesse abzugewinnen. Der Stil, in dem sie reden, ist lebendig und reich, bisweilen prächtig und erhaben, und nicht ohne Erstaunen begegnet man gelegentlich einigen Witzen kümmerlichster Gattung wie dem von dem berühmten Maler lo stesso u. a. Vielleicht wollte der geistreiche Verfasser zeigen, daß auch ein hochgebildeter Deutscher durch allzuviel Kunstgenuß derartig erschöpft werden kann, daß er Gefahr läuft, auf das Niveau von Julius Stinde herabzusinken.

Was den Inhalt der Unterhaltungen anlangt, so muß man vor allen Dingen im Auge behalten, daß es sich, wenn auch nicht ausschließlich, so doch zum nicht geringen Theile um erste frische Eindrücke handelt. Wer lange und oft in Rom verweilt, geräth leicht ins Verstummen, jedenfalls überläßt er es den Neuangereisten, Wahrheiten wie die daß das Forum Romanum nicht eigentlich malerisch sei, daß die Peterskirche einem ursprünglich kleiner vorkomme und sich erst allmählich ausweite, daß ihr Tabernakel mit den gewundenen Erzsäulen den Gipfel der Geschmacklosigkeit darstelle und ähnliches der Welt zu verkündigen. Unser Verfasser aber hat sich nicht übel genommen, auch solchen Empfindungen Ausdruck zu geben, und zwar mit vollem Recht. Denn es thut dem harmlosen Reisenden wohl, auch gedruckt zu lesen, daß die sixtinische Kapelle ein „ungemüthlicher Raum ist und an sich gar nicht weihevoll, eine Barriere, ein paar schmale Bänke an den Wänden, sonst hohl und leer und alles wie ausgeräumt“, daß es die reine Verrücktheit ist, die schönsten Bilder hoch oben anzubringen, wo kein Mensch sie sehen kann, und daß jedenfalls die Natur uns diese Aufgabe nicht gestellt hat, „denn sie setzte unsre Augen nach vorn und wir sind keine Hummern oder Krebse, die nach oben schauen“. Sodann muß man wohl bedenken, daß es nicht Kunstgelehrte sind, die mit einander reden, sondern gebildete Laien, es ist also alles Technische mit Absicht ferngehalten, ebenso wie aller Streit der Wissenschaft und auch von den Spezialitäten, die sich bei langem Aufenthalt leicht herausbilden, von Ueberschätzung einzelner Lieblingsmaler, dem Streben, etwas Neues, bisher Verborgenes ans Licht zu ziehen, ist nichts zu merken. Es sind vielmehr ganz überwiegend die großen, weltberühmten, ewigen Kunstwerke, welche zur Erörterung kommen, und es ist ein schönes Zeichen für Geist und Gefühl des Verfassers, daß er auch diesen gelegentlich eine neue Seite abzugewinnen oder doch wenigstens das längst Beobachtete in eine neue und ansprechende Form zu bringen

weiß. Ich will versuchen ein paar Einzelheiten hervorzuheben, um dem Leser einen deutlicheren Begriff von dem Charakter der Darstellung zu vermitteln. Unter den großen Monumentalbauten kommt außer dem Pantheon wesentlich das Colosseum und die Peterskirche zur Besprechung. Unsre Gesellschaft hat sich zu einer der beliebten Colosseumbeleuchtungen eingefunden, bei der es diesmal ausnahmsweise nicht geregnet zu haben scheint. Eine der Damen bittet die Herrn doch ein bischen das Gebäude zu erklären. Das geschieht denn auch zunächst nach Anleitung des GsellFels, unter Berücksichtigung der Stockwerke, Eingänge, Säulenordnungen, man wundert sich gebührend über die circa 90 000 Personen, die hineingegangen sein sollen, dann kommt man auf das Historische zu sprechen und die magische Beleuchtung der Gegenwart führt den Professor auf die Schilderung der fantastisch-furchtbaren Szenen, die sich unter der Kaiserzeit in diesem Riesenraum abspielten. Hören wir, wie er eine Hinrichtung beschreibt (S. 112):

„Schon einer der Ersten, die Schauspiele im Colosseum gaben, schon Kaiser Domitian wußte hier die Schatten der Nacht als dunkle Coulisse für allerlei blendend phantastischen Spuk genialisch zu benutzen. Das Publikum sitzt droben lautlos im Halbdunkel. Fackeln und Kandelaberlicht, über das Theater verstreut, erhellen es kaum. Unten aber füllt sich die Arena mit Wasser; sie verwandelt sich in ein fluthendes Meer. Und so wie jetzt eben die Garbe der Raketen, steigt eine Wasserfontäne aus ihm duftspendend hoch empor. Die Fluth ist von unten durchleuchtet. Ein Schwarm von Nereiden in bunten Farben kommt geschwommen, ein Wasserballet. In Reihen gleiten sie gegeneinander und durcheinander, und Alles flimmert und schillert in Grün, in Violett und Roth. Man meint dabei ein Schiff zu erkennen mit Dreizack, Ruder und Anker — und siehe da, hoch an seinem Mast flammen die Castoren, flammen zwei helle glückverheißende Sterne bengalisch auf; breite Segel aus Gaze schwellen sich, von weißen Lichtmassen durchströmt. War es eine Geistererscheinung? Wir sahen es noch eben, und Alles ist im Nu verschwunden. Aber dort ragt ein Thurm am Meer; ein Licht flammt in ihm auf. Es ist Hero die Priesterin, die vom Thurm dem Leander das Zeichen giebt. Und durch die magisch hell aufstrahlenden Wellen kommt wirklich der schöne Leander geschwommen. Aber diese Wellen gehen plötzlich hoch! Er kämpft verzweifelt! Ein Wink des Fest gebenden Kaisers genügt, und er muß ertrinken vor Aller Augen und Hero aus ihrem Thurmgemach sich zu ihm hinab in die Tiefe stürzen. Die Liebeslegende ist verwirklicht. Das Publikum seufzt und weint. Es waren Verbrecher; es war eine Hinrichtung; und sie haben einen schönen Märchentod gefunden."

Als Gegenstück dazu wollen wir nicht unterlassen, eine der Paradoxien des Dr. Stürmer mitzutheilen. Er reflektirt über die Peterskirche. Sie

sei der Wunderbau der Renaissance. Aber der Renaissancestil wirkt hier als Lüge, denn die Formen der Renaissance sind ja die Darstellung des Heidnischen oder vielmehr des rein Menschlichen, und diese Stimmung ist doch im Papstthum nichts andres gewesen als eine Episode. Die Peterskirche ist im Grunde genommen ein heidnischer Bau, das Pantheon ist auf die Constantinsbasilika gesetzt.

„Bramante und Michelangelo", so heißt es auf S. 100, „werden mir verzeihen; aber ihr grandioser Tempelbau athmet für mich echteste heidnische Phantasie: er steht leer und er schreit nach einem Gotte. Wir wollen es wagen. Denken wir uns in der Tribuna den fehlenden Gott hinzu; denken wir, daß dort eine Kolossalstatue des Serapis stände, wenn Sie wollen, vierzig Meter hoch; denn der Raum giebt es her. Alles erhielte auf einmal einen Sinn; ein blindes Antlitz erhielte ein Auge. Ich mag die Kirche jetzt betreten, so oft ich will: immer sehe ich in seiner Tiefe den enormen Serapis ragen, und mir ist, als wäre der Herrscher in seinen leeren Thronsaal eingetreten." Uebrigens wird, wie ich zur Beruhigung der Leserin bemerken will, der junge Mann mit solchen Lästerungen ernstlich zur Ruhe verwiesen.

Bei der antiken Plastik wäre es sehr wohl möglich gewesen zur Belebung des Gespräches einen jungen Archäologen aus der athenischen Schule einzuführen, einen von der Art etwa, die in den gesammten vatikanischen Sammlungen neben unendlichem Rokoko nur Weniges findet, was der wahre Kunstkenner ansehen mag, wie etwa die Niobide, die schreitenden Frauen und das Stückchen eines Reiterreliefs in Chiaramonti. Aber der Verfasser wollte wohl seinen Leser nicht verwirren und wir finden ihn daher in diesem Buche etwa auf dem Standpunkt des unübertrefflichen Burckhardt, der die Masse nach Typen ordnet, die historische Entwicklung innerhalb des einzelnen Typus aber der wissenschaftlichen Behandlung überläßt. Ganz kann man sich natürlich dem ungeheuren Wandel des Geschmackes, der sich seit Winckelmanns Zeiten vollzogen hat, nicht entziehen. Wäre das Buch vor dreißig Jahren erschienen, so hätte gewiß der Laokoon, ohne den ja auch jetzt noch kein deutscher Gymnasiast die Reife erlangen kann, eine einläßlichere Behandlung gefunden, in unserer Schrift wird er, wenn ich nichts übersehen habe, nur ganz gelegentlich gestreift, und wer weiß wie lange es noch dauern wird, bis der „wahrhaft Gebildete" mit derselben Mißbilligung an dieser furchtbaren Marterszene vorüberschreitet wie jetzt an den Faustkämpfern Canovas. Mit besonders warmer Vorliebe wird die knidische Venus geschildert, auch der Apollo von Belvedere, der eleganteste der Götter, kommt glücklicherweise noch zu seinem Rechte, betreffs der kapitolinischen Venus lese man die verständige Bemerkung des Herrn Oberlehrers S. 28 über das Oberlicht, das in der That nicht günstig wirkt. Hier und da spürt man bei dem Verfasser mit Vergnügen den Philologen, so in dem, was er auf S. 44 über die Gruppe

der Villa Ludovisi oder vielmehr das Museo Boncompagni bemerkt, der Herder den Namen „die stillen Vertrauten“ gegeben hat. Er meint, sie sei dem Euripides nachgebildet und stelle die Erkennungsszene zwischen Iphigenie und Orest dar. Da es ein Laie ist, der diese Behauptung aufgestellt hat, so darf der Laie, der diese Zeilen geschrieben hat, sich vielleicht die Kühnheit gestatten, auszusprechen, daß ihm diese Vermuthung sehr wohl gefällt. Endlich noch ein Wort über die Malerei. Ich begnüge mich mitzutheilen, was der Professor über Tizians amore sacro e profano denkt. Einer der Gesellschaft hatte der Meinung Ausdruck gegeben, die sich ja freilich auch sehr wohl hören läßt, daß die beiden Frauen auf dem Gemälde keinen anderen Zweck hätten, als schön zu sein und daß es sich deshalb der Mühe nicht verlohne, nach ihrer sogenannten Bedeutung zu fragen. Aber die Malerin mag sich dabei nicht beruhigen, und der Professor hat wie immer eine ansprechende Erklärung bereit. Nach ihm handelt es sich nicht um zwei Frauen, sondern um eine, die nur in doppelter Gestalt, einmal nackt und einmal bekleidet, dargestellt ist. Die römischen Dichter, vor allem Properz liebten darüber zu reflektiren, in welcher Erscheinungsform die Geliebte schöner sei, ob umhüllt und umflattert von köstlichem Gewand oder strahlend im eigenen Schmuck „farbengesund wie ein Bild, welches Apelles gemalt“. Das Gedicht, aus welchem diese letzten Worte stammen sei (so meint der Professor) dem Tizian gewiß wohlbekannt gewesen und somit das Bild nichts Anderes als eine farbige Ausprägung lyrischer Gedanken. Wenn man diese Ausführungen auf S. 168 ff. liest, so wird man wohl zugestehen, daß sich neben den anderen Auffassungen des unvergänglichen Bildes auch diese hören läßt.

Natürlich wird Jeder, der ein erworbenes Verhältniß zu Rom und der römischen Kunst besitzt, auch mancherlei einzuwenden finden, aber das mag hier bei Seite bleiben. Ich wünsche vielmehr Dir, geliebter Leser, und mir, daß wir einmal Gelegenheit finden mögen mit einem oder dem andern Mitgliede dieses trefflichen Kreises in irgend einem verborgenen Winkel Roms bei der dickbäuchigen umsponnenen Flasche zusammenzusitzen. Wenn wir dann über Rom und Kunst eifrig und freundschaftlich disputiren, gelingt es uns vielleicht auch, mit einigen abweichenden Meinungen durchzudringen.

B. Delbrück.

Politische Korrespondenz.

Die Rede Lord Salisburys.

Es ist ein alter und bekannter Brauch Englands, daß am Tage der Einführung des neuen Lord Mayors in Guildhall ein Bankett stattfindet, bei welchem der leitende Minister oder ein Kollege, der in seinem Dienstzweig eine besonders wichtige Frage zu behandeln hat, eine politische Rede hält, um die öffentliche Meinung der gerade vorliegenden Frage gegenüber in das richtige Fahrwasser zu leiten. Vor allem wird Einwirkung auf die öffentliche Meinung Englands bezweckt, wie es sich von selbst versteht. Zuweilen aber handelt es sich auch um die öffentliche Meinung Europas, ja, wenn man will, der zivilisirten Welt. Am 9. November d. J. war einer der Fälle, wo die Direktion des öffentlichen Urtheils der zivilisirten Welt bezweckt wurde, und die Absicht ist ganz wunderbar gelungen: Selten hat eine Rede so allgemeinen Beifall gefunden, obwohl sie im Grunde nur Gemeinplätze enthält, auch solche, deren der denkende Leser recht überdrüssig ist. Aber der allgemeine Beifall beweist, daß die Gemeinplätze am rechten Ort angebracht in der richtigen Weise zusammengestellt waren.

Auch wir wollen in den allgemeinen Beifall einstimmen, und, da wir doch nicht gut und anders können, als uns die Rolle des denkenden Zeitungslesers vindiziren, so wollen wir unser Urtheil begründen. Es lautet dahin, daß selten oder nie den Lieblingswünschen eines gedankenlosen Publikums so zum Munde geredet worden, um die Gedankenlosigkeit so schön an ein Ziel zu führen, daß ganz und gar nicht das ihre wäre, wenn sie eben nicht sie wäre. Dem verehrungswürdigem Publikum ist kein Gedanke verhaßter, als der an den Krieg, es kümmert sich ganz und gar nicht, ob der Krieg nützlich, vielleicht sogar wohlthätig ist. Es fragt auch nicht, ob der Krieg alle Fähigkeit hat, bei einer engen lokalen, Begrenzung zu bleiben. Das liebe Publikum kann sich den Krieg nicht anders mehr, denn als Weltbrand vorstellen. Wie mußte es einem Redner zu-

jauchzen, der als Vertreter eines der größten Reiche versicherte: „wir alle denken nicht an den Krieg, wir sämmtlichen Großmächte der Welt; wir rücken alle, jeder mit einem Löscheimer bewaffnet an die Stelle, wo ein kleiner Brand um sich zu greifen droht.“ Was ist klarer, als daß der Brand in kurzem gelöscht sein wird? Das Weltblatt, die Times, erklären diese Rede für würdig der besten Traditionen Englands, wir aber erinnern uns aus der englischen Tradition keiner Rede, die das eifrige Publikum so geschickt nasführet, und, da dem Publikum dies immer am zuträglichsten ist, so stimmen wir in das allgemeine Lob ein. Erklären wir uns.

Man denke, wie schlimm die Lage Englands war. Russische und französische Blätter hatten seit Monaten angekündigt, länger als bis diesen Herbst werde man die ganz widerrechtliche und eigenmächtige Okkupation Egyptens durch England nicht dulden. Der Augenblick sei gekommen, wo man ernsthafte Erklärungen über Englands weitere Absichten ohne Winkelzüge fordern werde. Welche Gefahr lag aber für England in dem Konflikt mit Rußland und Frankreich. Hätte es Bundesgenossen gehabt? Es konnte doch nur Deutschland oder, wenn man will, der Dreibund in Betracht kommen. Welches Geschrei hätte aber die unerleuchtete und selbst die erleuchtete öffentliche Meinung Deutschlands erhoben, wenn man dem deutschen Volke zugemuthet hätte, sich für die englische Besitznahme Egyptens zu schlagen? Um der schweren Gefahr zu entgehen, die für England drohte, fand ein englischer Staatsmann das kühne und kluge Mittel, die Frage aufzurollen, die man früher allein die orientalische nannte, in der man nun aber wohl oder übel gelernt hat, nur die türkische Frage zu sehen. Der verehrungswürdigen öffentlichen Meinung haben wir eben das Prädikat gedankenlos geliehen, wir beeilen uns aber hinzuzusetzen, daß diese Gedankenlosigkeit, gelegentlich recht pfiffig ist. Diese Pfiffigkeit hat alsbald entdeckt, daß England die armenisch-türkischen Unruhen angezettelt habe, um dazwischen zu fahren und so die orientalische Frage aufzurollen. Das wäre aber eine recht unzweckmäßige Pfiffigkeit gewesen, bei der England sich den doppelten Vorwurf der egyptischen Begehrlichkeit und außerdem der alten auf Konstantinopel zugezogen haben würde. Zum Glück bedurfte es zunächst nicht des Aufregens der armenischen Auflehnung gegen die Türkenherrschaft, noch irgend einer anderen Auflehnung. Die Türkei ist dem inneren Zerfall vollständig zugereift; was die Armenier nicht thun, das thun die Kurden, an anderer Stelle die Drusen, wieder an anderer die Griechen auf Kreta, die Bulgaren in Mazedonien u. s. w. u. s. w. Schüren war da überflüssig. Aber ein englischer Staatsmann mußte sich fragen, welches Verhalten der herannahenden Krisis gegenüber das beste für England sei; da hat Lord Salisbury nach unserer Meinung den besten Weg gefunden. Er organisirt die Mächte als Löschmannschaft und erreicht zunächst den beifälligen Zuruf aller Welt; „da sehet ihr, daß England kein Friedensstörer ist, es bringt vielmehr uneigennützig und rechtzeitig die Friedenspolizei zu=

sammen!“ Die Sache hat nur einen gewissen Haken. Die Friedenspolizei kann nach dem Stand der Dinge nichts mehr ausrichten. Was hilft es, wenn die Polizei den unglücklichen Sultan bestürmt, Reformen einzuführen, die platterdings unmöglich sind? Wie soll denn der Sultan reformiren, dem alles dazu fehlt, Geld und jegliches geeignete Personal? Auch das eben gegebene Ehrenwort ist nur ein Beweis seiner Verzweiflung. Nach hundertjähriger Mißverwaltung Landschaften mit gemischter, auf einander erbitterter Bevölkerung gut zu verwalten, dazu gehört zunächst eine bewaffnete Macht mit ausgezeichneter Disziplin, mit Befehlshabern, die den redlichen Willen zu gerechter Handhabung der Gesetze mit großer Einsicht und mit dem gleichen Wohlwollen für die leidenschaftlich gegenüberstehenden Theile verbinden. Wie soll denn der Sultan solche Truppen und solche Befehlshaber auftreiben? Die vereinigten Botschafter mögen noch so oft in seinen Palast rücken, er kann einfach nicht, was man von ihm verlangt. Es ist leeres Gerede, daß der Sultan allen Vorstellungen die unbewegliche Apathie entgegensetze; er setzt nichts entgegen, er thut einen Schritt, als wollte er sich bewegen, und das blindeste Auge muß sehen, daß er sich nicht bewegen kann. Am Ende wird der unglückliche Herrscher noch von dem fanatischen Theil seiner türkischen Unterthanen beseitigt, das wäre jedoch weiter nichts als das Signal zum offenen Bürgerkrieg. Denn natürlich werden die Rebellen verlangen, gegen ihre bisherigen Unterthanen losgelassen zu werden, aber sie werden am allerwenigsten eine Reformregierung einsetzen.

Da nun die Dinge so stehen, so wird der vereinigten Löschmannschaft, wenn sie zehn Mal vergeblich gemahnt hat, nichts übrig bleiben, als die Herde der Unruhen stückweise in Pfand zu nehmen. Damit ist der Augenblick gekommen zur Liquidation der türkischen Erbschaft. Wie sehr ist dann die Lage Englands zu seinen Gunsten verändert? Es wird sich zu neuen Pfandnahmen keineswegs drängen, es wird suchen, das Liquidationsgeschäft nach Billigkeit zu leiten, und seinerseits nur beanspruchen, da zu bleiben, wo es zum allgemeinen Besten längst Ordnung gemacht hat: in Egypten. Niemand wird dann diesen Anspruch bestreiten können, der sich der Löschmannschaft angeschlossen hat. Unter dieser selbst können freilich heftige Streitigkeiten ausbrechen, und doch ist die Aufgabe einer zweckmäßigen Liquidation der türkischen Erbschaft durchaus nicht unlösbar, kann vielmehr dazu führen, daß die Friedenssolidarität der Mächte untereinander, die jetzt eine heuchlerische Phrase ist, für längere Zeit eine dringende Nothwendigkeit wird. Bis jetzt ist noch von keiner Seite etwas versäumt, es fordert aber Aufmerksamkeit, den günstigen Augenblick nicht vorübergehen zu lassen.

Nun aber drängt sich die unabweisbare Frage auf: werden Rußland und das seinen Sohlen hypnotisirt folgende Frankreich sich zur Exekution gegen die Türkei führen lassen, womit die Liquidation der türkischen Erbschaft eröffnet wäre?

Die russische Presse zeigt in einigen ihrer Organe nicht übel Lust, jetzt zur Theilung der Türkei zu schreiten. Die russischen Staatsmänner aber denken offenbar anders, wie aus folgendem erhellt: Oesterreich hatte den Vorschlag gemacht, die Botschafter in Konstantinopel zu ermächtigen, die vereinigten Schiffe bei fortgesetzter Unthätigkeit der Türkei gegen türkische Gebietstheile vorgehen zu lassen. Rußland hat diesen Vorschlag zurückgewiesen und verlangt, daß, wenn eine theilweise Besitzergreifung oder gar eine kriegerische Aktion unvermeidlich werden sollte, eine Verständigung der Mächte über den Gang der Maßregeln vorhergehen müsse. Damit ist denn freilich die Wirkung der Demonstration so ziemlich aufgehoben. Denn nirgend besser, als im Palast des Sultans, weiß man, daß eine Verständigung der Mächte über Maßregeln, die in mehr als in Worten und Demonstrationen bestehen, fast eine Unmöglichkeit ist. Immerhin ist die Aufgabe der russischen Politik, welches Ziel sie auch nehmen möge, in der gegenwärtigen Lage keine leichte. Denn man kann jede ernsthafte Aktion zwar hinausschieben, aber man kann sie nicht ewig vermeiden, wenn man nicht alle Gräuel des muhamedanischen Fanatismus hervorrufen und am Ende auch noch beschützen will. Bei einer vorläufigen Besitznahme türkischer Gebietstheile wird es sich freilich sofort zeigen, was die Mächte begehren, und was sie einander um keinen Preis gönnen wollen. Es handelt sich bei der türkischen Erbschaft vornehmlich um drei große Objekte. Das sind: die Balkanhalbinsel, Konstantinopel und Kleinasien. Rußland will offenbar diese Objekte alle drei, und deswegen kommt ihm im jetzigen Augenblick die Liquidation ungelegen, weil es zur Durchführung seines Anspruchs noch nicht stark genug ist. Auf die Balkanhalbinsel will es nicht verzichten, erstens, weil sie die Basis seiner Offensive gegen Europa werden soll, und weil es die slavischen Völkerschaften der Balkanhalbinsel nicht entlassen will, um nicht den Bann der panslavistischen Idee, dieser großen russischen Waffe, selbst zu zerbrechen.

Daß Rußland Konstantinopel für sein unaufgebliches Erbe hält, versteht sich von selbst. Aber auch Kleinasien wird es höchst ungern aus den Händen lassen, da diese Ländergruppe ihm unentbehrlich dünkt für die Eroberung Asiens. Egypten werden die russischen Staatsmänner vielleicht den Engländern weiter überlassen, da sie die Achillesverse Englands in Ostasien entdeckt zu haben meinen, und im besten Zuge sind, sich dort die Angriffsposition zu verschaffen.

Was bei diesen entgegengesetzten Antrieben zur Behandlung der praktisch und dringend gewordenen Frage herauskommen wird, muß eine sehr merkwürdige und einflußreiche Entwicklung sein, deren Verlauf sich aber zur Zeit nicht einmal vermuthen läßt. England mag darauf rechnen, daß der Verlauf der Dinge eine Koalition gegen Rußland zustande bringen müsse, Rußland wird alles aufbieten, die Lösung aufzuschieben. Diese

Bemühungen mögen auch bei der allgemeinen kurzsichtigen Friedensliebe einen gewissen Erfolg haben, aber doch wohl nur auf eine abgemessene Zeit. Inzwischen sehen wir in Frankreich zum ersten Mal ein radikales Kabinet am Ruder, dessen erste Schritte von recht gutem Erfolg begleitet waren. Indem das Kabinet Bourgeois, wovon die Verhaftung des vielgenannten Arton der deutlichste Beweis ist, darauf ausgeht, die Verfolgung der bei dem Panamaschwindel betheiligten Personen aufzunehmen, setzt es viele seiner Gegner in der Kammer in die unbequeme Lage, gegen die einleitenden Schritte nicht stimmen zu können, ohne den Verdacht zu erregen, die Gegnerschaft entspringe aus verborgener Mitschuld. Auch diese Lage verspricht eine merkwürdige Entwicklung, denn wenn auch das Ministerium der Minorität bei jeder Gelegenheit gestürzt werden kann, so wird dieser Sturz doch um so schwerer, je mehr die Aufdeckung der vorgekommenen Bestechungen bereits gelungen oder nur den Grad der sichern Vermuthung erreicht hat. Keinesfalls würde die Vertuschung durch ein nachfolgendes Ministerium aufs neue versucht werden können. Man denke jedoch nicht, daß das Vorgehen der Radikalen aus Tugendfanatismus entspringt. Es handelt sich lediglich um das alte: ôte-toi delà, pour que je m' y mette! Es gelüstet die Radikalen nach den zahlreichen Posten der Administration, die jetzt die Opportunisten innehaben. Das ist alles. In Frankreich findet sich aber für jeden mit der Heuchelei der Tugend unternommenen Sturm ein fanatisches Gefolge aus Erzheuchlern, aus Komödianten der Leidenschaft und aus aufrichtig Gläubigen. Die Radikalen können mit diesem Mittel ihr Ziel erreichen, sich der Administration zu bemächtigen. Schwerer wird es aber dann sein, die Herrschaft zu behaupten. Man kann fast mit der Sicherheit der Erkenntniß sagen: Frankreich wird keine dauernde Regierung wieder erhalten, bevor nicht die auswärtige Frage gelöst ist, d. h. bevor es entweder die beständig erträumte und ersehnte Stellung Ludwigs XIV. wieder erlangt, oder bevor der Volksgeist eine solche Wandlung vollzogen hat, die ihm erlaubt, in einer Staatengemeinschaft einen ehrenvollen Platz, aber nicht mehr die Herrscherstellung einzunehmen.

Kehren wir zu unsrer türkischen Frage zurück, so sieht man, welchen Einfluß diese Frage auf die innere französische Politik, und wiederum, welchen Einfluß auf die Entwicklung dieser Politik die Lösung der türkischen Frage gewinnen muß. Vorläufig bleibt Frankreich der willenlose Schildknappe Rußlands. w.

Aus Oesterreich.

21. November.

Seit Monatsfrist befinden wir uns unter der Herrschaft des „Ministeriums der starken Hand". An die Stelle des provisorischen Ministerinms Kielmannsegg, das die vom Koalitions-Ministerium so plötzlich verlassenen Geschäfte fortgeführt hatte, trat am 3. Oktober das Ministerium Badeni, von dem schon Monate hindurch in offiziösen und liberalen Blättern behauptet worden war, es werde mit „starker Hand" den Staat von den parlamentarischen Uebeln befreien, mit denen derselbe seit nahezu zwei Jahrzehnten behaftet ist. Seiner Zusammensetzung nach gehört es in die Kategorie der Beamtenministerien, denn seine Mitglieder sind weder dem Kreise der Abgeordneten entnommen, noch stehen sie der Mehrzahl nach in festen Beziehungeu zu den parlamentarischen Parteien, noch können sie durch ihr bisheriges Wirken darauf Anspruch erheben als Staatsmänner angesehen zu werden; denn mit diesem Ausdrucke pflegt man doch Persönlichkeiten zu bezeichnen, die auf Grund eigener Ideen und Anschauungen politische Ziele verfolgen, für die sie mit ihrer ganzen Individualität eintreten. Wer nichts weiter als die Verpflichtung übernimmt „den Gang der großen Maschine der Staatsverwaltung regelmäßig, ungestört und zeitgerecht (?)" zu unterhalten, beschränkt sich auf die Thätigkeit eines Beamten, der sich über das Wesen des Staates und die Aufgaben, die derselbe im Interesse der Völker zu lösen hat, keine Gedanken zu machen braucht, sondern hauptsächlich nur für die Aufrechthaltung der Formen zu sorgen hat, an welche das Staatsleben zur Sicherung seiner einfachsten Funktionen gebunden ist. Ein Beamtenministerium muß Steuern und Rekruten haben, dazu bedarf es eine Majorität im Reichsrathe; diese kann sich jedoch ganz zufällig zusammensetzen, sie ist von keiner Koalition abhängig, sie legt der Regierung keine Verpflichtung gegen die Parteien auf. Graf Badeni hat diese Thatsache in seiner Programmrede gleichzeitig geläugnet und zur praktischen Anwendung gebracht, indem er einerseits erklärte, seine Regierung werde sich nicht abwechselnd bald dieser und bald jener politischen Richtung accomodiren, anderseits aber doch in Aussicht stellte, sie werde führen und nicht sich führen lassen. Sie trage die Verantwortung für Gesetz und Ordnung gegenüber dem Monarchen, gegenüber dem Staate mit ihren Mitbürgern, deswegen habe sie auch die Pflicht, die Rolle eines Führenden und nicht eines Geführten für sich in Anspruch zu nehmen. Mit diesen Phrasen glaubte der Mann der starken Hand sein Verhältniß zu den Parteien hinreichend gekennzeichnet zu haben, er verschwieg die Namen der Parteien die er führen wolle, und hat dadurch stillschweigend anerkannt, daß er sich die Auswahl der Geführten von Fall zu Fall vorbehalte.

Es ist einleuchtend, daß auch ein Beamtenministerium nur so lange bestehen kann, als es die Parteien, die eine Majorität zu bilden geeignet

sind, gestatten. Versagen dieselben einer wichtigen Regierungsmaßregel oder einem unerläßlichen Budgetposten ihre Zustimmung, so ist der Gang der Staatsmaschine von Stockungen bedroht. Die Regierung muß ihre Unfähigkeit eingestehen, das Staatsinteresse zu wahren, oder sie muß von den Wählern die Entsendung neuer Abgeordneten verlangen, die ihr die nöthigen Mittel zur Fortführung der Staatsgeschäfte bewilligen. Die Parteien, die in einer entscheidenden Frage sich zu Gunsten des Ministeriums entscheiden, sind für die Handlungen desselben mitverantwortlich und rechtfertigen den Bestand dieser Regierung. Einer Frage, deren Lösung fast alle Parteien aufs tiefste berührt, stand Graf Badeni schon in dem Augenblicke gegenüber als er die Zügel der Regierung ergriff; ihre Entscheidung hat daher nothwendigerweise auch darüber Aufklärung bringen müssen, welche Stimmen die Reichsrathsmajorität des neuen Ministeriums bilden werden.

Die im September vorgenommenen Wahlen in den Wiener Gemeinderath hatten eine vernichtende Niederlage der Liberalen ergeben. Während diese sammt den Demokraten in allen drei Wahlkreisen nur 22 000 Stimmen aufbrachten und 45 Mandate für ihre Anhänger erzielten, haben die vereinigten Antiliberalen, nämlich Antisemiten, Christlich-Soziale, und Deutsch-Nationale mit 43 000 Stimmen 93 Gemeinderathsstellen errungen; sie verfügen dadurch über die Zweidrittelmajorität, mit der alle erforderlichen Beschlüsse, selbst Aenderungen des Gemeindeetats betreffende, gefaßt werden können. Den Ausschlag hat die Intelligenz und der mittlere Besitz des zweiten Wahlkörpers gegeben, in dem sich 8798 Liberale und 11 079 Antiliberale entgegenstanden. Trotz eines hart an die Grenze gesetzlicher Zulässigkeit streifenden Druckes von Seite der Regierung auf die Beamtenschaft ist die letztere mit überwiegender Mehrheit gegen die Liberalen aufgetreten, auch die Volks- und Mittelschullehrer, die junge deutsche Kaufmannschaft und eine stattliche Gruppe der Wiener Künstler hat die antiliberalen Kandidaten gewählt. Es war ganz selbstverständlich und konnte nicht anders erwartet werden, als daß die gesammte antiliberale Koalition ihren Vorkämpfer, den unermüdlichen Agitator der Christlich-Sozialen, Dr. Lueger, zum ersten Bürgermeister wählen werde. Der Mann besitzt unstreitig das Vertrauen der weitaus überwiegenden Mehrheit der Wiener Bevölkerung, er hat eine geradezu erstaunliche Arbeitskraft entwickelt und sich eine so genaue Kenntniß aller kommunalen Verhältnisse angeeignet, wie sie außer ihm überhaupt Niemand besitzt. Es wäre vielleicht klug, aber gewiß unmännlicher und undeutsch gewesen, wenn die neue Majorität des Gemeinderathes einem anderen als ihrem langjährigen Führer den Ehrenplatz an der Spitze des ersten Gemeinwesens des Staates eingeräumt hätte. Sie hat sich aber so wenig zur Nachgiebigkeit bewegen lassen als Lueger die Bedingung erfüllen wollte, die der Statthalter von Niederösterreich ihm gestellt hat, nämlich auf sein Reichsrathsmandat zu verzichten. Lueger wurde im ersten Wahlgange zum Bürgermeister von Wien gewählt.

Diese Wahl bedurfte der Kaiserlichen Bestätigung und diese zu erwirken, war Sache des neuen Ministeriums.

Um die Situation Badenis in der Lueger=Frage vollkommen aufzuklären, muß bemerkt werden, daß Lueger sich wiederholt in schärfster Weise gegen das Uebergewicht Ungarns in unserem Staatswesen ausgesprochen und seine Opposition gegen den Abschluß eines für die westliche Reichshälfte ungünstigen Ausgleichs mit Ungarn angekündigt hatte. Zur Mission Badenis gehört aber auch die Erneuerung dieses Ausgleiches, dessen Rechtswirksamkeit mit dem Jahre 1896 zu Ende geht. Es war vorauszusehen, daß die in Ungarn gegenwärtig noch herrschende liberale Partei, welche sich nur durch die weitestgehenden Konzessionen an die kapitalskräftige Judenschaft Ungarns zu erhalten vermag, die Bestätigung Luegers als eine gegen sie gerichtete Regierungshandlung auffassen und gegen das Ministerium Badeni als ein für die Förderung des Ausgleichswerkes nicht geeignetes Organ Stellung nehmen werde. Desgleichen konnte sich der Ministerpräsident der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Vereinigte Linke des österreichischen Abgeordnetenhauses von ihm die Beseitigung des von ihr gehaßten antiliberalen Bürgermeisters von Wien erwarte und daß sie ihm nur dann zur Bildung einer Majorität hilfreiche Hand bieten wolle wenn er der liberalen Partei die Herrschaft in der Residenzstadt wiederzugewinnen Gelegenheit biete. Diese Erwägungen bestimmten das Ministerium zu dem Entschluß, der Krone den Antrag zu unterbreiten, daß die Bestätigung Luegers verweigert werde. Dies geschah und nun gab Badeni zugleich eine Probe seiner starken Hand, indem er sofort nach der Wiederwahl Luegers, die mit voller Einstimmigkeit der koalirten Parteien des Wiener Gemeinderathes erfolgte, die abermalige Auflösung desselben verfügte.

Damit war die Vereinigte Linke für das Ministerium Badeni gewonnen. Die jüdische Presse, die seit dem Siege ihrer Gegner in Wien die gesammte innere Politik Oesterreichs nur mehr unter dem Gesichtspunkte ihrer engsten Interessen beurtheilt, für die also auch der Liberalismus überhaupt keine andere Aufgabe als den Schutz des Judenthums haben darf, singt dem Manne der starken Hand Psalmen und Dankeshymnen und die von ihr gegängelte Linke hat im Abgeordnetenhause, wo das Ministerium von den Antiliberalen wegen seines Vorgehens gegen den Wiener Gemeinderath zur Rede gestellt wurde, mit Enthusiasmus für dasselbe Partei ergriffen. Die Situation ist geklärt. Die Regierung der starken Hand wird so lange bestehen, als die Linke mit den Polen und jenem Theile des Hohenwart=Klubs geht, der die Christlich=Sozialen fallen gelassen hat. Die alte Koalition, die durch die Wahlreform und die Cillier Angelegenheit zersprengt worden ist, hat sich vorläufig wieder zusammengefunden. Gegen sie steht eine andere Koalition, die der christlich=sozialen Deutschnationalen, der aus dem Hohenwart=Klub ausgetretenen klerikalen Tiroler und Oberösterreicher und der Jung=

tschechen. Das Schicksal Badenis hängt abermals wie das seines Vorgängers von der Haltung des Grafen Hohenwart ab; sieht sich dieser von dem neuen Ministerium zu wenig berücksichtigt, wird er von seinen Ultramontanen, Slovenen oder Kroaten zu Forderungen gedrängt, die Badeni nicht erfüllen kann, so genügt eine einzige Abstimmung, um das Kartenhaus der parlamentarischen Majorität zusammenstürzen zu lassen und dem Ministerium die Existenzberechtigung zu entziehen. Die Vereinigte Linke aber befindet sich in einer geradezu trostlosen Lage. Ihre konstitutionellen Prinzipien hat sie verläugnet, indem sie für die Nichtachtung der offen ausgesprochenen und formell unanfechtbaren Willensäußerung einer autonomen Körperschaft eingetreten ist, dagegen unterstützt sie eine Regierung, die sich niemals zu den liberalen Grundsätzen bekannt hat und durch ihren Bestand die Unterhaltung organischer Beziehungen zwischen Parlament und Exekutive unmöglich macht, die sich in ihrem Charakter einer absolutistischen Regierung nähern muß und nur die Formen des Konstitutionalismus beobachtet. Jede andere Partei kann sich mit einer solchen Regierung auseinandersetzen, mit ihr Bündnisse auf Kündigung eingehen und Verträge schließen, ohne ihre Grundsätze zu verletzen; nur eine liberale Partei durfte sich eine Einrichtung der Exekutive nicht gefallen lassen, die den Forderungen des Parlamentarismus geradezu widerspricht. Es ist daher sehr begreiflich, daß Abgeordnete des linken Flügels der Vereinigten Linken Männer, die man lange Zeit als wahre und aufrichtige Volksvertreter ansehen durfte, nun ein großes Verlangen nach dem Tropfen demokratischen Oeles an den Tag legen, den sie in ihrer Partei vermissen, daß sie sogar den Sozialdemokraten Sitze im Wiener Gemeinderathe in Aussicht stellen, wenn sie nur erst wieder welche zu vergeben haben würden; aber nicht zu rechtfertigen ist es, daß dieselben Herren einem Minister zujubeln, der dem von einer Zweidrittelmehrheit gewählten Funktionär einer autonomen Körperschaft die Bestätigung versagt, der durch den ihm untergebenen Statthalter diese Körperschaft auflösen läßt, ehe sie sich konstituirt hat und das neue Wahlergebniß überhaupt nicht mehr zur Kenntniß der Krone bringt.

Liberal ist sie nicht, diese Linke, national auch nicht; denn sie hat es für nothwendiger gehalten, das Budget zu bewilligen, als das letzte Mittel zu versuchen, um das slovenische Gymnasium in Cilli zu verhindern, dessen Errichtung sie selbst als eine Nichtachtung eines Herzenswunsches der Deutschen erklärt hat? Was ist sie also? Sie nennt sich die Vertreterin der Staatsinteressen, d. h. jener Interessen, die sie ihrem Staatsideale zumuthet. Zu diesem Zwecke wird jedoch kein Abgeordneter vom Volke gewählt. Darüber ist sich auch die große Mehrheit des deutschen Volkes in Oesterreich bereits vollkommen klar; nur dort, wo die Macht des Judenthums ausschlaggebend ist und über eine durch Gewohnheit gefertigte Organisation verfügt, wie in Böhmen, ist diese Ueberzeugung noch nicht zum Durchbruch gelangt. Lange aber wird die Kunst der Weltbeherrschung

auch die Prager Kasinopartei nicht vor dem Zerfalle bewahren und mit ihr wird die letzte Stütze der Vereinigten Linken fallen. Der entscheidende Augenblick für die mit unaufhaltbarer Gewalt sich vollziehende Entwickelung tritt bei den Verhandlungen über den Ausgleich mit Ungarn ein. Die politischen und wirthschaftlichen Nachtheile desselben sind so einleuchtend, daß auch der einfältigste Wähler sich darüber keinen Täuschungen hingiebt; die Ungerechtigkeit der Quotenvertheilung bei der Vertheilung der gemeinsamen Lasten so auffallend, daß sie nicht verschleiert werden kann. Alle Völker der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder werden von derselben betroffen, am härtesten diejenigen, die für den Staatshaushalt am meisten beitragen. Das gilt in erster Linie für das Königreich Böhmen. So weit kann der Haß der Deutschen gegen die Tschechen nicht reichen, daß sie sich einem dritten Volke, das seinen Vortheil mit allen politischen Machtmitteln zu wahren versteht, auf die Dauer tributpflichtig machen. Die Bedingungen des Ausgleiches müssen geändert werden, oder es wird kein Ausgleich geschlossen. Es darf für Oesterreich keinen Ausgleich um jeden Preis geben, wir können die Personalunion ebensogut ertragen, als die Ungarn. Nur eine Partei, die an dieser Ueberzeugung festhält und sie ungescheut ausspricht, vermag die Interessen der Bevölkerung bei den Ausgleichsverhandlungen wirksam zu vertreten. Entspricht die Linke dieser Voraussetzung nicht, so wird sie sich vergebens bei Steuerträgern um Mandate bewerben, nimmt sie aber eine feste Haltung gegen Ungarn ein, so tritt sie auf Seite Luegers und seiner Anhänger und das kostet ihr die Existenz.

Das deutsche Volk in Oesterreich hat mit dem Ministerium Badeni nicht zu rechten, sein Führer ist ein Pole und nach der jetzt bestehenden Verfassung müssen sich die Deutschen auch ein polnisches Ministerium gefallen lassen, sie besitzen das Recht, das ihre Vorfahren besessen haben, darauf zu bestehen, daß sie nur von Männern eigener Nationalität regiert werden, nicht mehr, denn sie haben ihr Staatsrecht zum historischen Gerumpel geworfen, das deutsche Volk wird für die Handlungen dieses Ministeriums nur diejenigen verantwortlich machen können, die seinen Bestand ermöglichen, und das sind seine Abgeordneten. Wenn die deutsche Wählerschaft nicht auf weitere zehn Jahre den Ausgleich mit Ungarn mit einer Prämie von vielen Millionen bezahlen, wenn sie in der Vertheidigung ihres wichtigsten Rechtes in dem Schutze ihres Wohlstandes nicht hinter den Tschechen zurückstehen will, dann muß sie den Männern ihr Vertrauen entziehen, die sich der Staatsmaschine als Bewilligungsmaschine ankoppeln lassen, die das Selbstgefühl eines frei gewählten Volksvertreters in den Vorzimmern der Minister und Ministerialräthe eingebüßt haben und nicht mehr den Muth besitzen, ein Budget zu verweigern, durch das die Mittel zur Schädigung des eigenen Volkes geboten werden. Die paar Tropfen demokratischen Oeles, nach denen einige, gewiß nicht viele Mitglieder der Linken lechzen, wird sie ihnen gerne vergönnen, sie selbst entbehrt derselben nicht; aber sie wird

verlangen, daß jene Deutschen, die berufen werden, sich mit den Vertretern aller anderen österreichischen Völker im Parlamente zu messen, ihre Kraft aus dem Borne des Nationalgefühls schöpfen, die Sache ihres Volkes allen anderen Interessen voranstellen und die Sicherung der Staatsinteressen der Regierung überlassen, auch wenn sie in die Hände der Golochowski und Badeni gelegt wird. Wir brauchen noch nicht in Dankbarkeit zu ersterben, wenn uns ein Pole verspricht, die deutsche Kultur beachten zu wollen. Der Tscheche Herold hat es im österreichischen Abgeordnetenhause sagen müssen, daß nach seiner Auffassung die deutsche Kultur viel zu mächtig sei, um der Unterstützung eines österreichischen Ministers zu bedürfen! Vielleicht wird es künftig deutsche Abgeordnete geben, die einen derartigen Ausspruch, wenn er die Achtung des Tschechen vor dem deutschen Volksthum und dessen Macht ausdrücken soll, sehr geeignet finden, als Ausgangspunkt für die Verständigung nationalgesinnter Männer beider Bevölkerungsgruppen in Böhmen zu dienen. Daß es zu dieser Verständigung kommen muß, wird uns durch das Ministerium der starken Hand recht eindringlich vor Augen gestellt und dafür werden ihm deutsche und österreichische Patrioten noch zu Danke verpflichtet sein, wenn es längst seine Mission erfüllt haben wird. Diese Mission dürfte wohl darin bestehen, das letzte J-Tüpfelchen für den Beweis des Satzes beizubringen, daß Oesterreich bei ehrlicher Achtung vor den Rechten seiner Völker überhaupt nicht zentralistisch regiert werden kann. *

Abermals die Behandlung der Sozial-Demokratie. Der evangelisch-soziale Kongreß. In eigener Sache.

Wenn man eine bestimmte Politik bekämpfen will, ohne dem Träger dieser Politik an sich feindlich gesinnt zu sein — so wie wir heute zur Regierung stehen — so thut man am besten, zunächst den Punkt herauszusuchen, wo die zu bekämpfende Politik etwa Erfolge aufzuweisen hat. Es sind vielleicht nur Scheinerfolge, es sind vielleicht Vortheile, die durch anderweitige Nachtheile überwogen werden, immerhin müssen sie zuerst klargestellt und zugegeben werden, wenn die prinzipielle Diskussion fruchtbar werden soll. So geben wir also zu, daß die heutige Politik der Regierung, durch äußerste Anspannung der administrativen Mittel mit Beihülfe der Gerichte die Sozialdemokratie zu bändigen den Erfolg hat, der revolutionären Partei-Presse und Agitation eine ganz ungewöhnliche Mäßigung aufzuerlegen. Die sozialdemokratischen Zeitungen sind, wie man so sagt, zahm geworden, Volksversammlungen finden gar nicht mehr viele statt, und es ist möglich, daß Herr von Köller auf diesen seinen Erfolg stolz ist.

Was ist nun aber damit erreicht? Die Aufgabe der Regierung ist doch nicht, die Sozialdemokratie zu anständigem Betragen zu erziehen, sondern sie zu unterdrücken, oder, wenn das nicht möglich ist, sie wenigstens einzuschränken, oder, wenn das nicht möglich ist, wenigstens die weitere Ausbreitung zu verhindern. Ist irgend ein Anzeichen vorhanden, oder kann irgendwie vernünftigerweise erwartet werden, daß dies das endliche Ergebniß der heutigen Politik sein wird?

Jedermann weiß, daß die Stärke der Sozialdemokratie nicht in ihrer wilden vaterlands- und religionsfeindlichen Agitation besteht, sondern darin, daß sie behauptet, die Vertreterin des Arbeiterklasseninteresses zu sein. Der wüthende Radikalismus hat ihr sicherlich anfänglich geholfen, Aufmerksamkeit zu erregen, Bewegung in die Massen zu bringen, Jünger und Propheten zu gewinnen, aber die Zeiten, wo sie solcher Nahrung bedurfte, sind vorbei. Ganz umgekehrt hat gerade ihr fanatischer Gegensatz gegen alles, was bisher dem Volke hoch und heilig war, ihre Ausbreitung in vielen Kreisen verhindert. Jetzt ist sie so groß und so weit verbreitet, daß sie ganz von selbst die oppositionellen Elemente aus den unteren Ständen, die sich irgendwie gedrückt fühlen, um sich sammelt. Und dieser Prozeß wird durch die Anstandslehre, die Polizei und Gerichte ihr jetzt mit pädagogischer Zuchtruthe beibringen, nicht gehemmt, sondern gefördert. Die aufgezwungene Mäßigung ebnet den Weg zu immer weiterer Verbreitung.

Was uns noththut, ist, daß in allen Schichten der Bevölkerung das Gefühl erweckt werde, daß man es hier mit einem Giftstoff zu thun hat, der nur durch den stärksten gemeinsamen moralischen Widerstand abzuwehren ist. Nun sehe sich jeder in seinem Kreise um und frage: welche Empfindungen hat die Köller'sche Politik in den nicht-sozialdemokratischen Kreisen des Volkes erweckt? Ist sie im Stande gewesen, in dem ganzen großen deutschen Volk auch nur einen Finger in Bewegung zu setzen zu dem Kampfe, nach dem sich alle sehnen? Ist der allgemeinere Widerstand angeregt und organisirt?

Es ist richtig, daß es eine Anzahl von Preßorganen, sogar sehr bedeutenden Preßorganen giebt, die der Regierung fortwährend zurufen: in Deutschland kann der Kampf gegen die Sozialdemokratie nur geführt werden unter Vorantritt der Regierung, und die Regierung zu immer weiteren Maßregeln deshalb drängt. Wäre dieser Rath richtig, so müßte sich doch jetzt schon einigermaßen gezeigt haben, daß die Bevölkerung bereit ist, der Regierung auf diesem Wege zu folgen und sie zu unterstützen. Wir sind nicht mehr in der Zeit der bloßen theoretischen Erwägungen, man kann sich bereits auf die Erfahrung berufen. Und diese Erfahrung spricht deutlich genug. Sie spricht schon nicht mehr bloß negativ, sondern sie spricht schon positiv. Sie spricht — man bringt die Worte kaum aus der Feder heraus, aber es ist einfach wahr, und deshalb muß der Warnruf erschallen —

die Erfahrung der letzten Monate also sagt: **An Stelle der früheren Feindschaft beginnt in weiten Kreisen des besten Bürgerthums sich jetzt geradezu Sympathie für die Sozialdemokratie zu regen.**

Wo ist der Beweis für eine solche Behauptung? Zunächst frage ich: ist Jemand da, der es wagt, die Richtigkeit dieser Behauptung zu bestreiten? Sie ist aber auch schon direkt zu beweisen. Man sehe auf die Verurtheilung des Abgeordneten Liebknecht. Als die erste Nachricht kam, daß Herr Liebknecht wegen einer Majestätsbeleidigung belangt werden sollte, da wird sich noch bei vielen das Gefühl geregt haben: nun, da kann ihm vielleicht noch die Szene bei der Reichstagseröffnung heimgezahlt werden. Damals war er nach den Bestimmungen der Verfassung nicht faßbar, und wir mußten die Verletzung unserer nationalen und monarchischen Empfindungen ungestraft hinnehmen. Ganz recht, daß er sich nun bei passender Gelegenheit eine Blöße gegeben hat. Nun ist Herr Liebknecht zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt. Was geschieht? Plötzlich ist die Stimmung umgeschlagen; mit einem Mal ist der Redakteur des „Vorwärts" der siebzigjährige Mann, der auf Grund einer sehr anfechtbaren Rechts-Deduktion in den Kerker muß. Ein ganz unverdächtiger Zeuge, der „Reichsbote", der selbst immer nach dem Vorangehen der Regierung gerufen hat, schreibt:

„So sehr wir selbstverständlich für die Aufrechterhaltung der Autorität, der Obrigkeit und vor Allem ihrer Spitze, der Person des Monarchen, sind, so erscheint uns doch eine zu große Häufung der Majestätsbeleidigungsprozesse bedenklich. Erfahrungsgemäß werden die Majestätsbeleidigungen dadurch nicht vermindert, sondern vermehrt, und indem sie dann in zweideutigen Redewendungen Unterschlupf suchen, wirken sie erst recht verderblich und vergiftend. Und wenn sie dann vom Gericht, wie im Falle Liebknecht, aus solchen Verhüllungen hervorgezogen werden, so ist das Ueble, daß dann die Verurtheilung zu schweren Strafen wegen solcher anscheinend harmlos klingender Redewendungen als Majestätsbeleidigungen in der öffentlichen Meinung kein Echo findet, sondern der Verurtheilte eher als Märtyrer erscheint und so die Autorität der Obrigkeit eher Schaden als Stärkung erfährt. Es ist gewiß wahr, daß jede Autorität ihren besten Schutz in ihrer eigenen sittlichen und technisch-tüchtigen Haltung hat, aber ebenso gewiß ist, daß keine Autorität vor Angriffen sicher ist und deshalb im Interesse der Ordnung geschützt werden muß. Aber dieser Schutz muß, wenn er wirksam sein soll, ebenso weise wie energisch gehandhabt werden und man kann wohl sagen: „Wenig ist hier oft mehr als ein Viel."

So weit der „Reichsbote." Die „Hamburger Nachrichten" sind ganz erschrocken, daß ein verurtheilter Sozialdemokrat bei der bürgerlichen Presse derartige Fürsprache finden könne; auch wenn einem Angehörigen der Revolutionspartei durch ein gerichtliches Erkenntniß wirklich Unrecht geschähe,

so würde es doch bloß ein Beweis doktrinärer Prinzipienreiterei sein, wenn die staatserhaltende Presse die Sache eines solchen Verurtheilten führte. Wir wollen über die Opportunität der Verkündigung dieses Satzes von der Revolution von oben zum Zweck der Bekämpfung der Revolution von unten an dieser Stelle nicht streiten, wir begnügen uns mit dem Eingeständniß, daß thatsächlich das Breslauer Urtheil nicht die Wirkung eines Trompetenrufes zum gemeinsamen Kampfe aller staatserhaltenden Elemente gegen den Umsturz gehabt hat, sondern ganz umgekehrt auf unserer Seite Lähmung, Mitleid, Sympathie mit dem Feinde, auf jener natürlich in demselben Maße verdoppelte Anspannung, Schärfung der Vorsicht und der Selbstzucht, erhöhte Siegeszuversicht.

Ein zweites Beispiel. In Dortmund hat für den bisherigen nationalliberalen Vertreter Herrn Möller eine Nachwahl stattgefunden. Selbst in diesem durch und durch industriellen Bezirke hat die Sozialdemokratie doch nur etwas mehr als ein Drittel der Stimmen aufgebracht. Der Nationalliberale ebenso viel, der Ultramontane etwas weniger. In der Stichwahl ist der Sozialdemokrat mit Hilfe eines Theiles der ultramontanen Wähler gewählt worden. Zunächst machen wir uns wieder klar, wie schwach die Sozialdemokratie aus eigenen Kräften bei uns ist. Selbst in einem so überaus günstigen Bezirk wie Dortmund verfügt sie nur über ein Drittel der Stimmen.

Wie kommt es, daß eine so schwache Partei doch eine solche Rolle in unserem Staate spielt? Nun, es geht allerwärts wie es in Dortmund gegangen ist; die bürgerlichen Parteien selber verhelfen ihr zum Siege und so hat die sozialdemokratische Partei im Reichstag jetzt nicht weniger als 47 Sitze.

Daran ist doch die Regierung nicht schuld, dürfte man sagen, sondern das Volk und die Parteien, in dem Dortmunder Fall die Ultramontanen, die sich nicht entblödet haben, den grundsätzlichen Feinden unseres Staates gegen einen nationalgesinnten Mann Heeresfolge zu leisten. Mit dieser Heeresfolge hat es seine Richtigkeit, aber die ultramontanen Blätter haben nicht gezögert, eine Gegenrechnung zu präsentiren, und den Nationalliberalen vorzuhalten, wie oft sie selbst direkt oder indirekt gegen einen Zentrumsmann der Sozialdemokratie Unterstützung geliehen haben. Ob das wirklich, wie unsere umsturzfürchtende Presse jetzt behauptet, so unnatürlich ist, ob nicht thatsächlich sowohl die Nationalliberalen wie die Ultramontanen zuweilen gute Gründe haben, bei der Wahl beiderseitig einen Sozialdemokraten dem Anderen vorzuziehen, mag hier unerörtert bleiben. Unter den heutigen Umständen ist es jedenfalls sehr auffällig, daß ultramontane Wähler direkt für den Sozialdemokraten eingetreten sind. In nachdrücklichster Form hat die Regierung selber die Parole ausgegeben: Zusammenschluß der bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie. In flammenden Worten hat Se. Majestät der Kaiser selbst sein Volk aufgerufen zu diesem Kampf.

Die Antwort ist, daß nicht nur Niemand diesem Rufe Seiner Majestät gefolgt ist, sondern daß bei der ersten entscheidenden Probe ein Theil derjenigen Partei, die den Präsidenten der Volksvertretung stellt, als Hülfstruppe in das Lager des Feindes abgeschwenkt ist. Was sollen wir glauben? Ist das deutsche Volk wirklich so vollständig aller Treue, aller gesunden politischen Empfindung bar, oder ist Seine Majestät nicht von den rechten Männern berathen? Ist in der Regierung selbst eine falsche Direktion, die die Volksempfindung in ungesunde Strömungen lenkt und solche wahrhaft schreckhaften Widersprüche zeitigt? Früher hieß es in Preußen: der König rief und Alle, Alle kamen — und jetzt?

Aber was kann die Regierung für das schlechte Betragen der Ultramontanen? Ich sage, gewiß kann sie dafür. Man betrachte nur, wie die klerikalen Blätter selbst die Dortmunder Wahl rechtfertigen. Der „Westfälische Merkur“ hat darüber geschrieben: Der Gegen-Kandidat sei ein Nationalliberaler; die nationalliberale Partei sei heute die Partei des Arbeitgeberthums; für diese Gruppe dürfe das Zentrum nicht eintreten. „Die werbende, rettende Kraft des Zentrums unter der Arbeiterschaft wäre nun mit einem Schlage lahmgelegt, wenn die Parteileitung die Parole ausgeben wollte: Für den nationalliberalen Kandidaten! Das gäbe eine Fülle von Wasser auf die sozialdemokratischen Mühlen! Mit nur zu großem Erfolge würde man überall den katholischen Arbeitern sagen: „Seht ihr, euer Zentrum geht auch mit den Zechenpaschas und den Schlotjunkern. Die Geistlichen sehen nicht auf eure Interessen, sondern auf ihre eigenen; sie verrathen euch armen Teufel, um die Gunst der Millionäre und der regierenden Herren sich zu sichern. Nächstens werden sie sich wohl Arm in Arm mit den kontrolirenden Zechenbeamten neben den Wahltisch stellen u. s. w.“ Derartige Hetzereien wären die unausbleibliche Folge eines Stichwahlbündnisses mit den Nationalliberalen, und mit den schönsten Auseinandersetzungen über das kleinere Uebel ꝛc. wäre der Eindruck nicht zu verwischen. Das Zentrum beginge Selbstmord, wenn es sich durch das Eintreten für den kompromittirten Nationalliberalismus in den Geruch der Arbeiterfeindlichkeit brächte . . . Wenn das Zentrum durch eine falsche Wahltaktik sich selbst ruiniren würde, dann wäre ein unentbehrliches Bollwerk gegen die sozialdemokratische Hochfluth gebrochen, es würde nicht blos Dortmund, sondern auch Essen, Bochum ꝛc. zu dauernden, festen Domänen der Sozialdemokratie werden, und die ganze christlich-soziale Bewegung, welche die Revolutionirung der Arbeiterschaft noch zu verhindern sucht, könnte einpacken. Darum wirkt das Zentrum wahrhaft staatserhaltend, wenn es jede Gemeinschaft mit dem verrufenen Nationalliberalismus ablehnt.“

Von der Rettung der Gesellschaft durch den Sozialismus der katholischen Kirche halten wir, wie unsern Lesern bekannt ist, sehr wenig, aber die Ausführung des „Westfälischen Merkur“ scheint uns im übrigen nur gar zu treffend. Es ist vollkommen richtig, daß sich unsere Mittelparteien zu

Vertretern der Arbeitgeber ausgewachsen haben. Wie kann man da einem Arbeiter zumuthen, einen Mittelparteiler zu wählen? Für die Parteien selbst ist die Umbildung in bloße Interessengruppen nicht einmal ein so großer Vorwurf. Es liegt in der Natur der Dinge, daß wenn die überlieferten idealen Postulate einigermaßen erfüllt oder verbraucht sind, das wirthschaftliche Element in jeder Partei das Uebergewicht und endlich die Alleinherrschaft gewinnt. Aus sich selbst heraus ist die nationalliberale Partei sicherlich nicht im Stande, neue allgemeine Ideen, die alle Schichten des Volkes ergreifen könnten, zu entwickeln. Ganz anders aber stände die Sache, wenn die Regierung wieder mit solchen Ideen ans Licht träte. Das würde sofort auf die sämmtlichen Parteien die allerstärkste Rückwirkung ausüben und ganz besonders auf die Mittelparteien, die der Regierung am nächsten stehen. Hätte die Regierung noch eine positive Sozialpolitik auf ihrem Programm, so wäre die nationalliberale Partei wahrscheinlich keine bloße Arbeitgeber-Partei geworden, oder wir hätten überhaupt schon andere Parteibildungen. Die nationalliberalen Blätter werden geneigt sein, zu sagen, die Auslassung des „Westfälischen Merkur“ sei eine bloße Heuchelei. Aber man überlege doch einmal, ob der „W. Merkur“ sich so hätte aussprechen können zu der Zeit, wo das Projekt der Alters- und Invaliditätsversicherung bearbeitet wurde und die nationalliberale Partei dafür eintrat. Man empfindet sofort, indem man diese beiden Epochen vergleicht, welch' eine Wandlung mittlerweile eingetreten ist, und sieht dann auch, wo die letzte Schuld an dem Ausfall der Dortmunder Wahl liegt. Nicht bei den Klerikalen, auch nicht bei den Nationalliberalen, auch nicht bei dem Kandidaten Herrn Möller persönlich, sondern im letzten Grunde an dem Mangel eines positiven Programms, um das sich die wohlgesinnten, nationalen Elemente schaaren können. Ein solches Programm kann aber nur aufgestellt werden von der Regierung. Die Regierung ist es, die die Parteien zwingen muß, nicht zu bloßer Interessenvertretung herabzusinken, sondern alle Schichten des Volkes zu umfassen. Die Regierung trägt die Schuld, daß die nationalliberale Partei eine bloße Arbeitgeber-Partei geworden ist. Die Regierung trägt die Schuld an dem Ausgang der Dortmunder Wahl. Die Regierung selbst ist es, die den Willen Sr. Majestät, daß alle Schichten des Volkes sich aufraffen und zusammenthun sollen, durchkreuzt, und der wesentlichste Träger dieser Richtung in der Regierung ist der Minister des Innern, Herr v. Köller.

Man kann mir entgegenhalten, daß ich doch in den „Preußischen Jahrbüchern“ früher stets selber zugestanden habe, daß die Zeit für eine Fortführung der Sozialreform höchst ungünstig ist, da einmal die besitzenden Klassen dagegen sind und weitere Opfer nicht bringen wollen. Es ist aber auch garnicht nöthig, daß stets die Maschine der Gesetzgebung in Gang gesetzt wird. Sehr viel und sehr wichtiges kann die bloße Verwaltungspraxis machen. Eine Hauptbeschwerde des Arbeiterstandes ist das preußische

Vereinsgesetz. Dieses Gesetz verbietet, daß Vereine, die sich mit politischen Angelegenheiten beschäftigen, untereinander in Verbindung treten. Der Begriff der politischen Angelegenheiten ist sehr dehnbar. Schutzzölle, Agrargesetzgebung, Gewerbegesetzgebung, Normalarbeitstag, Frauen- und Kinderarbeit, Sonntagsarbeit sind alles Dinge, die man als politische betrachten kann oder auch nicht. Jede Petition an die Staatsregierung, sie betreffe was sie wolle, die einen Einfluß auf die Entschlüsse der Obrigkeit zu üben beabsichtigt, kann als etwas politisches angesehen werden. Die Praxis hat nun dahin geführt, daß die Vereine der Besitzenden, die Bünde von Industriellen und Landwirthen so ziemlich thun können, was sie wollen; die Behörden finden nichts politisches darin. Die Vereine der Arbeiter aber, die an sich nur ihre Berufsangelegenheiten zum Zweck haben, Lohn, Arbeitszeit, Arbeitsbedingung, werden aufs sorgfältigste beobachtet und sobald sich etwas politisches bei ihnen finden läßt, aufgelöst. Die Folge ist gewesen, daß sich auf der einen Seite eine Anzahl sehr starker Arbeitgeber-Assoziationen gebildet haben, auf der andern Seite die Gewerkvereine der Arbeiter nur zu geringer Entwicklung gelangt sind. Man kann sich keine größere Ungerechtigkeit denken. Da nun der einzelne Arbeiter völlig machtlos ist, und das dringende Bedürfniß des Zusammenschlusses und die Führung einmal vorhanden, so hat die Arbeiterschaft die Vertretung ihrer Interessen einer politischen Partei, der Sozialdemokratie anvertraut. Man hat das am deutlichsten gesehen bei dem Berliner Bierboykott, wo gar keine andere Instanz vorhanden war, die mit genügender Autorität für die Arbeiter verhandeln konnte, als der Führer der Sozialdemokratie, Herr Singer. Indem der Staat seine Gewalt in den Dienst der Besitzenden stellte, hat er selbst die Besitzlosen in das Lager der absoluten Staatsfeinde hinübergetrieben. Diese Politik ließ sich vielleicht einigermaßen rechtfertigen für eine Zeit, wo der Staat selbst, verbunden mit den besitzenden Klassen, große Sozialreformen einführte, und die Störung, die die Gewerkvereine leicht hätten da hineinbringen können, unter allen Umständen unterdrücken wollte. Heute aber liegen die Dinge ganz anders. Erstens macht heut der Staat keine positive Sozialpolitik mehr und zweitens ist die Besorgniß, die Gewerkvereine möchten die Arbeiter zu Sozialdemokraten erziehen, gegenstandslos geworden, da sie es nämlich ohnehin schon meist sind, und diejenigen, die noch fehlen, es gerade dann binnen kurzer Zeit sein werden, wenn man ihnen nicht die Möglichkeit einer anderen Organisation gewährt. Es würde sofort in Arbeiterkreisen eine veränderte Stimmung hervorrufen, wenn der Staat von der ungleichmäßigen Verwendung des Vereinsgesetzes in Zukunft absehen wollte. Es ist dazu gar kein neues Gesetz nothwendig. Der Herr Minister des Innern brauchte bloß eine Instruktion dieses Inhalts an sämmtliche Polizeibehörden zu erlassen. Schreiten die Polizeibehörden nicht mehr ein, erhebt der Staatsanwalt keine Anklage, so wird die beschränkende Judikatur

der Gerichte von selber obsolet. Freilich Herr v. Stumm und Genossen würden einen gewaltigen Lärm erheben, aber da die ministerielle Instruktion durchaus nicht mehr zu enthalten brauchte, als eine Ausführung des Satzes „Gleiches Recht für Alle," so würde der Widerspruch doch wohl sehr bald verstummen. Das regellose Aufwachsen der Gewerkvereine würde aber sehr bald auch die Parteien der Arbeitgeber der Schaffung einer gesetzlichen Grundlage, mit andern Worten der Verleihung von Korporationsrechten unter passenden Kautelen zugänglich machen.

Man sieht, wie viel auch unter den heutigen Umständen ein energischer Minister des Innern, der den Zorn König Stumms nicht scheut, für die Beruhigung der Arbeiterwelt thun könnte. Ich sage ausdrücklich „Beruhigung", obgleich ich sehr wohl weiß, daß im ersten Augenblick nach der Lösung der Fesseln im Gegentheil eine gewisse Unruhe in der Arbeiterwelt entstehen würde. Aber das ist es, was ich unserer jetzigen Staatsleitung zum Vorwurf mache, daß sie nur das Nächstliegende sieht. Die wahren Folgen eines bedeutenden politischen Aktes sind aber nicht die nächstliegenden, sondern die ferneren und dauernden. Ob man auf jene oder auf diese sieht, das ist der Unterschied zwischen dem Polizeimann und dem Staatsmann. Die heutige Behandlung der Sozialdemokratie ist eine bloß polizeiliche; was wir brauchen, ist eine staatsmännische. Nicht durch kleine äußere Einschränkungen und Angriffe ist eine Partei mit 1¾ Millionen Wählern dauernd zu bekämpfen, sondern nur, indem man Mittel findet, sie von innen heraus aufzulösen. Ich sehe keinen anderen Weg der inneren Auflösung als daß man die heutige unheilvolle Verquickung, daß dem Arbeiterstande als solchem die Sozialdemokratie als Vertreter seiner Interessen gilt, aufhebt. Das kann nur geschehen, indem man den Arbeitern die Bildung einer andern Vertretung erlaubt, und diese Vertretung können nur die Gewerkvereine sein.

Es ist um so wichtiger, gerade jetzt dieser Frage näher zu treten, als wir in einer Epoche des gewerblichen Aufschwunges sind, und wenn nicht bald wieder ein Krach eintritt, der gewerbliche Aufschwung auch wieder eine Streikbewegung im Gefolge haben wird. Durch bloße Gewaltmittel ist eine solche Bewegung nicht niederzuhalten. Die Arbeiter wissen es sehr wohl, wann die Industriellen ihrer nicht entbehren können, und lassen es sich nicht nehmen, die Gelegenheit zur Verbesserung ihrer Lage auszunützen. Es wäre das schädlichste von der Welt, wenn diese Streikbewegung wieder unter der Führung der Sozialdemokratie stattfände, und sich so der Gedanke, daß diese Partei die natürliche Vertreterin ihrer Interessen ist, von neuem in der Arbeiterschaft befestigte. Wären unsere Arbeitgeber nicht gar so kurzsichtig und ständen sie nicht unter der Führung gerade des Herrn v. Stumm, in dessen ganz exceptionelle, patriarchalische Verhältnisse, die Gewerkvereine allerdings nicht passen, so würden sie einsehen, daß es auf die Dauer ihr eigener Vortheil sein wird, mit gesetzlich organisirten Arbeiter-

vereinen zu verhandeln, denen, kraft ihres legalen Statuts die Bestimmung auferlegt ist, vor jeder Streikerklärung ein Schiedsgericht annehmen zu müssen.

Nach dem, wie sich Herr von Köller bisher gezeigt hat und wie wir ihn selbst charakterisirt haben, könnte es wie Spott klingen, aber es ist doch völlig richtig: wenn Herr von Köller sich entschließen könnte, heute auf diesem Gebiet ein befreiendes Wort zu sprechen, so würde auch seine bisherige polizeiliche Thätigkeit sofort in ein anderes Licht rücken. Gerade er, der sich darauf berufen kann, vor jedem Verdacht liberaler oder philosozialistischer Anwandlungen gesichert zu sein, könnte dem Arbeiterstande die von der Gerechtigkeit geforderte Konzession sehr gut machen. Sage ich das etwa, weil ich noch immer von Herrn von Köller wirklich eine solche That erhoffe? Keineswegs, aber man darf sich nicht den Vorwurf machen lassen, bloß negative Kritik geübt zu haben.

* * *

Was ich in unserem vorigen Heft über den Evangelisch-sozialen Kongreß gesagt habe, ist von der Presse bereits als ein Todtengeläute aufgefaßt worden, und ich hatte in der That selbst nur noch geringe Hoffnung auf die Erhaltung dieses Instituts. Um so deutlicher erkennt man, wie stark heute das Bedürfniß nach sozialen Gedanken ist, da nun doch trotz der stärksten Gegensätze innerhalb des Kongresses selber der Vorstand, das Aktionskomitee, zu dem einstimmigen Beschluß gekommen ist, ihn zu erhalten. An der Sitzung nahmen theil Landesökonomierath Nobbe, Hofprediger a. D. Stöcker, Oberverwaltungsgerichtsrath Hahn, Komerzienrath Metzenthin, Prediger Burkhardt, Professor Adolf Wagner, Professor Gierke, Professor Kaftan, Professor von Soden und ich selbst. Der nächste Kongreß wird um Pfingsten in Stuttgart stattfinden. Trotz des Bannspruchs des Vorstandes der konservativen Partei in der konservativen Korrespondenz bleibt ein Theil der Konservativen durch diesen Kongreß in der Verbindung mit Herrn Naumann. Und daß diese Verbindung nicht etwa auf der Methode gleicher demagogischer Agitation beruht, wie von mammonistischer Seite so gern insinuirt wird, dafür bürgen wohl genügend wiederum die Elemente aus den Mittelparteien, die in derselben Vereinigung stehen. Wenn der Kongreß die Krisis überstanden, wird er um so stärker sein, und namentlich die Konservativen werden mit dieser völlig neuen Macht in unserm Volksleben zu rechnen haben. Ich kann mirs nicht versagen, hier die Erklärung der Mitglieder des pommerschen Pfarrvereins einzurücken, die in den Zeitungen lange nicht genügend beachtet worden ist. Wer würde noch vor einigen Jahren eine solche Erklärung und grade aus Pommern für möglich gehalten haben? Und welche Kraft des Wortes, welche Energie des Wollens spricht aus dem Schriftstück! Es ist eine Lust, n Deutschland einmal wieder von Pastoren eine solche Sprache zu hören.

I. Da wir Geistlichen mit unserm Leben und Wirken in der Oeffentlichkeit stehen, so müssen wir uns auch eine öffentliche Kritik unsrer Wirksamkeit gefallen lassen. Da wir aber die Richtschnur und die Grundsätze unseres Handelns von keiner politischen Partei, auch nicht von der deutsch-konservativen, der die meisten von uns bisher angehören, uns vorschreiben lassen können, sondern einzig und allein von dem Worte Gottes und demnächst von den Ordnungen unserer Kirche und den Weisungen unserer kirchlichen Behörden, so lehnen wir den parteioffiziösen Versuch der „Konservativen Korrespondenz" (Artikel „An unsere Parteigenossen" 1895 Nr. 100), uns Art und Grenze unserer christlich-sozialen Thätigkeit bestimmen zu wollen, entschieden ab.

II. Den in der genannten Kundgebung namentlich angegriffenen Geistlichen glauben wir die Vertretung ihrer Veröffentlichungen, die wir im Einzelnen nicht zu den unsrigen machen können. überlassen zu sollen. Wenn aber die „Konserv. Korresp." die christlich-soziale Arbeit eines Geistlichen nur dann gelten lassen will, „wenn sie im Wesentlichen innerhalb der Gemeinde entfaltet wird und dem Frieden dient", so verwahren wir uns gegen die damit beabsichtigte Beschränkung durchaus. Es giebt eine ganze Reihe von Schäden unseres religiösen und sittlichen Volkslebens, gegen welche auch das öffentliche Gewissen unseres Volkes in weitesten Kreisen durch gemeinsames öffentliches Vorgehen zu wecken uns unabweisliche Pflicht ist. Dahin gehören die Mißstände der Sonntagsruhe, die geschlechtlich-sittliche Verwahrlosung in Stadt und Land, die Trunksucht und manche andre Arbeitsgebiete der inneren Mission. — Daß alle unsre Arbeit dem Frieden im höchsten religiösen wie im sozialen Sinne dienen muß, unterschreiben wir völlig. Doch wird jeder deutsche und konservative Mann mit uns aus Erfahrung wissen, daß der wahre Friede nicht durch schweigendes Geschehenlassen, sondern meist erst durch tapferen Kampf errungen wird.

III. Wir Geistlichen haben kein Evangelium nur für einen Stand, sondern nehmen für uns das Recht und die Pflicht in Anspruch, jedem Stande dieselbe frohe Botschaft von der Erlösung zu verkündigen, aber auch jedem Stande, dem der Arbeitgeber wie dem der Arbeiter, seine besonderen Sünden, ohne Bitterkeit und in heiliger Liebe, wie es uns das Beispiel unsres Heilandes gelehrt hat, auf das Gewissen zu legen. Dies Recht ist uns auch, wo wir es gegen Arbeiter, Industrie und Kapitalismus anwenden mußten, seitens der deutsch-konservativen Partei niemals bestritten worden. Daß wir bei der Ausübung unsrer Pflicht nicht immer den Beifall der Betroffenen finden, gehört zu den schwersten Sorgen unsres Amtes, bei denen wir unsrer eignen Fehlgriffe nicht vergessen wollen.

IV. Wir verwahren uns mit allem Nachdruck dagegen, daß Geistliche, welche sich thatkräftig des Arbeiterstandes annehmen, das „einzig in der ver-

werflichen Absicht" thun, „die Arbeiter zu umschmeicheln und sich — nach Art der Sozialdemokraten — einen möglichst zahlreichen Anhang von Unzufriedenen zu schaffen." Wir sind im Gegentheil der Meinung, daß, wenn nicht mit aller Treue und persönlichen Hingebung auch an unserm ländlichen Arbeiterstande gearbeitet wird, um ihn kirchlich, vaterländisch und sozial wieder überall auf festen Boden zu stellen, derselbe über kurz oder lang dem Umsturz verfallen wird. Wir halten für ein verhängnißvolles Verkennen der thatsächlichen Verhältnisse die Anschauung, daß unsere ländlichen Arbeiter von der Bewegung der Zeit unberührt bleiben, wenn nur die „geistlichen Sozialisten" ihre Hand von ihnen fernhalten.

V. Daß die „Kons. Korresp." schreibt: „Es wird Sache der Kirchenbehörden sein, diese Art von Berufsthätigkeit der Seelsorger besonders zu würdigen" — ist nicht im Interesse des Friedens und der Verständigung gesagt.

VI. Da aber die in Rede stehende parteioffiziöse Kundgebung ausdrücklich erklärt, daß es von konservativer Seite mit Freude begrüßt und unterstützt werden würde, wenn „Geistliche sich darum bemühen, soziale Mißstände zu mildern oder abzustellen," und da der „Förderung gesunder sozialpolitischer Reformen" dort gleichfalls wohlwollend gedacht wird, so laden wir alle, welche diesem Punkte der Erklärung der „Kons. Korresp." zustimmen, herzlich und dringend ein, fernerhin mit uns die sittlichen und religiösen Schäden unsres Volkes auf sozialem Gebiet thatkräftig zu bekämpfen und besonders unsre gefährdeten Brüder aus dem Arbeiterstande durch persönliche Berührung und Gemeinschaft geistig und sittlich heben zu helfen. Auch wir sind fern davon, einen Stand zum Kriege gegen den anderen aufrufen zu wollen. Auch wir wissen wohl, daß manche bestgesinnte Grundbesitzer gegenwärtig in schwerem Existenzkampfe stehen. Auch wir wollen ernstlich dem glaubenslosen und vaterlandslosen Umsturz eine Mauer entgegenbauen. Auch wir wollen für unseren Kaiser nnd sein Regiment für unser Volk und seine Wohlfahrt mit allen Kräften eintreten. Aber es ist unsre innerste Ueberzeugung: die soziale Frage wird auch in Deutschland nur dann zum friedlichen Ausgleich kommen, wenn das Evangelium von Jesu Christi wieder eine das ganze private und öffentliche Leben gestaltende Macht wird.

Stettin, den 12. November 1895.

Die unterzeichneten Mitglieder des Pfarrervereins, Bez. Stettin.

Borck, Brennekam, Gehrke, Hoffmann, Hoppe, Kannenberg, Krüger, Kuhlo, Löwe, Mans, Meyer, Reitzel, Petrich, Rahn, H. Rauh, Sachse, G. Sauberzweig, Schmitz, Sternberg.

* * *

Ueber meine eigene Angelegenheit habe ich meinen verehrten Lesern mitzutheilen, daß mittlerweile die förmliche Anklage gegen mich erhoben und mir die Anklageschrift zugestellt ist. Die Anklage

ist erfolgt auf Antrag des Ministers des Innern Herrn von Köller. Sie lautet auf Beleidigung der Königlich preußischen Polizei und ihrer Organe, die in einigen Ausdrücken der Politischen Korrespondenz des Oktoberheftes gefunden wird. Bei meiner ersten Vernehmung war mir von dem vernehmenden Richter gesagt worden, es handle sich um eine Beleidigung der politischen Polizei. Diese Differenz zwischen Polizei und politischer Polizei, wodurch sie auch entstanden sein mag, ob durch irgend einen einfachen Schreib- oder Lesefehler an irgend einer Stelle oder sonst wie, erscheint gänzlich bedeutungslos, da es sich auf jeden Fall um die Polizei in ihren politischen Funktionen, nicht um Armen-, Bau- oder Gesundheits-Polizei handelt. Es würde nicht der Mühe werth sein, darüber irgend ein Wort zu verlieren, wenn nicht ein höchst auffälliges offiziöses Preßmanöver daran geknüpft worden wäre. Nachdem ich selbst in unserm vorigen Heft die Mittheilung von dem Strafantrag gemacht, erschien in den Zeitungen eine Notiz, meine Mittheilung „entbehre der Begründung“; es handele sich lediglich um eine in der Form meines Artikels gefundene Beleidigung der Polizei und ihrer Organe und das Strafverfahren „entbehre demnach jeden politischen Beigeschmacks“. Dieses Dementi war, wie ich mich seitdem vergewissert habe, offiziös, muß also vom Ministerium des Innern ausgegangen sein. Von der Wendung, daß meine Mittheilung der Begründung entbehre, will ich ganz absehen, und auch den Schluß, daß das Strafverfahren gegen mich des politischen Beigeschmacks entbehre, weil es sich um eine Beleidigung der Polizei im Allgemeinen und nicht speziell der politischen Polizei handele, will ich auf seine Logik nicht prüfen. Wie sie auch begründet sein mag, ich will die Thatsache hinnehmen, daß der Herr Minister des Innern verkünden läßt, die Strafverfolgung gegen mich solle nicht politischer Natur sein. Alles was ich über die Sache selbst zu sagen habe, stelle ich zurück bis zur Entscheidung. Nur das Eine will ich schon heute dem Herrn Minister entgegenhalten: Wenn er, wahrscheinlich etwas überrascht über die Aufnahme, welche seine Anklage in der gesammten deutschen Presse gefunden, geglaubt hat, den Eindruck dadurch abzuschwächen, daß er selbst seinem Verfahren den politischen Beigeschmack abspricht, so hat er seine Stellung damit schwerlich verbessert. Wenn Herr v. Köller nachdem er seine Energie an den Sozialdemokraten genügend bewiesen, nunmehr hätte zeigen wollen, daß sie auch vor Professoren und sonst bewährten Patrioten, die ihm opponiren, keinen Halt mache, so hätte er darin wenigstens Konsequenz gezeigt. Von jenen traurigen Tagen an, da die preußische Polizei Ernst Moritz Arndt, dem Sänger des Vaterlandsliedes, das Halten von Vorlesungen an der Universität Bonn verbot, weil Sand Kotzebue ermordet hatte, bis zur Entfernung des Sängers des zweiten Vaterlandsliedes „Deutschland, Deutschland über alles“ aus seiner Professur in Breslau, und so fort und so fort, hat die preußische Polizei leider Lorbeeren dieser Art reichlich, überreichlich gesammelt. War es auch

Wahnsinn, hatte es doch Methode: die Revolution zu erdrücken, indem man das geistige Leben überhaupt erwürgte. Man mag zufrieden sein, daß Herr v. Köller gemäß seinem Dementi nach solchen Lorbeeren nicht strebt. Aber was soll man von einem Minister des Innern und Chef der Polizei sagen, der gegen eine Zeitschrift wie die „Preußischen Jahrbücher" und einen Mann von meiner politischen Vergangenheit wegen eines politischen Artikels einen Strafantrag stellt, und sich dann wundert, daß die Welt darin einen politischen Beigeschmack empfindet? Wenn es Ihnen Ihr eigenes literarisches Bureau nicht vorgelegt hat, Herr Minister, so will ich es Ihnen sagen: in hundert und aber hundert Zeitungen, deutschen und außerdeutschen, ist auf Ihre Anklage die Antwort erfolgt, die in den verschiedensten Wendungen und Tonarten immer wieder auslautet: Diese Regierung hat es nicht verstanden, die Arbeiterwelt zu gewinnen, jetzt entfremdet sie sich auch noch die Gebildeten. Die deutschen Zeitungen fast ohne Ausnahme, die Times und Daily Telegraph in London, das Journal des Debats und der Temps in Paris, dänische, holländische, belgische, italienische Zeitungen haben Artikel über diese Anklage gebracht. Und diesen Erfolg, Herr Minister, haben Sie nicht einmal mit Absicht hervorgerufen? Sie haben garnicht den Willen gehabt, eine politische That zu thun? Ganz aus Versehen, ohne jeden politischen Beigeschmack, nur um einige angebliche formal beleidigende Ausdrücke zur Bestrafung zu bringen, haben Sie eine solche Bewegung hervorgerufen?

Siehe da, ein Staatsmann!

21. 11. 1895. Delbrück.

